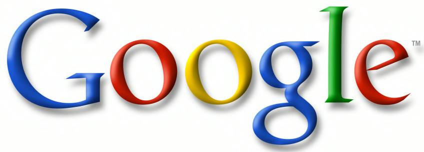


Catalog der Romane No. 581.

Heinrich von Mömpelgard

und

Elisabetha von Bitsch.

Historischer Roman aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts

von

Theodor Griesinger.

I. Band.

Stuttgart.
Verlag von Gebr. Mäntler (A. Kröner).
1860.

Druck der K. Hof- und Canzlei-Buchdruckerei von Gebr. Mäntler
in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Erstes Capitel.

Die vier Grafen von Württemberg 1

Zweites Capitel.

Die Hinrichtung Peter von Hagenbach's 37

Drittes Capitel.

Der Verrath 69

Viertes Capitel.

Karl der Kühne und Heinrich von Mömpelgard . . 107

Fünftes Capitel.

Die Befreiung 169

Sechstes Capitel.

Das Wiedersehen 197



Erstes Capitel.

Die vier Grafen von Württemberg.

Gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts war Württemberg durch Krieg, Erbschaft, Heirath und Kauf bereits zu einer mächtigen Grafschaft herangewachsen und sogar manchem Fürstenthum gleichzusetzen. Dessen ungeachtet schien es damals im Begriffe zu sein, das Schicksal anderer Grafschaften zu theilen, welche ebenfalls durch die Bemühungen ihrer Stifter oder einzelner hervorragender Glieder zu einem starken Körper angeschwollen waren, aber nun eben so schnell, wenn nicht noch schneller wieder zerfielen, als sie Zeit gebraucht hatten, zu erkräftigen. Wir könnten im südlichen Deutschland und sogar im Schwabenlande selbst nicht wenige Geschlechter anführen, welche bestimmt schienen, ihr adeliges Wappen in einen fürstlichen Schild umzuwandeln oder gar noch höhere Würden anzustreben, und die dennoch ein Jahrhundert später fast spurlos aus dem Weltschauplatz verschwanden, ohne etwas Anderes zu hinterlassen, als die Thorheit, mit der sie das

Lächeln der Glücksgöttin verschmähten oder wenigstens nicht zu benützen verstanden.

Der Grund solch' schnellen Wechsels lag vielfach, oder vielmehr fast immer in dem Umstande, daß die Güter nach dem Tode des Vaters unter die Söhne nach der Kopfzahl getheilt wurden. Ein oder der Andere der Stammväter hatten sich vielleicht unendlich viele Mühe gegeben, ein respektables Anwesen zusammenzubringen; die unmittelbaren Nachkommen hatten gestrebt, den Eltern nachzuahmen, und Schatz auf Schatz, Gut auf Gut, Recht auf Recht, Unterthan auf Unterthan zu häufen, so daß nach Verfluß von ein Paar Jahrhunderten ein Besitzcomplex fertig war, dessen Inhaber es versuchen mochten, selbst dem Kaiser Recht abzutrotzen. Nun aber traf es sich, daß ein Vater verschiedene Söhne hatte, deren Keinen er auf Kosten des Andern benachtheiligen wollte. Er gab sich auch nicht die Mühe, die Uebrigen außer dem Erstgebornen anderweitig, sei's im geistlichen oder weltlichen Stande, zu versorgen, sondern er schritt einfach zur Theilung und hinterließ jedem seiner männlichen Nachkommen „gleich viel" Hab und Gut, „gleich viel" liegendes Eigenthum. Die Söhne ahmten abermals dem Vater nach, und da jeder von ihnen wiederum mit verschiedenen Sprossen seiner ehelichen Zärtlichkeit gesegnet war, so wurde natürlich der bereits getheilte Theil nochmals und nochmals zerrissen, um „ebenfalls Jedem sein Recht widerfahren zu lassen." So ward in

wenigen Decennien aus der ersten Theilung in zwei oder drei Portionen, die noch immer als „ansehnlich“ gelten konnten, eine Zersplitterung in zehn oder zwölf Antheile, die von der früher mächtigen Herrschaft nichts mehr übrig ließen, als den Namen. „Die Grafschaft war verschwunden, die Grafen waren geblieben.“

Gerade so schien es damals auch in Württemberg werden zu wollen. Zwar hatten die württembergischen Grafen nach und nach bis gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts nicht weniger als fünferlei Fürsten und Herzoge, eilferlei Grafen und Grafschaften und fünfzehnerlei Barone und Baronieen fast gänzlich ausgekauft und in sich absorbirt, so daß die Grafschaft Württemberg eine der herrlichsten war im deutschen Lande und selbst nur wenigen Herzogthümern nachstand, da sie über hundert und fünfzig Städte, Dörfer und Schlösser zählte; aber diese Grafschaft, so mächtig sie als Ganzes war, so unmächtig war sie wieder, wenn man bedenkt, daß sie getheilt und schon seit längerer Zeit getheilt war, so daß ihre Besitzer zwar alle „Grafen von Württemberg“ hießen, aber nur die Kraft ihres Antheils besaßen, nicht die Kraft Württembergs. Die Zersplitterung war allerdings damals, um das Jahr 1470 nämlich, noch nicht groß, denn man hatte das Land vorderhand nur halbirt; allein die eine Hälfte war im Begriff, wiederum halbirt zu werden, und natürlich; wenn die Herrschaft einmal aus drei

Theilen und dazu noch ungleichen Theilen bestand, so mußte es schwer halten, diese Abfälle wieder unter einen Hut zu sammeln. Somit schien es unausbleiblich zu sein, daß die Grafschaft Württemberg zerfiele, gerade wie die einst so mächtige Grafschaft Berg, die Grafschaft Helfenstein und andere ebenfalls zerfallen waren. Aber gerade in jener Zeit fügte es der allweise Lenker der Weltschicksale, daß der Grafenstuhl der einen Hälfte Württembergs von einem Manne besetzt war, dergleichen damals und später Wenige lebten, von einem Manne, der durch seine Klugheit, Kraft und Rechtlichkeit, besonders aber durch seinen politischen Scharfblick seinem Zeitalter weit voranschritt und der hiedurch einzig und allein das Verdienst hat, daß Württemberg das wurde, was es geworden ist. Dieser Mann war Graf Eberhard im Bart, der nachmalige erste Herzog Württembergs, der Gründer der Einheit und Unzertheilbarkeit dieses Landes.

Der Theil, den Graf Eberhard beherrschte, war der sogenannte Uracher Theil, nämlich alles Land und Gut, so rechts vom Neckar lag, mit der Hauptstadt Urach auf der Alp. Den andern Theil links vom Neckar, mit der Hauptstadt Stuttgart, besaß sein Oheim, Graf Ulrich, der Vielgeliebte genannt. Die Grafschaft Mömpelgard, welche damals ebenfalls zu Württemberg gehörte, ob sie gleich gänzlich abgetrennt davon über'm Rhein drüben im Lothringen'schen und Elsäßischen lag, gehörte ebenfalls dem Grafen Eberhard an.

Erblich war jeder Theil an die natürlichen Nachkommen, also der Uracher Theil mit Mömpelgard an die Söhne Eberhards und der Stuttgarter Theil an die Söhne Ulrichs. Eberhard war zwar noch unverheirathet, aber im Begriff in die Ehe zu treten; Ulrich dagegen hatte zwei erwachsene Söhne: Eberhard (der „Jüngere“ genannt, zum Unterschied von Eberhard im Bart oder Eberhard dem Aelteren) und Heinrich. Somit schien der „Stuttgarter Theil“ von vornweg ganz nothwendig zu einer abermaligen Theilung bestimmt und wahrscheinlich sogar zu einer noch weiteren Zerreißung, da Eberhard der Jüngere bereits verehelicht war. Daß aber der Uracher Theil nach der in damaligen Zeiten üblichen Regierungsweise im „Zersplittertwerden“ ebenfalls nicht zurückbleiben könne, daran zweifelte natürlich Niemand.

Nur Einer dachte ganz anders, und das war Graf Eberhard im Bart. Er hatte trotz seines jungen Alters der Erfahrungen mehr, denn ein Anderer seiner Mitfürsten. Hatte er doch schon der Reisen gar viele und mancherlei gemacht und war sogar im gelobten Lande gewesen, um die heiligen Stätten zu sehen und am Grabe des Erlösers zu beten! Auch Frankreich und Italien hatte er besucht und sich am Hofe des Pabstes zweimal längere Zeit aufgehalten. In Deutschland war ihm fast keine Stadt unbekannt geblieben, denn der Kaiser hatte ihn schon mehrmals an seinen Hof gezogen und die Fürsten des deutschen Reichs thaten wenig ohne

seinen Rath und Beistand, wenn es sich um eine das „Reich“ angehende Sache handelte. Ueberdieß hatte ihm Gott außer einem klaren, verständigen Blicke ein hochherzig Gemüth und und einen tapferen, geraden Sinn verliehen, daß er Alles ganz anders auffaßte, als manche seiner vorurtheilsvollen Standesgenossen, welche für Nichts Lust hatten, als für Banquetiren und Hofiren, für Spielen, Tanzen und Tourniren. Zudem kam, daß seine Mutter, unter deren Leitung er nach dem frühzeitigen Tod seines Vaters, des Grafen Ludwig, erzogen worden war, und welche bis in sein späteres Alter den größten Einfluß auf ihn ausübte, eine Frau von solcher tugendsamen Geisteshoheit war, daß man sie allgemein über alle andere Frauen der damaligen Welt stellte und ihren Rath und Beistand auf weite Ferne hin suchte.

Unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, daß der junge Graf Eberhard, dessen Weisheit und Tugend sprichwörtlich wurden, persönlich zu großen Ehren und zu großer Berühmtheit gelangte, um so mehr, als er mit seinen eminenten geistigen Vorzügen auch eine große körperliche Gewandtheit und eine ritterliche Unerschrockenheit verband, die vielleicht nur von der des damals berühmtesten schwäbischen Ritters, des Georg von Ehingen, übertroffen wurde. Es war aber dem Grafen weniger um seine eigene Berühmtheit, weniger um Huldigungen zu thun, die man seiner Person darbrachte, als vielmehr

um die Zunahme seines Landes an Ansehen und Macht, um die Erkräftigung seiner Grafschaft an Wichtigkeit und Einfluß im großen deutschen Reiche. So weise und erfahren nämlich der Graf Eberhard im Bart schon in früher Zeit, nämlich nach Zurücklegung der ersten Hälfte der zwanziger Jahre war, so leichtfertig und unbändig war er früher in den ersten Jahren seines Jünglingsalters gewesen. Gleich jenem berühmten englischen Prinzen Heinrich hatte er von seinem vierzehnten bis zum zwanzigsten Jahre nichts gekannt, als „die Liebe und die Lust", und manch' toller Streich ward von ihm verübt, den nicht einmal seine tiefe spätere Reue wieder gutmachen konnte, wie denn auch seine körperliche Gesundheit unter den Stößen des wilden Jugendlebens sichtbarlich gelitten hatte, so daß er einem nur allzu frühen Tode entgegenging.

Allein gerade die Erfahrungen, die er so selbst gemacht hatte, gerade die Selbstüberwindung, die von innen heraus kommend ihn zu einem andern Leben führte, gerade der nicht durch äußeren Druck veranlaßte, sondern durch eigenen freien Entschluß hervorgerufene geistige Obsieg über den Drang zur „Sünde und zum Leichtsinn", den er mit allen kräftigen Naturen theilte, — gerade dieses Alles war die Ursache, daß er es über sich vermochte, nicht an seinen eigenen Ruhm, an sein eigen Wohlergehen, sondern an den Ruhm des ihm anvertrauten Landes, an

das Wohlergehen des ihm anvertrauten Volkes zu denken. Er wußte wohl, daß die Unterthanen, die das eine Mal diesen, das andere Mal jenen Herren zu huldigen und zu gehorchen haben, nie und nimmer zu Glück und Wohlstand gelangen, er wußte wohl, daß das Land, das immer und immer wieder zerrissen und getheilt wird, nimmermehr Ruhe erhält und Zeit gewinnt, um gedeihlich zu wachsen und reife Früchte zu treiben, sondern daß es vielmehr mit jedem Jahre seinem Ruin und Verfall mehr entgegeneilt, gerade wie ein Haus, das verschiedene Besitzer zählend nie renovirt wird, sondern endlich verlottert und zerfällt, weil die verschiedenen Eigenthümer sich über die nöthigen Reparaturen und Neubauten nicht einigen können. Demnach war sein einziges Bestreben, Land und Leute in Württemberg unter einen Hut zu bringen. Mit diesem Endziele seines Lebens bezweckte er nicht, wie ihm Einzelne vorwarfen, seine eigene Größe, sondern er strebte darnach, für die Württemberger den bleibenden Keim einer besseren Zukunft zu legen. Um aber diesen großen Zweck, „das Glück und die Wohlfahrt des württembergischen Landes", zu erreichen, mußten nothwendig die Kräfte des Hauses und Landes vereinigt und der Kitt, der sie zusammenhalten sollte, so fest gemacht werden, daß Württemberg nie mehr in zwei oder mehr Körper zerfallen könnte.

Nachdem wir nun dieses, was zum Verständniß der nach-

folgenden Capitel nothwendig war, vorausgeschickt, beginnen wir mit unserer Erzählung.

Es war der 12. Juli des Jahres 1473, der Tag vor dem „Aposteltheilungstag.“ Die Sonne schien hell und klar in das schöne Alpthal, in welchem die Stadt Urach liegt, aber die Bewohner derselben schienen keine Zeit zu haben, sich nach Gottes Sonnenlicht und dem blauen Himmelszelte umzuschauen, denn sie waren fast alle auf dem Marktplatze versammelt oder bewegten sich in der Nähe des gräflichen Schlosses herum, das nicht weit davon entfernt lag. Sogar die Weiber und Kinder litt es nicht zu Hause, sondern die letzteren tummelten sich in den Straßen wie an einem Feiertage, und die Ersteren standen an den Ecken fröhlichen Angesichtes bei einander, die Hände in die Seiten gestemmt und von den Zungen lustigen Gebrauch machend. Es war also offenbar kein trauriges Ereigniß, welches die Bewohner Urachs in Bewegung setzte, was auch schon daraus ersichtlich, daß die Männer alle in Sonntagsgewanden und unbewaffnet erschienen. Was es aber immer gewesen sein mag, so viel war sicher: die Neugierde schien sich mit jeder Viertelstunde zu vermehren und — eine kurze Mittagsrast abgerechnet, blieb Jedermann, ohne sich irren zu lassen, auf den Straßen und freien Plätzen, ohne daran zu denken, irgend ein Geschäft vorzunehmen. Von Zeit zu Zeit lief ein fröhliches Wort

durch die Menge, was allemal der Fall war, wenn wieder Einer die Freitreppe des Schlosses herabkam, und sich unter die Männer, so vor dem Schlosse versammelt waren, mischend, ihnen eine Mittheilung machte, die augenscheinlich die Interessen Aller in Anspruch nahm. Die guten Bürger von Urach hatten auch Grund, sich zu freuen, denn in dem großen Conferenzsaale des Schlosses, der erst vor wenigen Jahren neu angebaut worden war, hatten sich die Abgeordneten der württembergischen Landschaft versammelt, um darüber zu berathen und zu beschließen, wie die getheilte Grafschaft Württemberg wieder in Ein Land mit Einem Recht und Einem Herrn zusammengeworfen werden könnte, unbeschadet der Rechte der Herren Grafen, welche sich jetzt in die Grafschaft getheilt hatten. Derjenige, welcher den Landtag berufen hatte, war der junge Graf Eberhard, „im Bart“ genannt, und es waren daher schon den Tag zuvor seine Herren Vetter mit großem Gefolge in die Stadt eingeritten. Diese waren seines verstorbenen Herrn Vaters Bruder, Graf Ulrich, genannt der Vielgeliebte, und dessen beide Söhne: Eberhard, der Jüngere, und Heinrich, der künftige Stammvater Württembergs. Außer ihnen und ihren Räthen hatten sich auch die Prälaten der württembergischen Klöster, sodann die ersten Ritter, Grafen und Barone des Landes, so wie endlich die Vögte und Keller der verschiedenen Städte und Amteien eingefunden. Sie alle waren theils im Schlosse selbst, theils in dem neben der

Kirche sich befindlichen Kloster, theils aber auch bei den reicheren Bürgern und Einwohnern einquartirt worden, und saßen nun schon sechs volle Stunden in dem großen Conferenzsaale bei einander, um die für ganz Württemberg gleich hochwichtige Angelegenheit zu einem gedeihlichen Ende zu bringen. Schon ging es gegen Abend, denn es war bereits fünf Uhr vorüber, und noch immer vernahm man nichts von einem Schluß der Sitzung, obwohl von Zeit zu Zeit Botschaft aus dem Saale kam, daß Alles „im Rechten" sei und einen friedlichen Ausgang nehmen werde. Da plötzlich hörte man ein großes Geruf und wie die Leute aufhorchten, vernahmen sie ganz deutlich ein donnerndes Hurrah und Hoch, das im Conferenzsaale ausbrach. Das Geschäft mußte also nun wohl zu Ende sein. In der That erschien auch gleich darauf Johann Ringot, der Vogt zu Urach, ein tapferer Herr und einem hochgeehrten Geschlechte angehörig, obwohl kein Freiherr oder Ritter, auf der Freitreppe des Schlosses. In voller Amtstracht und mit bedächtigem Schritt, gefolgt von einer langen Reihe von Herren in ähnlicher Tracht und zum großen Theil mit klirrenden Füßen, ging es dem Rathhause zu. Gleich darauf ertönte die Bürgerglocke, welche die gesammte Einwohnerschaft vor den Balkon des Rathhauses berief. Sie ertönte auch nicht vergeblich, denn in wenigen Minuten war der große freie Platz vor dem Rathhause auf dem Markte dicht mit Menschen besetzt. Nun trat Johann Ringot auf

den Balkon und winkte mit der Hand. Allsobald trat lautlose Stille ein.

„Bürger, Beisitzer und württembergische Leut“, rief der Vogt mit lauter volltönender Stimme, „ihr wißt Alle, warum unser Herr Graf, der Eberhard, und ihre Liebden, sein Herr Oheim, der Graf Ulrich mit seinen beiden Söhnen, den jungen Grafen Eberhard und Heinrich, hier mit einander zusammengerathen und ebenso die Abgeordneten der ganzen Landschaft, alle Vögt und Keller und Amtleut, sowie die Herren Prälate und Aebte, mitsammt der hohen Ritterschaft des Landes, Alle in einem Convent hier zusammengetreten sind. Es geschah, um zu sehen, ob es nicht möglich sei, zu verhindern, daß das Land Württemberg in weitere Trennung gerathe, und um vorzusorgen, daß, wenn Einer oder der Andere unserer regierenden Herren, welchen Gott langes Leben verleihen möge, mit Tod abginge, die ganze Grafschaft an den Einen Ueberlebenden oder seinen Sohn falle, damit Württemberg künftig wieder Ein Land sei und nie mehr getheilt werde. Solches Werk ist nun glücklich zu Ende gediehen und ein Vertrag aufgesetzt worden, den unsere regierenden Herren beschworen und zu halten gelobt haben. Eben jetzt ist der Kanzler unseres Herren Grafen daran, die Urkund aufzusetzen, welche im ganzen Lande öffentlich verlesen und an die Rathhäuser angeschlagen werden soll. Alle Prälaten, Aebt und Pröbst, die ganze hohe Ritterschaft mit dem Landhofmeister an der Spitz, alle Vögt, Schultheißen,

Keller, Burgermeister und Richter haben freudig zugestimmt und alle Gemeinden des Landes werden mit Jubel ihr Ja dazu sagen; wir aber hier in der guten Stadt Urach, der ersten des Landes nach Stuttgart, wir dürfen jetzund schon unsere Freud bezeugen und ein Hosiana anstimmen über die glücklich vollendete Vereinbarung. Oder, so frage ich nun, ist vielleicht Einer unter Euch, der nicht seine Zustimmung geben wollt, der sags frei heraus, wie's einem freien Manne ziemt. Die aber, so beistimmen, die heben ihre Händ empor und schwören, den Vertrag zu billigen, für sich und ihre Kinder und Enkel, und zu halten daran mit Gut und Blut, daß auch nicht ein Jota geändert werden möge. Amen."

Also sprach der Vogt Johann Ringot, und wie er geendet, zog er sein Barrett ab und hob die rechte Hand gen Himmel als zu einem feierlichen Eidschwur, und die ganze Bürgerschaft zog die Hüte ab und streckte die rechte Hand gen Himmel und sprach den Schwur im Stillen nach. Nicht Einer war, der nicht die Hand emporgehalten hätte, und die Weiber, so Kinder auf den Armen hielten und im äußeren Kreise standen legten diesen die Händlein zusammen, daß auch sie den Schwur bekräftigen möchten.

Eine lautlose Stille herrschte. Während aber die Menge also feierlich stand und im Innern gelobte, treu und fest zu seinem Regenten und dem neuen Vertrag zu halten, da trat

ein Mann fast geräuschlos mitten unter die Bürger. Es war ein noch ziemlich junger Herr von wohl kaum mehr als achtundzwanzig Jahren, aber mit einem ernsten, obwohl freundlichen Gesichte. Er war klein von Gestalt und doch kräftig. An seinen Füßen klirrten Rittersporen und um seine Schultern hing ein schwerer Sammtmantel. Auf dem Haupte trug er ein seiden Barret und zur Seite hing ein breites Schlachtschwert. Vor Allem aber zeichnete ihn ein langer Bart aus, der ihm beinahe das ganze Gesicht verdeckte und fast bis an den Gürtel ging. Nicht Ein Diener folgte ihm, sondern ganz allein trat er unter die Menge. Wie nun die Männer aber ihren Blick, den sie gen Himmel gerichtet gehabt, wieder zur Erde senkten, und den kleinen, bärtigen Herrn unter sich erblickten, da war es, als ob auf einmal eine große Freudigkeit unter dieselben gekommen wäre. Ihre Gesichter verklärten sich und die so eben noch lautlose Stille ward urplötzlich in ein großes Freudengeschrei verwandelt.

„Hurrah! Hoch! Unser Graf Eberhard hoch!“ So scholl es laut und immer lauter. Alle drängten sich um den Herrn und Jeder wollte der Nächste an ihm sein. Er gab ihnen die Hand, gleich wie Brüdern, und sprach freundlich zu ihnen. Wie aber das Gedränge gar zu arg wurde, und besonders die Weiber Alles durchbrachen, um ihm ihre Kinder in den Arm zu geben, daß er sie segne, da lachte er gar leutselig und sprach laut, mit weit vernehmlicher Stimme:

„Laßt's nur gut sein, Leute, es soll schon gelten. Weiß ich ja doch, daß ihr mich alle gleich sehr liebt und ehrt. Drum hätt' ich euch gern Alle, wie ihr da seid, zu mir geladen auf's Schloß zum Banquet, das ich zu Ehren des heutigen Tages gebe; aber obwohl das nicht sein kann, denn ich habe der Gäste fast mehr als viel, so soll euch doch eure Freude auch nicht entgehen. Darum hab' ich meinem Kellermeister befohlen, daß er zehn Faß Wein auf's Rathhaus schaffe, und meinem Küchenmeister, daß er es an Fleisch und Brod nicht fehlen lasse. Und Jeder von Euch soll sich sein Theil nehmen und sich dran erlustiren in Zucht und Ehren, denn dieses Tags soll man noch in Württemberg gedenken, wenn unsere Kinder und Kindskinder schon längst in kühler Erde liegen."

Natürlich brach nun der Jubel von Neuem los und der Graf hatte Mühe, durch die dichte Masse durchzukommen. Da schlug ihm plötzlich ein kräftiger Arm auf die Schulter, und wie er sich umwandte, da schaute er in ein gar fröhliches und doch mannhaftes Gesicht. Dieß gehörte einem Jüngling von wohl kaum vierundzwanzig Jahren an, der, von kraftvoller Statur und hohem Wuchse, den älteren Grafen um wohl einen Schuh überragte. Derselbe war vom Kopfe bis zum Fuße geharnischt, und nur statt des Helmes trug er ein Barret mit rother Feder, unter welchem eine Fülle blonder Locken über die frischrothen Wangen herabwallten.

„Hei, lieber Vetter“, sprach der jüngere Herr lustig, „man hat mich also nicht belogen, als man mir sagte, daß Du gar hoch geliebt und verehrt seiest auch von den Geringsten deiner Unterthanen. Fast möcht' ich Dich drob beneiden, und wenn ich nicht schon Ja dazu gesagt hätte, ein geistlich Blut und ein Heiliger im Chorrock zu werden, so möchte es mich fast gereuen, Dir nicht nachahmen zu können, um auch dereinst als Vater unter meinem Volke zu wirken.“

Mit diesen Worten schob er seinen Arm unter den des Grafen Eberhard, und die Menge machte ihnen nun ehrfurchtsvoll Platz, als sie mit einander dem Schlosse zuschritten. Graf Eberhard erwiederte eine Weile nichts; wie sie jedoch aus dem Gedränge heraus waren, nnd nicht mehr belauscht werden konnten, sah er seinem fröhlichen Begleiter, der ein gar schöner junger Herr war, freundlich in's Gesicht, und drückte ihm kräftig die dargebotene Rechte.

„Mit dem geistlichen Blut, Vetter Heinrich“, meinte er lächelnd, „scheint es mir nicht gar weit her zu sein. Taugst wohl besser in den Banquetsaal und in's Gemach des Frauenzimmers, und noch besser auf den Turnierplatz und ins Schlachtgetümmel, als hinter die Kutt und den Meßschemmel. Ein fröhlich Herz, wie deins, sollt' sich der Welt nicht verschließen.“

„Nein, nein“, erwiederte Graf Heinrich, denn dieser war der schöne blühende Jüngling. „Es ist besser so, wie es ist.

Könnt' michs ja doch sonst vielleicht darnach gelüsten, den Vertrag, den wir heute geschlossen, wieder umzuwerfen. Bin ich aber erst Bischof von Mainz und hab' nebenher die kleine Herrschaft Mömpelgard, die Du mir heute abgetreten, zur Verwaltung, so bin ich zwar nur ein kleiner Graf und geringer weltlicher Herr, aber um so mehr Werth hat mein Bischofssitz. Und zu viel Mühe wird mir das Amt nicht machen, denn meine geistlichen Pflichten gedenke ich nicht allzu schwer zu nehmen."

Noch einmal sah ihm Graf Eberhard in's Gesicht und dießmal wurde sein Blick ernster, je länger er hinsah.

„Wenn Deines Bruders Eberhard Ehe kinderlos bleibt", versetzte er endlich mit fast bewegter Stimme, „und fast scheint es, daß es bei des Eberhard Lebensweise also kommen muß, so bist Du der Nächste, das Land zu erben, und wenn ich's wohl bedenk', so soll mich das nicht betrüben, denn du hast jedenfalls mehr Herz und Liebe für das Volk, als dein Bruder, dem fast nichts theuer ist, als sein Vergnügen und seine Lustbarkeit."

„Ei, Du vergissest ja, daß Du selbst gesonnen bist, in den Stand der heiligen Eh' zu treten", lachte Heinrich mit schelmischem Blick, „und hoffentlich wirst Du meinem leichtsinnigen Bruder in der Vernachlässigung Deiner Frau nicht nachahmen. Hast Du aber einen männlichen Erben, dann ist mit meiner Erbschaft auf Württemberg null und nichtig.

Drum sag' ich aller Hoffnung lieber gleich jetzt Valet und bereite mich auf mein künftiges Amt vor."

Graf Eberhards Gesicht heiterte sich wieder auf und er konnte sogar ein Lächeln nicht unterdrücken, als er sein Auge über die kräftige Gestalt seines Vetters hingleiten ließ und dessen ritterliche Kleidung, die so wenig Aehnlichkeit mit einem Mönchsgewande hatte, betrachtete. Er sprach aber kein Wort der Entgegnung, und Arm in Arm betraten sie das Schloß, wo ihrer die übrigen Gäste mit Ungeduld warteten, denn das Banquet sollte im Augenblicke beginnen.

Dasselbe fand statt im großen Rittersaale des Schlosses. Zehn lange Tafeln, so in zwei Reihen einander gegenüber standen, waren dazu hergerichtet und an jeder derselben präsidirte ein Marschall, oder Haushofmeister, oder auch ein anderer ritterlicher Beamter des Grafen Eberhard. Am eilften und auch zugleich kleinsten Tische, der zu oberst, aber gerade in der Mitte der zwei Tischreihen stand, so daß man von ihm aus alle Tafeln übersehen konnte, waren nur vier Gedecke aufgelegt, denn hier saßen die vier Grafen von Würtemberg ohne einen weiteren Gesellschafter, da sie sich in ihrer Unterhaltung, die ja doch den heutigen Vertrag betreffen mußte, ohne Zweifel von keinem Fremden stören lassen wollten. An jeder Tafel standen zwei Mundschenken, welche jeden Becher wieder zu füllen hatten, sobald er geleert war, nur bei dem Grafentische standen vier Mundschenken, für jeden Grafen

einer. Die Speisen, so meist aus verschiedenen Fleischgattungen zahmer Hausthiere, sowie aus Geflügel und Wildpret bestanden, wurden von eigenen Speisemeistern, ebenfalls für jeden Tisch zweien, aufgetragen, und waren es der Gänge zwölf. Auf einem erhöhten Platze am andern Ende des Saales, dem Tische der Grafen gegenüber, waren einige Hornbläser mit etwelchen Sängern aufgestellt, welche liebliche Weisen vortrugen, das Mahl zu würzen. Ehe jedoch dieses begann, erhob sich der Abt von Zwiefalten, als der vornehmste unter den Prälaten, und sprach das Tischgebet. Als solches beendet, fiel die Musica ein, und der Graf von Werdenberg, als erster Beamter des Grafen Eberhard im Bart, brachte, vordem man sich setzte, den ersten Toast auf die vier Grafen von Württemberg aus. Nun erst begann das Essen, und da die Herren sechs Stunden lang in Berathung gewesen waren, so brauchten die Speisemeister keines langen Zuspruchs, um dieselben zum Essen zu nöthigen. Um so viel mehr, fast zu viel, hatten die Mundschenken zu thun, denn Becher auf Becher ward von den durstigen Gästen geleert.

Nur Einer war, der sich während der ganzen Mahlzeit nicht setzte, sondern Alles stehend genoß. Es war dieß der junge Graf Eberhard, der erstgeborne Sohn des Grafen Ulrich, ein Jüngling von etwa sechsundzwanzig Jahren, groß und stark, wie sein Bruder, der Graf Heinrich, aber doch diesem in Vielem unähnlich. Denn wenn der Letztere frisch

und fröhlich blühte, wie eine junge Rose, so war bei dem älteren Bruder das ganze Gesicht fast dunkelroth gefärbt und die Augen quollen beinahe aus dem Kopfe hervor, wie dieß in Folge unmäßigen Trinkens bei vielen Personen zu geschehen pflegt. Die Lippen waren verächtlich aufgeworfen und die tief eingegrabenen Züge, welche um beide Mundwinkel herabliefen, verkündeten, daß die zu schnell genossenen Jugendfreuden bereits tiefe und bleibende Spuren zurückgelassen hatten. Fast noch frischer, als der Sohn, sah der alte Herr vom Stuttgarter Theil, der Graf Ulrich aus, denn obwohl er damals die Fünfzig schon seit einigen Jahren passirt hatte, so war doch sein Gesicht rund und seine Augen lachten fröhlich und wohlgemuth. Damit stand der stattliche, wohlgenährte Körper in guter Uebereinstimmung, denn es lag darin ein weiterer Beweis, daß Graf Ulrich von durchaus gutmüthiger und gegen Jedermann holdseliger Natur war. Auch heute Abend erglänzte sein Gesicht wieder in großer Freundlichkeit, und nur hie und da war es, als ob ein trüber Schatten drüber hinflöge, wenn er seinen Blick von dem Grafen Eberhard dem Aelteren auf seinen Erstgebornen, den Grafen Eberhard den Jüngern, hinschweifen ließ. Dagegen lachte sein Auge wieder sonnenhell, wenn er seinen jüngeren Sohn, den Grafen Heinrich, betrachtete, den auch Niemand ansehen konnte, ohne daß er ihm im Herzen gut geworden wäre.

Die Tafel hatte etwa eine halbe Stunde gedauert un

das viele Kreisen der Becher hatte nicht nur die Folge, daß die Gesichter der Anwesenden sich mehr und mehr rötheten, sondern auch, daß die Unterhaltung lebhafter und lebhafter wurde. Man durfte nun nicht mehr besorgt sein, daß die am nächsten Tische Sitzenden darauf hörten, was am andern Tische gesprochen wurde, denn von den Herren, deren immer je zehn an jedem Tische saßen, war ein Jeder fast nur mit sich selbst beschäftigt. Da ließ sich Graf Ulrich seinen Becher bis zum Rande füllen und befahl dem Mundschenken, der hinter dem Grafen Eberhard im Bart stand, bei seinem Herrn dasselbe zu thun. Der alte Herr hob seinen Becher und trank's dem Eberhard zu.

„Auf gut Glück des heutigen Tages, Herr Vetter und Liebden," sagte Graf Ulrich. „Möge der von uns abgeschlossene Vertrag den späteren Zeiten zum Heile gereichen."

„Mit Freuden thu' ich Euch Bescheid, Herr Ohm und Vetter," entgegnete Graf Eberhard der Bärtige. „Zwar auf uns selbst, und auf die, so mit uns leben, wird der Vertrag wenig Einfluß haben, denn vorderhand bleibt ja Alles im Alten, wohl aber soll er unsern Nachkommen und den Kindern unserer Kinder zu Gute kommen."

„Nachkommen und Kindern?" rief jetzt der jüngere Graf Eberhard (der einstweilen, da er sich nicht setzte, von einem Tisch zum andern gegangen war und mit gar vielen Rittern und Vögten getrunken hatte, nun aber gerade an den gräf-

lichen Tisch zurückkehrte, um diesem Zwiegespräche mit anzuwohnen) mit fast höhnischem Ausdruck in der Stimme: „Meinen Nachkommen und Kindern wird kein Heil draus erwachsen, denn aus der Eh' mit meiner Frau Elisabeth werden wohl keine Sprößlinge entstammen, so daß also nach menschlichem Ermessen das ganze Erb' Württemberg nothwendig den künftigen Söhnen meines Herrn Vetters Eberhard, des Aelteren, anheimfallen muß. Mein Herr Vetter scheint das wohl erwogen zu haben, als er auf diesen Vertrag drang, denn das ganze Machwerk ist blos zu seinem Nutzen und Vergnügen eingerichtet und stammt auch einzig und allein aus seinem Kopfe."

Graf Eberhard im Bart wurde plötzlich ernst, und Graf Ulrich, Eberhards Vater, erröthete bis unter die Stirne. Auch Graf Heinrich ward roth, aber nicht vor Scham, sondern vor Zorn und sprang von seinem Sitze auf. Ehe aber Einer von ihnen etwas entgegnen konnte, nahm Graf Ulrich das Wort:

„Potz Nießwurz", sprach er, sich mit Würde erhebend, „Potz Nießwurz, Eberhard, das ist nicht die Sprach, die Du reden solltest. Es ist da von keinem Vortheil, weder auf die eine Seit', noch auf die andere, die Rede und den Vertrag, den haben wir beide, mein Herr Vetter von Urach und Ich mit einander gemacht, einer so gut wie der andere, und mach'

Ich gerade so viel Anspruch auf die Ehre, so er unserem Hause bringen soll, als Graf Eberhard thun kann."

Der Letztere hatte sich inzwischen, wenn ihn auch vielleicht die schimpfliche Rede seines Vetters im Augenblick aufgeregt hatte, längst bezwungen, und sah wieder kalt und ruhig drein. Seinen Vetter Heinrich drückte er sanft auf den Stuhl nieder, daß kein Zornesausbruch erfolgen konnte, und nun begann er mit gemessenem Tone, gegen Graf Eberhard den Jüngeren und dessen Vater gewandt:

„Lieber Herr Ohm und Vetter," sagte er, „ich danke Euch von Herzen, daß Ihr also denkt und sprecht, wie Ihr gerade gesprochen habt. Es ist auch kein Jota anders, denn Ihr saget. Und wenn Du, mein lieber Vetter Eberhard, Dich ein wenig neben mich setzen und Dein Herumgehen und Herumstehen aufgeben willst, so will ich Dir mit wenig Worten auseinandersetzen, daß Du mich fälschlich des Eigennutzes beschuldigst."

„Entschuldige ihn," fiel nun wieder Graf Ulrich begütigend ein, denn er war so gutmüthig, daß ihn schon das unsanfte Wort, welches er seinem Sohne so eben gegeben, fast gereute. „Entschuldige ihn, liebwerther Vetter, das Herumstehen und Herumgehen des Eberhard geschieht gewißlich nicht Dir zum Trotz und Spott; mein Sohn ist dessen so gewohnt, seit er von seinen Reisen am französischen Hofe zurückgekommen, daß er es gar nicht mehr lassen kann. Es muß das

im Welschland so Sitte und Brauch sein, denn er hält es auch zu Hause bei mir auf dieselbe Weise und ich hab' seit Jahren nicht gesehen, daß er anders als stehend gegessen hätte."

„Ei, ich will ihm auch keine Vorwürfe machen," erwiederte Graf Eberhard, „aber," setzte er lächelnd, gegen seinen Vetter gewandt, hinzu: „wenn Du auch das Essen nur stehend hinunterbringst, so sollt's doch wohl mit dem Trinken sitzend ebenso gut gehen." *)

Mit diesen Worten zog er den jüngeren Eberhard an seine Seite und drückte ihn auf einen Stuhl nieder. Dieser ließ es sich gefallen, doch sah man's ihm an, daß er noch immer nicht ganz gut gelaunt war.

„Du sagst," begann nun Graf Eberhard im Bart, es sei unser heutiger Vertrag zu meinem, nicht zu Deinem Nutzen. Daraus schließ' ich, Du hast Dir die Bedingungen nicht genau gemerkt, denn die sagen doch ganz deutlich, daß Dein Vater und Du gerade in demselben Recht sein sollen, wie ich. Nur soll wegen Deines Bruders Heinrich das Land nicht noch weiter getheilt werden, und damit dieß

*) Ich brauche wohl kaum zu bemerken, daß diese hier erzählten, wie auch die künftig in dieser Historie vorkommenden Einzelnheiten fast alle historisch sind. Graf Eberhard der Jüngere hatte in der That die Gewohnheit, nur „stehend" zu essen. Auch der Ausdruck „Potz Nießwurz", der Lieblingsfluch des Grafen Ulrich des Vielgeliebten, ist historisch.

nicht geschieht, hab' ich ihm die Grafschaft Mömpelgard mit Horburg und Reichenweiher abgetreten. Schmeckt das etwa nach Eigennutz?"

„Aber vergiß nicht," warf Eberhard der Jüngere ein, „daß Du Dir dafür Wildberg und Bulach und einen Schuldbrief über 40,000 fl. hast geben lassen."

„Gewiß that ich das," erwiederte Eberhard im Bart, „aber diese Summe und Wildberg wiegen die Mömpelgard'schen Güter nicht auf. Sei nicht widerspenstig und verschließ' nicht Dein Inneres dem besten Ermessen. Du weißt wohl, daß vor Allem nöthig war, eine weitere Theilung Deines einstigen Erbes zu verhindern, und das that ich mit der Abtretung von Mömpelgard, womit sich Heinrich aller weiteren Ansprüche entschlägt, es müßte denn sein, daß wir Beide kinderlos stürben, was Gott verhüten wolle. Die Abtretung geschah also Dir zu lieb, nicht Mir. Zum Andern ist festgesetzt worden, daß wir Beide, Du und Dein Vater, auf der einen, und ich auf der andern Seit' unsern Part bis an unser End' fortbehalten sollen, und erst, wenn Einer von uns stirbt, ohne einen Sohn zu hinterlassen, so soll ihn der Ueberlebende erben und also das ganze nunmehr getheilte Land wieder in Eins zusammenwerfen. Auch hierin hast Du so viel Recht, als Ich, denn wenn ich vor Dir sterbe uud habe keinen Sohn, so erbst Du mich, stirbst Du vor mir und bist ohne männlichen Sprößling, so erb'

ich Dich. Wo ist da der Eine vor dem Andern im Vortheil?"

„Wenn Du so redest," entgegnete Eberhard der Jüngere bitter, „so sollt' man meinen, es sei alles ohne Arg' und Hintergedanken geschehen. Aber, Vetter, Du hast eine glatte Zunge und einen klugen Kopf. Du weißt wohl, daß ich mit meiner Brandenburgerin *) nicht zusammenleben werd'. Somit hast Du auch keine Nachkommenschaft von meiner Seite zu befürchten, und das ganze Erb' muß also an Deinen Zweig übergehen."

„Aber warum willst Du nicht mit Deinem Ehegemahl zusammenleben?" versetzte nun Graf Eberhard im Bart noch ernster, denn zuvor. „Ist denn das ein gut Beispiel, das Du gibst, wenn Du mit andern Frauenzimmern aller Art herumcharmirst und Dich lustig machst, und Deine Frau Elisabeth, die es wahrlich nicht verdient hat, in Gram und Trauer ihr Leben hinbringen läß'st?"

„Willst den Sittenrichter machen?" fuhr Eberhard der Jüngere auf. „Wie lang' ist's denn her, daß Du noch in

*) Die Gemahlin Eberhards des Jüngeren war eine Tochter des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, „des deutschen Achilles." Eberhard lebte aber nicht gut mit ihr, oder vielmehr er lebte gar nicht mit ihr, obgleich sie als eine sehr wackere, gebildete und auch nicht unschöne Dame geschildert wird.

Nonnenklöstern verkehrtest?*) Denk' an die Aebtissin von Gnadenzell und gib mir keine guten Lehren." **)

„Ich will Dir keine Vorwürf' machen," erwiederte ruhig Graf Eberhard im Bart. „Davon bin ich weit genug entfernt, denn ich weiß gar wohl, daß jedes Wort, das Dich träfe, noch zehnmal mehr auf mich anzuwenden wäre. Glaub' mir, ich verhehl' mir meine im Leichtsinn verschwendete Jugend nicht, gerade so wenig, als ich's verhehle, daß ich seit meiner Reis' nach Jerusalem, und schon früher, beschlossen hab', wieder gut zu machen, was gut zu machen ist, und nur noch dem Glück meiner Unterthanen zu leben. Mach' Du's auch so. Noch ist Dein Leib von Deiner Jugendkurzweil nicht verzehret, darum kehr' jetzt um und leb' mit Deiner Frauen. Und wenn Du einen Buben bekommst, so gieb ihn mir zur Erziehung, daß ich auch ein Freud' hab' in meinem kommenden Alter. Dann, und darauf gebe ich Dir mein Wort, dann werde ich ledig bleiben

---

*) Historisch. — Graf Eberhard im Bart machte in seiner Jugend all die Streiche mit, die der damalige Adel ausübte, und darunter gehörte hauptsächlich auch die „Einkehr in Nonnenklöstern," wo oft ärger gelärmt wurde, als in öffentlichen Frauenhäusern.

**) Aus dem Umgang Eberhards im Bart mit der Aebtissin von Gnadenzell war, wie erzählt wird, ein unehelicher Sohn vorhanden, der später unter dem Namen Ludwig Württemberger mit der Herrschaft Sulz belehnt wurde und den Titel Freiherr von Greiffenstein erhielt.

mein Lebenlang und mein Erb' soll Deinem Buben zu Theil werden, damit Württemberg wieder Ein Land sei."

Graf Ulrich hatte sich während des Zwiegesprächs der beiden Vetter erhoben und war an den nächsten Tisch getreten, um die Unterhaltung nicht zu stören; Graf Heinrich aber saß an der Seite Graf Eberhards im Bart und keine Sylbe ging ihm von diesem Gespräch verloren. Wie er nun den edelherzigen Antrag Eberhards hörte, litt es ihn nicht mehr auf seinem Sitze; er sprang auf und umhalste den Grafen, wie wenn es seine Liebste wäre.

„Du bist nicht nur der Weiseste und Tapferste unter den Männern," rief er begeistert, „sondern Du bist auch der Hochherzigste und Edelmüthigste zugleich. Hier hast Du meine Hand. Ich mag in eine Lage kommen, welche es wolle, immer werd' ich mich an Deinen Rath halten und Dein Wort soll mir Befehl sein. So ich aber an meines Bruders Stell' wär' und man macht' mir solch' ein Anerbieten, mit Freuden schlüge ich ein, denn bei Niemand in der Welt könnt' ein Knab' eine bessere Erziehung erhalten, denn bei unserem Vetter Eberhard von Urach."

„Halt' Du es, wie Du willst," versetzte dagegen Graf Eberhard der Jüngere. „Mich soll das Schmeichelwort nicht blenden. Oder meint Ihr Beide wohl gar, ich soll mich in meinem jungen Alter in einen Klausner verwandeln und

wie ein alter Narr meine Tage im Frauenzimmergemache bei meiner weinerlichen Ehehälfte zubringen? Davor bewahr' mich Gott in Gnaden! Ich will leben und genießen und kein Mensch soll mich bereden, daß es besser sei, den Kopf zu hängen und den Betbruder zu machen, als zu jubiliren und zu turniren. Drum laß Du mich ungeschoren, Herr Vetter, und wenn ich Dir gut zum Rath bin, so heirath' selber, denn von meiner Eh' wird kein Nachkomme erstehen. Beim Vertrag aber mag's meinethalben bleiben, so mein Vater sich herbeiläßt, mir jetzt schon Antheil am Regimente zu geben, denn er fängt ja doch an, alt und schwach zu werden. *)

Mit diesen Worten ergriff er einen vollen Humpen und leerte ihn mit Einem Zuge, wie um den Nachgeschmack der bösen Rede, welche er eben von sich gegeben, hinunter zu schwemmen. Dann sprang er rasch uud ungestüm auf, um dem Grafen Eberhard im Bart nicht länger Rede stehen zu müssen. In demselben Augenblicke jedoch entstand im Neben-

*) Der Inhalt des Vertrags ist in der That ganz derselbe, wie ihn vorhin Graf Eberhard im Bart in seinem Gespräch mit Eberhard dem Jüngern bezeichnete. Nur sind noch einige Specialia darin enthalten (z. B. über Aussteuer der Töchter, über die Abfindungssumme oder Pension Graf Heinrichs nach dem Tode seines Vaters u. s. w.), welche für's Allgemeine von keinem besondern Werth sind. — Was den Antheil am Regimente betrifft, so brachte es Eberhard der Jüngere auch bald so weit, daß ihm sein Vater einen solchen überließ.

gemache, dem sogenannten Knappensaale, dessen Thüren weit aufstanden, und worin die Diener der hohen Herrschaften so im Banquetsaale versammelt waren, gespeist wurden, ein ziemlicher Lärm, und gleich darauf stürzte ein junger Bursche in den Saal, der laut kreischte und heulte. Es war ein hoch aufgeschossener Junge von etwa fünfzehn Jahren oder etwas darüber, und der zierliche Kragen, das gestickte Wamms, die durchbrochenen und aufgeschlitzten Beinkleider verriethen, daß es ein adeliger Knab' war. Das Gesicht konnte man nicht unschön nennen, doch blickten die Augen scheu und bissig zugleich und verriethen kein gutes, sondern vielmehr ein durch schlechte Erziehung und durch „Lassung des Eigenwillens" bereits verdorbenes Gemüth. Der Knabe sprang auf den Grafen Eberhard den Jüngeren zu, wie um da Schutz zu suchen, und dieser streckte ihm auch beide Hände entgegen.

„Was ist Dir, Hans?" rief der Graf. „Wer wagt es, Dir etwas Leids zu thun?"

Der junge Gesell, dessen Name Hans von Stetten war, erwiederte nichts, sondern deutete nur nach rückwärts, gegen die Knappenstube zu, unter deren Thüre ein Mönch stand, welcher einen andern jungen Gesellen fest an der Hand hielt. Dieser Letztere zählte nicht über vierzehn Jahre, schien aber für sein Alter besonders kräftig und erstarkt, obgleich man seine Gestalt nicht genau sehen konnte, weil der ganze Körper in einem langen Rocke steckte, der wie eine Kutte um die

Hüften durch einen Gürtel zusammengehalten wurde. Natürlich stand ihm diese Tracht nicht besonders „kleidsam“ an, und ebensowenig trugen die ganz kurz geschorenen Haare etwas dazu bei, seine Schönheit hervorstechend zu machen. Dennoch, wenn man ihn mit dem jungen, fein aufgeputzten Hans von Stetten verglich, fiel der Vergleich zu seinen Gunsten aus, denn seine Augen sahen so gar treuherzig in die Welt hinein und sein Mund wies ein paar so frische kirschrothe Lippen, daß man ihm unwillkürlich gut werden mußte, wenn man ihn nur ansah. Auf einen Wink des Grafen Eberhard im Bart näherte sich der Mönch mit dem Knaben, und bald standen diese Beiden in ehrerbietiger Stellung vor ihrem Herrn.

„Was ist vorgefallen, Pater Adrian?“ fragte Eberhard. „Ich will nicht hoffen, daß der junge Willibald Grund zum Streite gegeben hat?“

„Er hat mich niedergeschlagen, der Bauerntölpel,“ schrie Hans von Stetten, „und ich verlange seine Bestrafung.“

Die Augen Eberhards im Bart ruhten fragend auf dem Pater; ehe aber dieser ein Wort entgegnen konnte, trat der junge Willibald vor und stellte sich keck vor den Grafen.

„Ja, ich hab's gethan,“ sagte er unerschrocken, „aber er ist selbst Schuld daran. Wir stritten darüber, welches das erst' Volk sei auf der Welt. Und er sagte, das seien die Franzosen, denn er hab' sie selbst in Frankreich kennen ge-

lernt, wohin er mit dem erlauchten Herrn Grafen Eberhard von Stuttgart gekommen; ich aber sagte, die Deutschen seien das erste Volk der Erde, und drüber wurd' er zornig und nannte mich einen schwäbischen Bauern und einen dummen Bankert, der gut genug zur Kutt' sei, aber mit keines Freiherrn Sohn zu streiten sich erkühnen solle. Drauf forderte ich ihn zum Zweikampf, und wie er sich weigerte, mir Red' zu stehen, da hab' ich ihn mit der Faust niedergeschlagen.

„Brav! brav! mein junger Bursch'!“ versetzte Graf Heinrich, der sich offenbar an dem Muthe des jungen Gesellen höchlich ergötzte. „Und Du, Hans, bist eines Ritters Sohn und willst Dir selbst die Sporen verdienen und hast Dich nicht einmal zur Wehre gesetzt?

„Er wird sich doch nicht mit einem Bauernbursch und angehenden Kuttenträger herumschlagen?“ nahm Eberhard der Jüngere das Wort, seinen Liebling Hans vertheidigend. „Ein Edelmann kann nur mit einem Edelmann kämpfen. Der Bauer aber, der sich am Edelmann vergreift, hat sein Leben verwirkt.“

„Ei, was das anbelangt,“ fiel nun der Graf Eberhard im Bart mit seiner ruhigen Entschiedenheit ein, so ist der Junge hier, wenn er auch zur Kutte bestimmt ist, doch von so altem Adel, als Einer; denn er ist ein Sperberseck. Freilich, mit seinen Rittergütern steht's um so schlimmer, darum hat ihn auch die einzige Verwandte, die er noch besitzt, zum Mönche

bestimmt, da er zu arm ist, um je auf andere Weise in der Welt sein Fortkommen zu finden.

„Eines Edelmanns Sohn ist's?" rief Graf Ulrich, sich ebenfalls in den Handel mischend. „Gut, dann kannst Du den Schimpf nicht auf Dir sitzen lassen, Hans von Stetten. Gebt ihnen stumpfe Schwerter und stellt Euch im Kreise auf. Wir wollen sehen, wer tapferer drein schlägt, der Kuttenmann oder der Page meines Sohnes."

Was Graf Ulrich befohlen hatte, geschah augenblicklich. Man brachte ein Paar stumpfe Schwerter herbei, damit sich die Jungen keinen Schaden thun könnten, und lachend bildeten die vier Grafen mit Vielen der andern Anwesenden einen Kreis um die beiden Kämpfer.

„Gieb's ihm tüchtig", sagte Graf Heinrich, dem Willibald auf die Achsel klopfend.

Jetzt ging's los. Man sah aber bald, wer der Stärkere und Muthigere sei; denn wenn der junge Hans sein Schwert auch mit Gewandtheit zu führen verstand, so wich er doch vor dem muthigen Andrängen des jungen Sperber Schritt für Schritt zurück. Nach wenigen Gängen schlug Willibald seinem Gegner das Schwert aus der Hand und setzte ihm nun das eigene auf die Brust, ihn auffordernd, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

„Jetzt bekenn', daß die Deutschen das erste Volk der

Erde sind", rief der junge Held mit heller Stimme. „Bekenn', oder ich geb' Dir den Gnadenstoß."

„Potz Nießwurz," lachte Graf Ulrich, „das ist ein köstlicher Bursche, und Schade, wenn er in die Kutte kriechen muß."

Alle Anwesenden vielleicht theilten diese Meinung; nur Graf Eberhard der Jüngere schien nicht mit einverstanden, sondern er stieß den jungen Willibald mit Zorn zurück und hob den Hans von Stetten vom Boden auf, indem er ihn zärtlich fragte, ob ihm der dumme Tölpel Schaden gethan habe. Um so größer aber war die Freude, die Graf Heinrich an dem Willibald hatte.

„Bist ein wackerer Junge," rief er, ihm die Hand schüttelnd; „führst das Schwert, wie mancher Alte nicht kann. Warum willst Dich aber in ein Kloster verkriechen? Ein Junge wie Du sollt' in die Welt hinaus."

„Ach, gestrenger Herr," seufzte Willibald, indem ihm Thränen in die Augen traten. „Mein Wille ist's nicht, sondern der Wille meiner einzigen Verwandtin; denn sie besitzt kaum so viel, daß sie sich selbst ernähren kann, und hat's nun bei den Herren Patres so weit gebracht, daß sie mich in Unterricht und zu sich in's Kloster genommen haben. Ich möcht' aber lieber kein Priester werden, und wäre gewiß schon durchgegangen in die Welt hinein, wenn der Herr Pater hier es nicht gar so gut mit mir meinte."

„Willst's mit mir probiren?“ fragte plötzlich Graf Heinrich, dem der ehrliche Junge immer mehr gefiel. „Ich will Dich zu einem tüchtigen Ritter heranziehen, und wenn ich einst meinen Bischofssitz *) einnehme, so kannst Du vielleicht mein Hauptmann werden.“

Willibald sprang hoch auf vor Freuden und der Pater gab gerne seine Einwilligung, wie auch die Base, welche der Graf alsobald befragen ließ.

Nachdem nun die Ordnung wieder hergestellt war und man sich über den Knaben-Zweikampf herzlich ausgelacht hatte, wurde das Banquett weiter fortgesetzt. Doch nahm es ein bälderes Ende, als man hätte erwarten sollen, denn der Graf Eberhard der Jüngere konnte seine gute Laune nicht mehr gewinnen, sondern ward immer hitziger und streitsüchtiger, je mehr er Wein in sich hineingoß. Darum hielt es sein Vater, der Graf Ulrich, für's Klügste, bei Zeiten das Zeichen zum Aufbruch zu geben, ehe ein wirklicher Zank und Streit entstehe.

---

*) Graf Heinrich war schon als Junge von zwölf Jahren zum künftigen Bischof von Mainz bestimmt und wurde im Jahr 1461 zum Coadjutor des Bischofs (Adolph von Nassau) ernannt. Er trat diese Stelle im Jahr 1465 wirklich an, d. h. er führte das weltliche Regiment des Bischofsitzes, ging aber schon nach zwei Jahren wieder davon ab, da er doch noch allzujung zu solch wichtigem Amte war. — Außer der Coadjutorstelle besaß er auch die Probstei Eichstädt und war Domherr in Mainz.

Den andern Morgen in aller Frühe ritt Graf Heinrich gen Rottweil. Dort war nämlich das kaiserliche Hofgericht, und vor diesem erklärte er zu Protokoll, wie er auf seinen Theil von Württemberg gegen Abtretung der Grafschaft Mömpelgard und Reichenweiher zu Gunsten der beiden Grafen Eberhard, seines Vetters und Bruders, verzichte, es müßte denn sein, daß beide ohne männliche Leibeserben absterben. In seinem Gefolge ritt auch ein netter junger Bursch, den man aber kaum mehr erkannte, so sehr hatte er sich zu seinen Gunsten verändert. Es war dieß der junge Willibald Sperber von Sperberseck, und gar wundervoll fröhlich lachte sein Antlitz, als er in der neuen Pagenkleidung steckte und ein Roß unter sich tummelte. Wenn ihn der junge Hans von Stetten heute gesehen hätte, so wäre sein Neid und seine Scham noch größer gewesen, als gestern, da er dem kräftigen Arme Willibalds so schimpflich erlegen war.

Zweites Capitel.

Die Hinrichtung Peter von Hagenbachs.

Es mochte etwa ein Jahr später sein, denn man zählte den achten Mai des Jahrs 1474. Graf Heinrich von Würtemberg saß auf seinem Schlosse zu Reichenweiher im Elsaß das er sich zu seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte erwählt hatte, und das er nur verließ, wenn ihn Geschäfte weiter das Land hinauf nach Mömpelgard oder auch auf seinen künftigen Bischoffsitz nach Mainz riefen. Seine Lieblingsstube war das Erkerzimmer eines der hohen Seitenthürme der stattlichen Burg, von wo aus man eine herrliche Aussicht über die ganze Gegend und besonders auf die Straße, die gegen Colmar hinauf, und gegen Schlettstadt hinab führte, genoß. Vor ihm lag ein altes Pergamentbuch, in dem er gerne zu studiren pflegte. Auch ein großer Krug mit Wein stand daneben und auf einem Seitentische lag eine Harfe, die der hohe Herr sonst selten unbeachtet ließ, denn er erfreute sich nicht blos der Gabe der Musica, sondern er wußte auch seine

Gefühle in zierliche Reime zu bringen, wie denn noch heute Gedichte von ihm zu lesen sind, die er in Zeiten der Muße und Träumerei zu verfassen pflegte. Heute aber wollte ihm weder der Becher munden, noch griff er zum Saitenspiel, sondern er sprang unmuthig auf und schritt mit dröhnenden Schritten im Zimmer auf und ab. Man sah ihm wohl an, daß Etwas seine Seele beunruhigte, denn sein Mienenspiel ging gar heftig und die sonst so heitere und fröhliche Stirne war umwölkt.

„Ich hätte am Ende doch klüger gethan, einen Aelteren und Erfahreneren zu senden," sprach er endlich laut vor sich hin. „Der Bube ist treu und ehrlich und besitzt auch des Witzes über seine Jahre, aber wie leicht konnten ihn seine fünfzehn Jahre verführen, daß er sich über Gebühr verweilte. Oder haben sie ihm gar eine Schlinge gelegt und ihn mit Gewalt aufgehalten? Aber nein, ich bin ein Thor. Vor morgen ist es ganz und gar unmöglich, daß er zurückkehrt, und wenn ich's recht bedenke, so haben sie viel weniger Mißtrauen, wenn ein Bube in ihre Stadt einreitet, als wenn ich einen meiner Dienstmannen oder gar den Sachsenheim selbst gesandt hätte."

Während er so laut vor sich hindachte, trat der, den er zuletzt in seinem Selbstgespräch genannt, selbst in das Gemach. Es war ein ergrauter Krieger und Ritter, Conrad von Sachsenheim genannt, der Hofmeister des Grafen Heinrich.

„Was gibt es, Conrad?“ rief Graf Heinrich. „Nachrichten von Willibald, oder sonst eine Kunde von Breisach? Die Unruhe will mich fast ganz verzehren.“

„Keins von Beiden, hoher Herr,“ erwiederte Conrad von Sachsenheim, „aber der Graf von Bitsch und Zweibrücken hält mit einem kleinen Gefolge vor dem Thor und begehrt Herberg' und eine kurze Rücksprach mit Euer Liebden.“

„Ha!“ rief Heinrich, „endlich etwas Neues! Der Graf ist ja der Schwiegervater des von Hagenbach. Schnell, laß ihn ein und setze die besten Zimmer in Paratschaft. Doch, ich weiß nicht, bin ich recht oder bin ich falsch berichtet; der Graf stand ja auf gespanntem Fuß mit seinem Tochtermann, seit dieser nach dem Tode seiner Tochter eine Zweite gefreit hat?“

„So geht die Kunde, edler Herr,“ entgegnete der Haushofmeister; „doch in den Tagen des Unglücks vergißt man frühere Unbill und der edle Graf von Bitsch gedenkt jetzt wohl nur noch des Umstands, daß Peter von Hagenbach der Vater eines Kindes seiner Tochter ist.“

Mit diesen Worten eilte er, Befehl zu geben, den Grafen von Bitsch einzulassen, und dieser trat gleich darauf, von Kopf bis zu Fuß gewappnet, in das Gemach. Graf Heinrich ging ihm mit ausgestreckter Rechten entgegen.

„Eine traurige Veranlassung, uns kennen zu lernen, Herr Graf von Zweibrücken,“ sagte er mit bewegter Stimme,

„eine sehr traurige. Ihr könnt Euch wohl denken, daß ich innigen Antheil nehme, denn er war mein Hofmeister in meinen jüngern Jahren, als mich mein Vater an den Hof des Herrn Philipp von Burgund gesandt hatte, um meine Jugend daselbst auszubilden. Seither freilich sind schon manche Jahre vergangen und gar Vieles ist anders geworden."

„Ich bin nicht gewohnt, ein Blatt vor den Mund zu nehmen", versetzte der Graf von Bitsch „und so will ich den Peter von Hagenbach auch heute nicht vertheidigen, obgleich er der Gemahl meiner verstorbenen Tochter war. Er ist an seinem Unglück zumeist selbst Schuld, denn er drückte die Leute über die Maßen und stiftete in den letzten zwei Jahren mehr Unheil, als ein Mensch verantworten kann. Darum, was er büßen muß, ist eine gerechte Buße. Was mich aber tief bekümmert, das ist mein Weib und mein einzig Mädchen, das ich noch habe, meine Elisabeth. Die sind Beide vor einigen Wochen nach Breisach geritten, um das Kind meiner verstorbenen Marie, der ersten Gemahlin des Grafen von Hagenbach, an sich zu bringen, da derselbe von neuem gefreit hat und seine neue Gemahlin nicht von der Art ist, um ihr das Loos einer Enkelin anvertrauen zu können. Am Ende sind nun die Meinigen, mein Weib, mein Kind und meine Enkelin, mit in das Schicksal des Peter von Hagenbach verwickelt, denn schon seit langen acht Tagen ist mir keine Kunde mehr von ihnen geworden. Darum habe ich mich entschlossen, selbst

nach Breisach zu reiten, mag daraus entstehen, was da wolle."

„Und ich begleit' Euch," rief Graf Heinrich. „Er war stets ein toller und tollkühner Mann, der Hagenbach, aber wenn's möglich ist, so wollen wir doch einen Versuch zu seiner Rettung machen, und wenn diese auch nicht gelingt, so hoffe ich doch, daß wir Eure Angehörigen in Sicherheit bringen."

Es wird nun aber nothwendig sein, zum Verständniß des Lesers einige Worte der Aufklärung zu geben. Es zeigt uns nämlich die Geschichte, daß der Erzherzog Sigismund von Oesterreich verschiedene Jahre vor der Zeit, von der wir sprechen, während er in großer Bedrängniß war, seine österreichischen Lande am Rhein, nämlich Breisach, Colmar, Eisisheim und verschiedene andere Städte und Herrschaften an den Herzog Karl von Burgund, auch Karl den Krieger oder den Kühnen genannt, um eine große Summe Geldes versetzt hatte. Ueber diese Ländereien nun setzte Karl einen Landvogt, Namens Peter von Hagenbach, der die neuen Unterthanen auf alle Arten drückte und mißhandelte. Seine Mißhandlung ging am Ende so weit, daß die genannten Städte, Breisach an der Spitze, sich in ihrer Verzweiflung empörten und den Statthalter des Herzogs gefangen nahmen. Ja, sie gingen noch weiter; sie behandelten ihn nicht sowohl als einen Kriegsgefangenen, sondern vielmehr als einen Misse-

thäter, und waren eben daran, demselben den Prozeß zu machen und ihn für seine vielen begangenen Verbrechen am Leben zu strafen. Dieses Trauerspiel ging in der guten Stadt Breisach am Rhein vor sich, und in Folge dessen hielt dieselbe ihre Thore so fest verschlossen, daß nur wenige Kunde von dem, was innen vorging, nach außen drang. So konnten also die beiden Grafen, welche eben im Erkerzimmer der Burg Reichenweiher sich kennen gelernt hatten, ebenfalls nichts weiter wissen, als daß der von Hagenbach am achten April von den aufständischen Bürgern verhaftet worden sei und seither gefangen gehalten werde; wie weit aber sein Prozeß gediehen, und ob man ihm wirklich an's Leben wolle, darüber waren lediglich blos Gerüchte, aber keine Gewißheit vorhanden; doch verhehlte Graf Heinrich dem Grafen von Bitsch nicht, daß allem nach die Sachen schief stehen müßten, weßwegen er einen heimlichen Kundschafter nach Breisach gesandt habe, und für den morgenden Tag sicherlich genauere Nachrichten erwarte.

„So lange müßt Ihr Euch wohl gedulden, edler Herr," setzte er zum Schlusse hinzu, „denn so sehr Euch auch das Herz zu Eurer Hausfrauen nebst Tochter und Enkelin drängen mag, so gebeut doch die Klugheit, sich vorher Gewißheit zu verschaffen, ehe wir andere Schritte wagen."

Während nun der Graf also sprach und die Dienerschaft damit beschäftigt war, Erfrischungen aufzutragen, schweiften

seine Blicke unwillkürlich auf die Straße nach Colmar hin, und plötzlich sah er eine Staubwolke, die sich von Minute zu Minute mehr näherte. Bald konnte er die Ursache dieser Wolke erkennen; es waren zwei Reiter, die in fast rasender Eile dem Schlosse zusprengten.

„So wahr ich lebe, es ist Willibald!“ rief jetzt Graf Heinrich, heftig aufspringend. „Es muß etwas ganz Besonderes vorgefallen sein, daß er heute schon zurückkommt, denn ich konnte ihn vor morgen nicht zurückerwarten. Aber wer sein Begleiter ist, kann ich nicht erkennen.“

„Aber ich erkenne ihn,“ sprach der Graf von Bitsch erbleichend. „Es ist der treue Diener meiner verstorbenen Tochter, Veit Hornberger. Gebt Acht, es ist zum Aeußersten gekommen. Aber Gott sei Dank, wir erhalten doch endlich Gewißheit.“

Beide Grafen stürzten nun, wie von Einem Impuls getrieben, die Treppe hinab und kamen gerade im Hofraume an, wie die zwei Reiter über die Zugbrücke herüberjagten.

„Morgen wird er gerichtet,“ schrie Willibald schon von weitem und sprang gleich darauf vom schweißtriefenden, fast erschöpften Rosse.

„Gelobt sei Jesus Christ, ich sehe meinen alten Herrn,“ rief Veit Hornberger und eilte auf den Grafen von Bitsch zu.

Der junge Willibald von Sperbersed glühte wie eine Rose. Er war in diesem Jahre sichtlich erstarkt und herangewachsen, aber doch hatte ihm der scharfe Ritt so sehr zu-

gesetzt, daß er im Augenblick fast kein Wort hervorzubringen im Stande war. Noch weit mehr erschöpft war sein Begleiter, dessen Alter einen solchen Ritt auf Leben und Tod kaum mehr ertragen mochte. Graf Heinrich nahm sich aber nicht lange Zeit, auf nähere Erklärung zu warten, sondern gab augenblicklich Befehl, die Pferde zu satteln.

„Zu Rosse, Conrad von Sachsenheim,“ rief er. „Wir müssen morgen früh Breisach erreichen. Zur Aufklärung ist unterwegen Zeit.“

Auch der Graf von Bitsch war im Augenblick bereit, und nachdem die beiden Frischangekommenen durch Trank und Speise nothdürftig erquickt und mit neuen Pferden versehen worden waren, ging es alsobald in vollem Jagen auf der Straße gegen Colmar zu weiter. Längst war es Nacht geworden, aber Graf Heinrich trieb immer zu weiterer Eile, und die kleine Reiterschaar gönnte sich nur so viel Ruhe, als Mann und Roß nothwendig brauchten. Als der Tag graute, hatten sie Breisach in Sicht. Sie ließen sich von einem Fährmann über den Rhein setzen und und hielten endlich an einer Schenke, die etwa eine Viertelstunde von Breisach entfernt lag, um nähere Erkundigungen einzuziehen. Diese stimmten aber mit dem genau überein, was sie während des Rittes von dem alten Diener des Grafen Bitsch erfahren hatten.

„Seit der neuen Heirath mit der von Thengen wurde es mit jedem Tage ärger,“ erzählte dieser. „War Herr

Peter von Hagenbach schon vorher wild und toll, so wurde er nun mit jedem Tage noch wilder und ungebärdiger. Ich will Euch die Unthaten nicht wieder erzählen, die man ihm zur Last legt, denn Ihr werdet sie bald genug erfahren; aber Gott weiß es, die Thengen trieb ihn weiter und weiter, denn es ist, als ob der leibhaftige Teufel in ihr wohnte. Welch' unsägliche Angst ich um das junge gnädige Fräulein ausgestanden, kann ich nicht sagen, denn es gelüstete den Teufel von einem Weibe offenbar nach dem Hornberger Gute, welches das Fräulein zu erben hat. Als nun die Frau Gräfin von Bitsch mit dem Fräulein Elisabeth ankam, um die junge Marie mit sich zu nehmen, da fuhr erst recht der Satan in sie, und obgleich sie sich anfangs zu verstellen wußte, so brachte sie es doch bald so weit, daß der Herr Landvogt seine Schwieger und Schwägerin nicht mehr fortließ; und wie nun der Letztere von den Bürgern gefangen gesetzt worden war, da wußte sie durch ihren Zuhalter und Cumpanen, den Grafen Oßwald von Thierstein, die Bürger zu bestimmen, daß den edlen Frauen die Thore dennoch verschlossen blieben. Denn sie wollte durchaus die Vormundschaft über die kleine Marie nicht aus den Händen lassen, um sich die große Erbschaft desto leichter aneignen zu können. So sind denn die Gräfinnen mitsammt der jungen Marie nichts anderes als Gefangene, und wie dankte ich Gott, als es mir endlich gelang, mit Hülfe des wackern Willibald, der einen Verstand

und eine Klugheit über seine Jahre hat, die Stadt heimlich zu verlassen, um Hülfe bei Euch und dem edlen Herrn von Württemberg und Mömpelgard zu suchen."

Mit jedem Worte, das der alte Veit sprach, erglühte Graf Heinrich in größerem Zorn, aber es war keine Zeit zu Ausrufungen und Redensarten. Als die Pferde getränkt und gefüttert waren, ritten sie vor das Thor von Breisach. Allein es war fest verschlossen und von Bürgern bewacht. Man verweigerte ihnen den Eintritt mit ihrer bewaffneten Mannschaft, und nur endlich nach langer Unterhandlung gestattete man den beiden Grafen, je von einem Diener begleitet, in die Stadt einzureiten. Es war dieß eine Begünstigung für den Grafen Heinrich, weil sein Vater, der Graf Ulrich, und sein Vetter, der Graf Eberhard von Urach, es immer mit den Deutschen, der deutsch-österreichischen Parthei nämlich, und gegen die Burgunder gehalten hatten.

Die Stadt bot einen merkwürdigen Anblick dar. Nicht bloß waren alle Verkaufsbuden, sondern auch alle Häuser und Fensterläden geschlossen. Es herrschte eine Ruhe und Stille, als ob eine große Feierlichkeit stattfände, oder wie wenn alle Einwohner die Stadt verlassen hätten. Nur hie und da hörte man den Tritt von Bewaffneten, welche die Runde machten. Im Uebrigen war Alles wie ausgestorben. Sie ritten vor eine Herberge, aber Niemand war da, ihnen die Pferde abzunehmen, und so versorgten sie sich selbst, so

gut sie konnten. Nur ein altes, halb lahmes Mütterchen fanden sie innen, welche ihnen Speise und Trank vorsetzte und sie belehrte, daß alle Einwohner auf den Marktplatz geströmt seien, um dem öffentlichen Gericht über Peter von Hagenbach anzuwohnen. Die beiden Grafen sahen, daß sie nicht säumen durften, wollten sie etwas zu Gunsten des gefangenen Landvogts ausrichten.

„Geh' zu meiner Hausfrauen und Tochter", flüsterte der Graf von Bitsch seinem Diener zu. „Sag' ihnen, sie sollen getrosten Muthes sein, denn ich sei da und werd' mir mein Recht und ihnen Schutz verschaffen. Sobald das Gericht über den Landvogt zu Ende ist, werden sie mich sehen."

„Und du begleitest den Veit", setzte Graf Heinrich, zu Willibald gewendet, hinzu, „und sagst den Frauen, sie sollen nicht länger beängstigt sein, denn ich hab' ein Anrecht auf die junge Marie, da sie eine Freiin von Hornberg und also meinem Bruder Eberhard lehenspflichtig ist. Unter allen Umständen werden wir ihnen Schutz und Sicherheit gewährleisten können. Und vergiß nicht, mir Nachricht zu bringen, sobald etwas Besonderes vorfällt, und von Zeit zu Zeit nachzufragen, ob ich nicht eine Anordnung zu treffen habe."

Allein und beinahe unbewaffnet, denn auch ihre Harnische hatten sie vor dem Thore ablegen müssen und nur ihre Schwerter waren ihnen gelassen worden, gingen die beiden Grafen dem Marktplatze zu. Hier war die ganze Einwohnerschaft der

Stadt Breisach versammelt. Allein so groß auch die Menge war, so herrschte doch eine fast lautlose, feierliche Stille. Der Marktplatz war nämlich in einen öffentlichen Gerichtssaal umgewandelt, in einen Gerichtssaal, wo das Recht unter freiem Himmel gesprochen wurde. Mitten auf dem weiten Raume war eine große Tribüne aufgeschlagen, welche man durchaus mit schwarzem Tuche behangen hatte. Rings um diese Tribüne saßen die Richter, sechsundzwanzig an der Zahl; der siebenundzwanzigste war der Präsident dieses schauerlichen Tribunals. Die Richter oder Schöppen waren alle freie Bürger von Basel, Straßburg, Schlettstadt, Colmar und anderen Städten, und kein einziger Angehöriger von Breisach selbst darunter, damit das Gericht und sein Urtheil um so unpartheiischer sei. Den Vorsitz als Präsident führte der Schultheiß Thomas Schütz von Eisisheim. Als öffentlicher Ankläger trat auf der österreichische Landvogt, Herrmann von Eptingen. Vertheidiger hatte man dem Angeklagten viere bestellt, aber es wagte es Keiner, auch nur Etwas zu seinen Gunsten vorzubringen.

Der Angeklagte, Peter Graf von Hagenbach und Freiherr von Hornberg, stand frei und ungefesselt, jedoch von Trabanten bewacht, vor dem Kreise seiner Richter. Es war ein großer, hagerer Mann mit glühenden Augen, aber gebrochener Gestalt; denn schon seit vier Wochen lag er in hartem Gefängnisse und wußte, daß er des Todes gewärtig sein müsse.

Am stillen Freitag war er mit achthundert Lombarden und Pickarden in die Stadt Breisach gerückt, um dieselbe zur Unterthänigkeit zu zwingen. Aber die Bürger, die ihn acht Tage zuvor nach Thann verjagt hatten, hatten sich bewaffnet in der Münsterkirche aufgestellt, und so wagte er nichts weiter gegen sie zu unternehmen, sondern begnügte sich, das Schloß zu be- besetzen. Allein nach Dunkelwerden gelang es dem Hauptmann der Bürgerschaft, Franz Vögelin, Zweihundert der lombardischen Fußknechte, die schon lange murrten, weil sie keinen Sold erhalten konnten, durch reichliches Gold zu gewinnen, und wie nun der von Hagenbach auf dem Schlosse, von dem aus er die Stadt beherrschte, genug banquettirt hatte und sich mit den Seinigen dem Schlummer überließ, ward er in der Nacht überfallen und zum Gefangenen gemacht. Seine Söldlinge flohen zum Rheinthore hinaus, ihn selbst aber brachte man in festen Gewahrsam, zuerst in des Bürgermeisters Haus, dann in den Peinlichfragethurm und zuletzt auf die Folterkammer. Hier gestand er alle seine Verbrechen und Schandthaten.

Und lange war die Reihe dessen, wessen man ihn anklagte! Als sein Hauptwidersacher erschien der Graf Oßwald von Thierstein, der sich mit den Städtern verbündet hatte. Der öffentliche Ankläger, Herrmann von Eptingen, wiederholte nur, was Jener gegen ihn vorbrachte. Man gab dem Gefangenen Schuld, daß er die Bürger von Breisach auf alle

Arten gebrandschatzt und mißhandelt habe. Man führte diejenigen mit Namen an, welche er gefangen genommen, um sie nur gegen ein großes Lösegeld wieder frei zu lassen; man überwies ihn, daß er reiche Jungfrauen aus den Häusern und von der Straße weg gestohlen, um sie seinen Söldnern zu schenken; daß er Bürger eingekerkert und zum Tode geführt, weil sie es wagten, ihm zu widersprechen; daß er öffentlich am Altare in der Kirche mit Frauen Kurzweil getrieben und die ihn verwarnenden Priester mit Schimpf von dannen gejagt; ja, daß er einzelne Bürger in ein Käfig gesperrt und eiserne Gewichte von außerordentlicher Schwere an ihre Füße gehängt habe, bis sie ihm die heimliche Stätte ihrer Schätze verrathen! So „habe er weniger als ein Landvogt und Statthalter, denn als ein unumschränkter Herr und Gebieter, nicht menschlich, sondern tyrannisch regiert und die Bürger zu Tod und Verzweiflung getrieben!“ — Endlich waren die Beschuldigungen alle zu Protokoll genommen.

„Was hast Du auf diese Anklagen zu erwiedern, Peter von Hagenbach?“ fragte der Vorsitzende mit großer Ruhe und Würde.

„Wo Einer, der mein Weib verführt hat, den Ankläger spielt, da habe ich nichts zu erwiedern,“ versetzte der Angeklagte mit einem Blick voll tödtlichen Hasses und noch tödtlicherer Verachtung auf Oßwald von Thierstein.

„Es ist nicht Oßwald von Thierstein allein, der Dich

anklagt," sprach der Vorsitzende kalt und gemessen; „hier sind freie Bürger, welche Dich aller dieser Thaten beschuldigen. Hier sind Männer und Frauen, welche unter Deiner Tyrannei zu leiden hatten, was kannst Du ihrem Zeugniß entgegenhalten?"

„Ihr habt meinen Untergang beschlossen," versetzte nun dumpf der Angeklagte, den Kopf senkend, „so thut mit mir, was Euch beliebt, und je schneller es zu Ende geht, um so besser."

Die Anklage und der Prozeß hatten bereits von Morgens früh bis Abends spät gedauert und schon waren die Richter im Begriff, das Urtheil zu fällen. Da trat Graf Heinrich von Württemberg und Mömpelgard vor.

„Ihr freien Bürger von Basel und Straßburg und von andern Städten des Rheingau's," sprach er, „wollt kein unüberlegt Urtheil fällen, das Euch nachher gereuen könnte. Der Mann hier mag hart gefrevelt und des Unheils viel begangen haben. Ich will ihn nicht in Schutz nehmen, obwohl vielleicht nicht Einer unter uns ist, der, so ihm dieselbe Gewalt über Leben und Tod, dieselbe Gewalt über Habe und Eigenthum verliehen würde, als diesem hier geschah, nicht leicht in dieselben Fehler und dieselben Laster verfallen würde. Aber nicht daran wollte ich Euch erinnern, sondern an Euch selbst und Euer eigenes Wohl. Bedenket, Ihr Mannen, Eure eigene Zukunft und Eure große Verantwortlichkeit. Der mäch-

tige Herzog von Burgund, der kriegerische und tapfere Carl hat den Mann hier zu seinem Landvogt und Statthalter eingesetzt. Von ihm, dem Herzog, ging die Vollmacht aus, welche den Hagenbach befähigte, also aufzutreten, wie er aufgetreten ist. Das Meiste, was der Hagenbach that, fast alle seine Erpressungen und Bedrückungen, fast alle die Missethaten an Hab und Gut wie an Blut und Leben, beging er im Namen des Herzogs, und darum frag' ich: Wer ist verantwortlich dafür? Wer trägt die eigentliche und hauptsächlichste Schuld? Der Herzog ist's, nicht der Hagenbach; der Auftraggeber, nicht der Beauftragte; der Einsetzer des Statthalters, nicht der eingesetzte Statthalter. Also besinnt Euch wohl, was Ihr thut, Ihr Bürger; denn wenn Ihr den Mann hier verurtheilt, so verurtheilt Ihr ebendamit den Herzog selbst."

Der junge Herr hatte mit Feuer und Begeisterung gesprochen; er schien aber keine Theilnahme zu erregen. Von den Richtern verzog keiner eine Miene und noch viel weniger gab ihm auch nur Einer einen billigenden Wink. Nur der Graf von Bitsch, so bisher gebückten Hauptes gestanden, erhob sich, um dem Grafen Heinrich statt aller Rede stumm die Hand zu drücken, und wie dieß der von Hagenbach sah, zuckte er schmerzlich zusammen, sprach aber keine Sylbe. — Nunmehr erhob sich der Vorsitzende, Schultheiß Thomas Schütz von Eisisheim, und sprach mit eisigkalter Stimme:

„All' das, Herr Graf von Württemberg und Mömpel-

gard, wie auch Domprobst von Eichstädt und Coadjutor des Fürstbischofs von Mainz, all' das, was Ihr uns hier sagt, haben wir uns längst selbst gesagt. Wir haben die Sache nach allen Seiten erwogen und wissen recht wohl, was wir thun. Wäre der hochmächtige Herzog Carl von Burgund selbst gegenwärtig und spräche als Vertheidiger für seinen seitherigen Statthalter, wir würden nicht anders handeln, als wir gehandelt haben; ja, stünde der trotzige Herzog an dem Platze des Grafen von Hagenbach und wäre derselben Verbrechen angeklagt, deren dieser angeklagt ist, wir würden nicht zaudern, das nehmliche Urtheil über ihn zu sprechen, das wir über den Angeklagten hier nun zu sprechen im Begriffe sind. — Mitbürger, freie Gerichtssassen, Schöppen und Beisitzer," fuhr er mit erhobener Stimme fort, „Ihr habt gehört, wessen der Mann hier beschuldigt und überwiesen worden ist; Ihr habt ferner gehört, was die Vertheidigung für ihn vorgebracht, und namentlich, was der edle Herr, unser Nachbar von Mömpelgard und Reichenweiher, zu seinen Gunsten gesprochen; ich frage Euch nun, Euch Alle zusammen und jeden Einzelnen auf seinen Eid, seine Ehre und sein Gewissen: wessen ist der Mann hier schuldig, der also hart verklagt ist? Sprecht Euer Urtheil ohne Scheu und sonder Furcht, denn nur Gott seid Ihr verantwortlich und irdische Einflüsse dürfen Euch nicht bestimmen."

Eine lautlose Stille herrschte unter den Tausenden von

Männern und Frauen, die den ganzen Marktplatz bedeckten. Alles richtete seine Aufmerksamkeit auf den Angeklagten, und als ob dieser fühlte, wie Aller Augen auf ihm ruhten, schaute er zu Boden, unfähig, den Blick zu erheben; aber seine Stirne blieb fest und er verzog keine Miene.

Da erhob sich der erste Beisitzer und Mitrichter, der zur Rechten des Vorsitzenden saß; er streckte die rechte Hand aus zu feierlichem Eidschwur und sprach mit lauter, vernehmlicher Stimme: „Peter von Hagenbach ist schuldig des Todes durch das Schwert; so wahr mir Gott helfe." Dann erhob sich der Zweite und sprach genau dieselben Worte. Nun that es der Dritte und Vierte und so fort Jeder der sechsundzwanzig Beisitzer nach der Reihe und Ordnung, in der sie saßen. — Es war ein furchtbar feierlicher Moment!

„Peter, Graf von Hagenbach," sprach nun der Schultheiß von Eisisheim mit langsamer, volltönender, tiefer Stimme: „Peter, Graf von Hagenbach und Baron von Hornberg, Du hast gehört, was diese freien Männer über Dich gesprochen. Hast Du Etwas gegen ihr gerechtes Urtheil einzuwenden?"

„Was hülfe mich's, wenn ich's auch thäte?" rief dieser sich gewaltsam zusammennehmend. „Ihr wollt meinen Tod und habt Euren Entschluß längst schon gefaßt; darum, wenn ich zehnmal unschuldig wäre, so müßte ich doch sterben. Ihr seid keine berechtigten Richter, ich erkenne Euren Spruch nicht an. Aber was hilft mich mein Protest? Freilich, hätte ich meine

Pickarden und Lombarden hier, ich würde aus einem andern Tone mit Euch reden, und der Erste, der meinem Schwerte verfallen wäre, das wärest Du, Schultheiß von Eisisheim."

„Deine Söldlinge haben dich feig und treulos verlassen," erwiederte Thomas Schütz kalt und gemessen. „Söldlinge fliehen immer vor der Gefahr; nur freie Bürger vertheidigen ihr Recht bis auf Leben und Tod. Aber wende deine Gedanken ab von solch' weltlichen Dingen, Peter von Hagenbach. Der Augenblick ist nahe, wo deine unsterbliche Seele vor Gott treten muß. Ich" — und bei diesen Worten erhob er seine Stimme zu einer gewaltigen Kraft, — „ich, als freier Obmann eines freien Gerichtsstuhles, bestätige hiemit den Spruch, so das Gericht gethan hat, und demgemäß verurtheile ich dich, Peter von Hagenbach, zum Tod durch's Schwert, und dieses Urtheil sollst du erleiden binnen jetzt und einer Stunde. Bereite deinen Leib zum Sterben, Mann. Einen Beichtvater werden wir dir nicht verweigern."

„Halt!" schrie jetzt plötzlich eine mächtige, Alles übertönende Stimme. „Halt, Ihr freien Bürger und Mannen! So Ihr der Vernunft kein Gehör geben wollt, so horcht wenigstens auf die Stimme des Mitleids. Verschließt Eure Herzen nicht der Gnade, denn Gott allein weiß, wie bald Ihr derselben vielleicht selbst bedürftig sein werdet."

Die Stimme, welche also sprach, gehörte wiederum dem Grafen von Württemberg an, denn sonst wagte es Niemand,

sich des Verurtheilten anzunehmen. Auf einen Wink des Grafen trat ein Jüngling von kaum fünfzehn Jahren vor, der ein gar wunderlieblich Kind an der Hand führte, — ein Mädchen von höchstens acht Sommern. Blonde Locken überschatteten sein sonst vielleicht fröhliches, jetzt aber in Thränen gebadetes Gesichtchen. Auch war es ganz schwarz gekleidet und trug keinerlei Putz an sich, obwohl man sah, daß es den höchsten Ständen angehöre. Nur allein das gescheitelte Haar ward durch ein scharzes Band über der Stirne zusammengehalten, jedoch so, daß es ungefesselt über die Schultern hinabwallte. Niemand konnte das Kind sehen, ohne von tiefem Mitgefühl übermannt zu werden, und an der Hand des jungen Willibald trat dasselbe vor den Obmann des Gerichts und warf sich vor demselben auf die Kniee nieder.

„Gnade," hauchte es, „Gnade für meinen Vater!"

Fast kein Auge blieb ungerührt; die stärksten und rauhesten Männer wandten sich ab und wischten sich mit den Aermeln über das Gesicht, um ihre Thränen nicht sehen zu lassen. Zum ersten Mal seit den langen zwölf Stunden, die der Graf von Hagenbach nun vor Gericht stand, übermannte es ihn und er brach fast in lautes Schluchzen aus. Doch plötzlich überwand er diese letzte menschliche Regung und er stand wieder so aufrecht, als zuvor. Nur merkte man an dem Zittern seiner Stimme, daß sein Herz in tiefer Bewegung war.

„Halt' ein, Marie," rief er. „Halt' ein, meine Tochter;

und erniedrige dich nicht vor diesen grausamen Männern hier. Sie dürfen mir keine Gnade ertheilen und wenn sie auch wollten, und überdieß, der Graf von Hagenbach ist zu stolz, um das Mitleid der Welt in Anspruch zu nehmen. Auf, Marie, komm' zu mir, deinem Vater! Merke wohl auf meine Worte. Ich sterbe nicht unschuldig, sondern schuldig; ich habe der Sünden viele, fast zu viele begangen; die größte meiner Sünden aber war die, daß ich sie zum Weibe nahm, sie, meine Verderberin, meine Verlockerin. Ich werde sterben, aber nicht schimpflich, sondern als ein Edelmann, wie ich gelebt, und für ein solch' Urtheil sage ich meinen Richtern aus tiefster Seele meinen Dank.*) Es wird keine Schande auf dir ruhen, Marie; kein Mensch wird auf dich deuten, als die Tochter eines Gehenkten; nein, man wird sagen: er starb wie ein Mann, als treuer Vasalle seines Herrn und Regenten, des edlen Herzogs von Burgund. Gott segne dich, Marie, Gott segne dich!"

Das Kind lag vor ihm auf den Knieen und er hatte seine Hände auf dessen Locken gelegt. Er weinte laut. Aber

---

*) Der Tod durch den Strang galt in den damaligen Zeiten als ehrlos; ja, schon die bloße Berührung des Henkers hatte den Verlust der adeligen Ehre zur Folge. Nicht so war es mit der Hinrichtung durch's Schwert, welche deßhalb die Adeligen als ein ihnen gebührendes Vorrecht in Anspruch nahmen, weil der Tod durch Enthauptung für die Verwandten keinerlei bürgerliche Nachtheile zur Folge hatte.

wie ihn selbst, so übermannte auch alle übrigen Anwesenden die Rührung, und man hörte ein fast allgemeines, lautes Schluchzen. Nach einer kleinen Pause jedoch richtete sich der Graf wieder hoch auf. Er hatte seine Rührung überwunden.

„Graf von Württemberg," rief er mit starker Stimme. „Ihr allein habt es gewagt, Euch meiner anzunehmen. Ihr waret mein Gegner im Leben, obwohl ich eine Zeitlang Euer Erzieher war; denn Ihr steht auf der österreichischen Seite, wie Euer Vetter von Urach, und gegen Burgund; aber laut erkläre ich's: ich kenne keinen Mann in deutschen Landen, der höher stünde an Muth und Ehrenhaftigkeit, als Ihr. Wollt Ihr einem Sterbenden einen Dienst erweisen, einen Dienst, für den er Euch nicht lohnen kann, für den Euch aber Gott lohnen wird?"

„So es sich mit meiner Ritterehre verträgt, so will ich, so wahr mir Gott helfe," sprach der Graf von Württemberg.

„So übergebe ich Euch dieses Kind," fuhr der Graf von Hagenbach fort, „und ernenn' Euch zu seinem Vormund und Beschützer auf so lange, bis Ihr es für gut findet, es in andere treue und sichere Hände zu übergeben, dieweil Ihr selbst unbeweibt seid. Eins aber versprecht mir bei Eurem Ritterworte: überlaßt es nie und nimmermehr, unter keinem Vorwande, unter welchem es auch beansprucht werde, ihr,

die sich die Wittwe von Hagenbach nennen wird, ihr, die diesem Kind eine Stiefmutter sein möchte, und eine Führerin zur Hölle würde. Versprecht Ihr mir das, Graf Heinrich von Württemberg und Mömpelgard?"

„Ich verspreche es," rief Graf Heinrich.

„Und ich," rief Willibald von Sperbersed, neben dem Kinde auf die Kniee fallend und seine von Thränen glänzenden Augen muthvoll zum Himmel richtend; „ich, Willibald Sperber von Sperbersed, ein geringer Jüngling an Geld und Gut, aber Einer, der sich verpflichtet hat, zum Rechten zu stehen, wo es auch sei, ich verspreche, mein Leben diesem Mägdlein zu weihen und mein Herzblut für sie zu verspritzen, so es erforderlich ist, und so ich diesem meinem freiwilligen Eidschwur jemals untreu werde, so möge mich Gott nie in Gnaden annehmen."

„Sei gesegnet für diesen Entschluß," entgegnete der Graf von Hagenbach. „Sei doppelt gesegnet dafür, da er aus freier Brust und unaufgefordert kommt. Ha, was ist das?" unterbrach er sich plötzlich mit schmerzlicher Stimme. „Muß ich auch noch diesen Kelch leeren?"

Während dieser Scene nämlich schritten zwei Frauen in tiefer Trauerkleidung und mit langen schwarzen Schleiern verhängt auf den Platz zu, wo die kleine Marie von Hagenbach immer noch kniete. Es war eine Matrone von hohem Wuchse und ansehnlicher Haltung und eine Jungfrau von

etwa siebzehn Jahren, deren schönes Antlitz ihre Abstammung von der neben ihr stehenden Matrone nicht verläugnen konnte. Beide hohe Frauen wurden von dem Grafen von Zweibrücken und Bitsch geführt, denn die eine war seine Gattin und die andere seine Tochter.

„Auch wir haben dich nicht verlassen, Graf von Hagenbach,“ sprach die Matrone mit sanfter aber fester Stimme. „Willst du uns erlauben, an der Fürsorge Theil zu nehmen, die der edle Herr von Württemberg und Mömpelgard für dein Töchterlein haben wird? Meine Elisabeth hier soll ihr eine ältere Schwester und ich will ihr eine Mutter sein, so du uns diese Verwandtenpflicht auszuüben nicht abschlägst.“

Der Graf von Hagenbach, so fest er sich bisher bewiesen hatte, erzitterte sichtlich, als er diese Stimme hörte.

„Solche Liebe habe ich nicht um Euch verdient,“ versetzte er endlich leise.

„Wir wollen darüber nicht rechten,“ sprach die edle Dame ruhig, aber entschlossen, weiter. „Du mußt genugsam büßen für Alles, was du verschuldet hast. Deine Tochter Marie soll aber nie ein Wort von uns hören, das darauf hindeutete, daß wir dein Andenken nicht in Ehren hielten. Der Tod sühnt jedwedes Unrecht,“ setzte sie mit erhobener Stimme hinzu. Dann aber fing sie merklich an zu wanken, denn sie konnte diesen Auftritt offenbar nicht länger aushalten. Es gebrach ihr an

Kraft hiezu! So flüsterte sie zum Schlusse nur noch leise: „Erhebe dich, Marie, wir müssen scheiden."

„Gegen solches Verfahren muß ich Protest einlegen," rief plötzlich ein rauhe, fast heisere Stimme: „ich muß dagegen protestiren im Namen sowohl meines erlauchten Herrn, des Grafen Eberhard des Jüngern in Stuttgart, unter dessen Schirmvogtei und Vasallenschaft die junge Gräfin Marie als künftige Freiin von Hornberg gehört, als auch im Namen der Gräfin von Hagenbach, welcher als Wittwe des Herrn Peter von Hagenbach das natürliche Recht und sogar die Pflicht zusteht, das von dem Herrn Grafen in die Ehe gebrachte Töchterchen in Obhut zu tragen und das Vermögen desselben zu verwalten, bis es durch sein Alter solcher Obhut und Verwaltung nicht mehr bedarf."

Der so sprach, war ein Mann von etwas sonderbarem Aussehen, denn seine Kleidung war zur Hälfte die eines Mönches und Klosterbruders, während die andere Hälfte dem Stande eines Gelehrten oder eines herumreisenden Doktors angehörte. Ein kleines Käppchen saß auf einem nur von wenigen Haaren bedeckten Schädel und um seine fette Gestalt flatterte ein weiter roth gefütterter Mantel. Das Gesicht sah aufgedunsen, fast gemein aus; aber die Augen blickten listig und beinahe verwegen unter den buschigen Brauen hervor.

„Wer bist du, Mensch?" sagte jetzt Graf Heinrich, schnell

hervortretend und den frechen Unterbrecher von oben bis unten musternd. „Wer bist du, Mensch, daß du es wagst, hier im Namen meines Bruders aufzutreten?“

Der Angeredete schlug die Augen vor dem strengen Blicke des Grafen nicht nieder, im Gegentheil, er erwiederte den Blick auf eine freche Weise, obgleich er dem Grafen eine tiefe Verbeugung machte. Zugleich zog er unter dem Oberärmel seines Mantels eine Pergamentschrift hervor, die er dem Grafen Heinrich überreichte.

„Doktor Holzinger?“ sagte dieser, einen Blick in die Schrift werfend und mehrfach mit dem Kopfe schüttelnd. „Kanzler des Grafen Eberhard von Stuttgart und Württemberg? Da ist mein Herr Bruder in schöne Hände gefallen, und ich wundre mich nicht mehr, wenn die Nachrichten von dorther so schlecht und immer schlechter lauten. Du siehst ja eher einem entlaufenen Mönche oder einem vagabundirenden Strolchen von einem Quacksalber gleich, denn einem wirklichen Doktor und in der Wissenschaft erfahrenen Manne. Ich hoffe, die Herren vom Gericht werden auf diesen Protest keine Rücksicht nehmen, da ich die ganze Verantwortung gegenüber meinem Herrn Bruder auf meine Schultern lade.“

„Aber ich hoffe, sie werden Rücksicht darauf nehmen,“ rief jetzt eine andere Stimme. Diese gehörte einem Manne an, der sich eben gewaltsam durch die Menge Bahn machte, und eine Frau mit sich führte, deren Anblick die sämmtlichen

Umstehenden offenbar mit Abscheu und Verachtung zugleich erfüllte, denn Jedermann wich scheu vor ihr zurück und kein Einziger bestrebte sich, seine Gefühle zu verhehlen. Und doch sah die Frau auf den ersten Anblick keineswegs verabscheuungswürdig, sondern viel eher verführerisch aus; denn sie besaß eine hohe und zugleich üppige Gestalt, schwarze feurige Augen, und ein glänzendes Haar, das an Schönheit mit jedem andern wetteifern konnte. Wenn man aber länger in diese Augen blickte, so erschrack man fast vor der Wollust und Tücke zugleich, die daraus hervorstrahlten; und wenn man sich das Gesicht näher betrachtete, so konnte man nicht verkennen, daß eitel Hohn, Genußsucht und Grausamkeit sich um die vollen Lippen gelagert hatten. Diese Frau war die frühere Gräfin von Thengen, die letztgeehlichte Gräfin von Hagenbach, und zum Führer hatte sie den Grafen Oßwald von Thierstein, einen fast riesigen, aber brutal aussehenden Mann von Anfangs der dreißiger Jahre. Derselbe war nämlich, als er sah, wie die Sachen hier abzulaufen drohten, eiligst davon geeilt, um die Gräfin herbeizuholen.

„Ich hoffe, daß der Protest angenommen wird," rief Graf Oßwald, auf sein Schwert pochend. „Hier ist die Gräfin von Hagenbach selbst, ihr Recht als künftige Vormünderin der jungen Erbin von Hornberg zu beanspruchen. Und ich, der Graf von Thierstein, der treue Freund der Bürger von Breisach, der ihnen in dieser Fehde mit seiner gan-

zen Kraft beigestanden, ich verlange, daß der Frau Gräfin ihr Recht werde, trotz aller Verfügungen, die der überwiesene Verbrecher hier zu treffen Lust haben mag."

Jedermann schaute nun auf die Gräfin und ihren Eheherrn, den verurtheilten Grafen. Die Frau stand stolz und frechen Blickes; sie ließ ihre Augen in der ganzen Runde herumgehen, ohne sie — selbst vor dem Blicke des Grafen von Bitsch nicht — niederzuschlagen; ihre Kleidung verrieth keine Trauer und in ihrer Miene, als sie den dem Tode entgegengehenden Gatten betrachtete, lag Hohn und Schadenfreude. Dieser dagegen sah merkwürdig verändert aus; seine Wangen bedeckte eine fast geisterhafte Blässe, während seine Augen in einem übernatürlichen Feuer erglänzten. Er vermochte kein Wort hervorzubringen, sondern keuchte mühselig, als ob er ersticken wollte.

„Fort mit ihr!" schrie er endlich, als sich die gepreßte Brust Luft machen konnte. „Fort mit dem Teufel in Menschengestalt! Wollt Ihr mich zweifach morden?"

Auch die junge Marie war erschreckt aufgesprungen und schmiegte sich wie in Todesangst an Willibald, der seinen Arm um sie schlang, um sie gegen alle Feinde zu schützen.

„O rette mich vor der bösen Frau," flüsterte das Kind. Sie will mich umbringen."

Jetzt schlug der Vorsitzer des Gerichts mit seinem Hammer auf den Tisch, daß es weithin dröhnte.

„Ist denn alles Schamgefühl in dir erloschen, freches Weib?“ rief er, gegen die Gräfin von Hagenbach gewandt. „Und du, Graf von Thierstein, glaubst du, es sei uns unbekannt, in welchem Verhältniß du zu dieser Verachtungswerthesten ihres Geschlechtes stehest? Meinst du, wir wissen es nicht zu würdigen, daß du zu uns getreten bist, nicht um unserer Sache willen und um uns zu unterstützen, sondern nur allein, um deinen Todfeind, den hier verurtheilten Mann, gänzlich zu verderben und seine Hinterlassenschaft, sein Weib, die Gräfin, mit sammt dem Kinde und dessen Hab' und Gut, zu beerben? Aber denk' nicht so niedrig von uns, glaub' nicht, daß wir dir zu Erreichung deiner schlechten und elenden Absichten verhelfen wollen; davon sind wir weit entfernt. Der niedrigste Verbrecher hat das Recht, eine letzte Verfügung zu treffen, und dieses Recht werden wir hochachten unter allen Umständen, wie wir überhaupt gesonnen sind, Jedem Gerechtigkeit angedeihen zu lassen; denn wir haben uns erhoben, um die Schlechtigkeit zu unterdrücken, wo wir sie finden, nicht aber, um an die Stelle einer Gesetzlosigkeit eine andere hinzustellen. Wenn also du, der du halb Mönch, halb Laie zu sein scheinst, und dich selbst einen Kanzler des Herrn Grafen Eberhard zu Württemberg nennst, ein Recht zu haben glaubst auf die Verlassenschaft des Grafen von Hagenbach und Hornberg, so suche dir dein Recht beim Kammergericht. Unser Urtheil geht dahin, daß wir die Verfügung des Verurtheilten

hier heilig achten, und darum übergeben wir seine Tochter dem Grafen Heinrich von Mömpelgard, daß er von nun an entweder selbst über sie wache oder Jemanden dafür aufstelle, welchen er tauglich erachtet. Nun aber haben wir Wichtigeres zu besorgen, darum räumet die Stelle und hebt euch von dannen, ihr, die ihr nicht zum Gerichte gehört und deren Beruf euch nicht hier festhält."

So ward Marie, die Erbin des Grafen von Hagenbach und Hornberg, den Händen des Grafen Heinrich übergeben und er verließ den Platz in Begleitung der Seinigen und des Grafen von Bitsch mit seiner Familie. Peter von Hagenbach winkte ihnen stumm mit der Hand, damit sie nicht laut Abschied zu nehmen begehrten. Auch die übrigen Anwesenden mußten die Stätte räumen und nur die zum Gericht Gehörigen und die bewaffneten Bürger blieben zurück.

Inzwischen war es Nacht geworden und es wurden ringsum Fackeln auf dem Marktplatze angezündet. Ein Beichtvater war zu dem Verurtheilten getreten und ermahnte ihn leise zur Reue und Buße. Jetzt erhob sich der Vorsitzende des Gerichts abermals und sprach mit lauter Stimme:

„Peter von Hagenbach, bist du bereit zu sterben?"

„Ich bin es," erwiederte dieser ruhig und gefaßt. Der letzte Vorgang mit seinem Kinde und seinem Weibe hatte einen ganz andern Menschen aus ihm gemacht.

Nun bildete sich der Zug, der den Hagenbach zu seinem

letzten Gange begleitete. Voran gingen zehn Bewaffnete. Dann kamen die sechsundzwanzig Schöppen und Beisitzer, angeführt von ihrem Vorsitzer, dem Schultheißen von Eisisheim. Hinter ihnen ging der Verurtheilte, neben welchem ein Priester dahinschritt, Gebete murmelnd und den Delinquenten zu Gleichem ermahnend. Unmittelbar darauf folgten acht Scharfrichter, welche sich alle freiwillig zur Hinrichtung gemeldet hatten. So berühmt war sein Name und so verhaßt sein Thun und Treiben! Die Acht hatten das Loos geworfen, wem von ihnen die Ehre des Schwertschwingens zu Theil werde, und der Scharfrichter von Colmar hatte die höchste Niete gezogen. Nun folgte wieder eine große Schaar Bewaffneter, und endlich die übrigen Bürger. Alle hatten brennende Fackeln, und Tausende und aber Tausende stellten sich auf beiden Seiten auf, den Zug mitten durchlassend und ebenfalls Fackeln schwingend. Ein eben so grausiges, als feierliches und erhebendes Schauspiel!

Vor dem Kupferthore auf einem freien Raume ward Halt gemacht. Hier war eine kleine Tribune von Holz errichtet. Peter von Hagenbach stieg hinauf und kniete nieder. Zu seiner Linken stand der Priester, zu seiner Rechten der Scharfrichter, ein kleiner Mann, der dem Ritter, wenn dieser gestanden wäre, kaum bis an die Schultern gereicht hätte. Ringsum leuchteten Hunderte von brennenden Fackeln. Peter von Hagenbach ließ sich die Augen nicht verbinden.

„Bist du bereit, Peter von Hagenbach?“ frug abermals laut und ernst der Schultheiß von Eisisheim.

„Ich bin's,“ lautete die eben so vernehmliche als feste Antwort.

In demselben Augenblicke beschrieb das Schwert einen Kreis und der Kopf fiel mit einem Hiebe.

„Habe ich recht gerichtet?“ rief der Scharfrichter, sich hoch auf der Tribune erhebend.

„Du hast es,“ entgegnete der Vorsitzende des Gerichts.

Dann nahmen die Richter und alle Anwesenden die Hüte ab und beteten leise ein stilles Gebet. Gleich darauf kehrte der Zug lautlos in die Stadt zurück.

So endete Peter von Hagenbach, der allgefürchtete und allgewaltige Statthalter Karl des Kühnen von Burgund. Er starb den Tod des Verbrechers, obgleich nicht schuldiger, als sein Herr selbst. Das war am neunten Mai des Jahres 1474.

Drittes Capitel.

Der Verrath.

Spät am Abend desselben Tages, des Tages nämlich, an dem Peter von Hagenbach geendet hatte, saßen in einer Herberge zu Breisach zwei Männer in tiefem Gespräche. An einem gewöhnlichen Tage wäre wohl die ganze Stadt längst zur Ruhe gegangen gewesen, allein heute fühlte gar Mancher, obgleich der Tag voll Aufregung gewesen war, das Bedürfniß, sich über die schreckbaren Vorgänge und inhaltsschweren Ereignisse, so stattgefunden, gegen seinen Nachbar auszusprechen. So fiel es nicht auf, daß die zwei Männer, von denen wir sprechen, so spät noch beim Humpen saßen und sich eifrig, wenn gleich leise unterhielten. Sie mochten wohl etwas sehr Wichtiges und sogar Geheimes mit einander zu besprechen haben, denn sie hatten sich zur Vorsicht ein Nebenzimmerchen, das an die allgemeine Schenkstube stieß, anweisen lassen, um ja von Niemanden gestört zu werden. Dennoch sah gar

Mancher zu dem Fensterchen, das über der Eingangsthüre angebracht war, hinein, um zu sehen, wer da innen sei; sobald er aber der beiden Zecher ansichtig geworden war, fuhr er wie scheu zurück und begehrte nicht zum zweitenmale, seine Neugierde zu befriedigen.

Wir kennen die zwei Männer wohl, welche hier innen saßen, und können uns auch denken, warum die übrigen Gäste in keine nähere Berührung mit ihnen treten wollten. War doch der Eine von ihnen der wilde Graf Oswald von Thierstein und der Andere der halb mönchisch aussehende vagabundirende Doktor Holzinger, welche Beide vor wenigen Stunden eine so außergewöhnlich unehrenhafte Rolle beim Verhöre des Grafen von Hagenbach gespielt hatten! Wenn aber auch die im großen Wirthschaftszimmer Zechenden mit Verachtung auf die im Nebenzimmer Sitzenden herabsehen mochten, so kümmerten sich die beiden Letzteren offenbar nichts darum, sondern waren nur mit sich selbst und ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt, wie wir aus dem Zwiegespräch ersehen können, das sie mit einander führten.

„Doktor," sagte der Graf von Thierstein, nachdem er einen tiefen Zug aus dem vor ihm stehenden Kruge gethan hatte, „Doktor, dießmal hat dich dein Witz verlassen. Du hieltest dafür, der Plan sei wunderfein angelegt und wir hätten die junge Erbin mit sammt ihren reichen Gütern bereits in der Tasche, und siehe da, die ganze Geschichte ist zu

Wasser g. worden und wir haben das Nachsehen. Hol' der Teufel den ganzen Handel!"

„Und du willst dich beklagen?" fiel der Doktor ein. „Du, der du doch wenigstens einen Zweck erreicht hast? Hast du nicht den größten Gewinn gezogen, nämlich in der Person der schönen Wittwe des Geköpften, mit der du nun ein Leben in Wonne und Freude führen kannst? Oder war der Besitz der Gräfin von Hagenbach nicht dein Dichten und Trachten seit Monaten schon? Und ein herrliches Weib ist's, bei Gott," setzte er mit schwimmenden Augen hinzu, „ein Weib, wie nicht viele geboren werden, voll, üppig, feurig, lauter Leben und Liebe. Ihre Person muß dich in den Himmel der Houris versetzen, von welchem die Ungläubigen träumen."

„Oho, Doktor," lachte der Graf von Thierstein laut auf, „du wirst ja ganz begeistert. Man sollte meinen, an dir sei ein Dichter verloren gegangen! Aber, — nun ich will's zugeben, daß der Besitz der Gräfin ein beneidenswerthes Gut ist; aber der Besitz der Hagenbach'schen Güter wäre noch beneidenswerther gewesen; und wenn wir die kleine Erbin erst einmal in Händen gehabt hätten, so hätte sie uns kein Satan mehr entreißen können. Ich könnte den Bruder deines Herrn zerreißen, daß er sich so unberufen und ungeheißen in den Handel mischte, denn wie soll ich's nun anfangen, meinen Verbindlichkeiten gegen diese verfluchten Blutsauger von Hebräern die mir Summe auf Summe vorgeschossen haben, nachzu-

kommen? Strenge deinen Witz an und bring' einen andern Plan auf's Tapet, damit wir die eben erhaltene Patsche wieder wett machen."

„Du bist immer noch gut daran," seufzte der Holzinger, „denn im Hause des gerichteten Grafen von Hagenbach sind der Kleinodien und des Goldes viel und von hohem Werthe, und die frische Wittwe hat natürlich ein Anrecht auf die ganze Verlassenschaft, versteht sich die Güter ausgenommen. Auch macht dir diese fahrende Habe Niemand streitig, da die kleine Marie von ihrem Vormünder bereits aus der Stadt gebracht ist, ohne daß er irgend eines jener Kleinodien ausgeliefert verlangt hätte. Du kannst dir also mit dem Geschmeide und dem übrigen Gute schon eine Zeitlang helfen, aber was wird mein Herr sagen, wenn ich ihm melden muß, daß der ganze Handel so viel als null ist? Er hatte das junge Blut von einer Erbin bereits seinem Liebling, dem Hans von Stetten, bestimmt, der dir ein Stück der Hagenbach'schen Güter gelassen und für Hornberg, das er natürlich behalten haben würde, die zum Voraus bestimmte Summe bezahlt hätte. Auch war Alles so fein und schön geordnet, und das Ding ging anfangs so gut und trefflich, daß man hätte meinen sollen, es könne gar nicht mehr fehlen. Da führt der Teufel den Grafen Heinrich her und — nun ich hoffe, der Teufel wird ihn nicht blos hergeführt haben, sondern er wird ihn auch noch holen, ihn mit sammt seiner ganzen Sippschaft! Wenn ich nur wüßte, wie

es einzufädeln wäre, ich wollt' ihm seine Einmischung eintränken! Und wie verächtlich er mich behandelt hat! Ha, so wahr ich an die Hölle glaube, das soll dir noch vergolten werden, Heinrich, oder ich will nicht Holzinger heißen."

„Ein hübscher Segen für deines Herrn Bruder!" höhnte der Graf, „Aber Unrecht hast du nicht. Wenn man's ihm eintränken könnte, ich würde was dran rücken. Indem, der Herzog Karl wird wüthend werden, wenn er die Sache erfährt. Er wird mit Heeresmacht gegen die Breisacher heranziehen, und natürlich wird er es auch inne, daß ich zu den Breisachern gehalten habe, und — meine armen verschuldeten Besitzungen werden's entgelten müssen. Ja, er ist in seiner Wuth im Stande und läßt den Einen oder den Andern von uns auffangen und hängt ihn zum Recompens für die Hinrichtung des Hagenbach. Mönchlein, Mönchlein, dießmal sind wir in einen schlimmen Handel gerathen, und ich wollte, wir wären schon wieder heraus. Natürlich du, feiger Wicht, wirst deinen Leichnam nach Stuttgart salviren, aber ich muß dem Sturme Trotz zu bieten suchen oder untergehen!"

Er erhob sich voll Unmuth und schritt eine Zeitlang in der kleinen Stube auf und ab, aber der Unmuth wollte sich nicht legen.

„Mensch!" rief er endlich, im Zorn auf den Tisch schlagend, daß die Weinkrüge in die Höhe sprangen. „Mensch, ich wollte, ich hätte dich nie gesehen. Zuerst verlockst du

Einen und machst die Sache so plausibel, daß man glaubt, nur zugreifen zu dürfen, und wenn man dann zugreift, flugs sitzt man im Unglück und weiß nicht mehr, wo aus und ein; aber natürlich vom Heraushelfen ist dann keine Rede! Im Gegentheil, du hast vielleicht noch deine Freude dran, wenn man immer tiefer in den Schlamm hineinsinkt. Hol' dich der Teufel und mich dazu, daß ich so dumm war, einem verlaufenen Lumpen von einem Mönche mein Zutrauen zu schenken."

Mürrisch schwieg er still, aber sein drohend blickendes Auge verrieth, daß der Zorn in ihm fortkochte. Auch ballte er unwillkürlich die Faust, als ob er im Begriffe wäre, seiner Rede damit Nachdruck zu verleihen. Allein der Mönch oder Doktor, oder was er sonst war, bekümmerte sich um alle diese Zornesäußerungen wenig oder nichts. Im Gegentheile, er schien gar nicht drauf zu hören, so tief war er in seine Gedanken versunken. Plötzlich fuhr er auf, als ob er von einem schweren Traume erwachte, seine Augen rollten und seine Wangen rötheten sich.

„Ich hab's, ich hab's!" schrie er so laut, daß die Leute im Nebenzimmer augenblicklich verstummten, weil sie nicht wußten, was dieses plötzliche Geschrei bedeuten solle. „Victoria, Graf Thierstein, ich hab's, der Teufel soll mich holen, wenn ich's nicht hab'."

„Du bist verrückt, Doktor," entgegnete der Graf, dem Andern den Mund gewaltsam zuhaltend, „rein verrückt, sonst

würdest du nicht an einem fort schreien: ich hab's! und zwar so laut, daß alle Welt auf uns horcht. Was soll dein „ich hab's" bedeuten? Und wenn's was bedeuten soll, kannst du nicht leise und vernünftig sprechen?"

„Du hast vollkommen Recht," flüsterte jetzt Holzinger, wieder zur Besinnung kommend. „Ich war ein Narr; aber gehe hinaus und bestelle noch einen Krug Wein beim Wirth, indeß ich meine Gedanken sammle. Ich hab' nämlich, glaub' ich, einen Weg gefunden, der uns doch noch zum Ziele führt."

Der Graf that, wie ihm befohlen, und der Doktor Holzinger ging indessen in tiefem Nachdenken in dem kleinen Stübchen auf und nieder.

„Sagtest du nicht so eben," wandte er sich an den zurückgekehrten Grafen, als die Thüre sich wieder hinter ihm geschlossen hatte, „sagtest du nicht, der Herzog Karl sei ein jähzorniger Herr, der für den Mord an seinem Statthalter sich Genugthuung verschaffen und Rache nehmen werde?

Der Graf nickte bejahend.

„Nun sag' einmal, wie sprach Graf Heinrich, meines Herrn Bruder, als er den Hagenbach vertheidigte?" fuhr Holzinger fort.

Dem Grafen fuhr ein Gedanke durch's Hirn und er sah den Doktor fragend an.

„Merkst du Etwas?" fuhr dieser mit einem listigen Augenzwinkern fort. „Geht dir ein Licht auf? Der Graf Heinrich

meinte: „Der Hagenbach könnte nicht verurtheilt werden, weil er nur als Beauftragter gehandelt habe.“ Das ist nun leicht so zu verstehen und zu drehen, als ob die Worte gelautet hätten: „Derjenige, welcher den Hagenbach als Statthalter eingesetzt habe, sei eigentlich des Todes schuldig und sollte gerichtet werden.“ Was meinst du, wenn Herzog Karl diese Rede vernimmt, wenn er glaubt und überzeugt ist, daß der Graf Heinrich vor dem versammelten Gerichte also gesprochen, — was meinst du, wird die Folge sein? So wahr ich lebe, ich möchte nicht für seinen Kopf stehen, denn Herzog Karl heißt nicht umsonst „der Verwegene“. Er ist im Stande und läßt den Grafen Heinrich von der Straße wegfangen und richtet ihn, wie die Breisacher den Hagenbach gerichtet haben, besonders da ja bekannt ist, daß die Grafen von Württemberg alle, also auch der Heinrich, auf der Seite der Deutschen und Schweizer gegen die Burgunder stehen.“

„Du hast nicht Unrecht,“ versetzte Graf Thierstein nachdenklich. „Es könnte dem Grafen Heinrich übel ergehen, sobald der Herzog Karl in diesem Sinne berichtet würde. Ich wenigstens möchte dann nicht an Heinrichs Stelle sein, wenn er in die Hände des Herzogs fiele. Aber der Graf von Württemberg wird sich wohl hüten, und seine Stadt Mömpelgard ist fest und wohl verwahrt.“

„Der Herzog Karl wird in diesem Sinne berichtet werden, und der Graf Heinrich muß in seine

Hände fallen," sprach nun der verlaufene Mönch mit langsamem Tone, auf jedes Wort einen besondern Nachdruck legend.

Es trat eine augenblickliche Pause ein, denn das, was der Mönch so eben vorgebracht hatte, war zu wichtig, als daß es möglich gewesen wäre, schnell darüber hinwegzugehen. Der Graf von Thierstein schlug nachdenklich die Augen nieder, der Mönch aber schaute ihm mit einem höhnisch-frohlockenden Blicke ins Gesicht.

„Graf Oßwald von Thierstein," fuhr er endlich in demselben langsamen und bedeutsamen Tone fort, in welchem er so eben gesprochen hatte: „Graf Oßwald von Thierstein, du wirst dem Herzog Karl berichten, was Graf Heinrich gesprochen hat, und wirst ihm angeben, wo er ihn fangen kann."

„Mönchlein, Mönchlein!" rief jetzt der Graf auffahrend, „treib' keinen Spott mit mir. So ich mich in die Hände des Herzogs Karl begäbe, so wäre es gerade als würde ich in des Löwen Rachen steigen. Keinen Knopf gäbe ich um mein Leben, denn Er würde mich, weil ich gegen den Hagenbach zu den Breisachern gehalten, ohne Gnade köpfen lassen."

„Meinst du?" grinste der Mönch. „Ihr vornehmen Herrn habt doch verdammt wenig Grütz und Witz im Kopfe! Wenn du zum Herzog Karl reitest, so reitest du als Ueberläufer zu ihm. „Du bist" (so erzählst du) „bei der Hinrichtung des Hagen-

bach zugegen gewesen und trotz aller Mühe, die du dir gabst, ja trotz aller Gefahr, der du dich aussetztest, gelang es dir nicht, den Statthalter zu retten. Derjenige aber, welcher die Hauptschuld trägt, daß die Bürger sich so trotzig und barbarisch benahmen, ist der Graf Heinrich von Württemberg und Mömpelgard. Er hat nicht nur dafür gestimmt und seine Ermahnung dahin gestellt, daß der Hagenbach hingerichtet werde, sondern er hat auch erklärt, der Herzog selbst sollte ebenfalls billig die Todesstrafe erleiden, ja, derselbe sei ihrer noch mehr werth, als der von ihm eingesetzte Statthalter. Alles diß aber", setzst du hinzu, „habe der Graf Heinrich aus schnödem Eigennutz und niedriger Gewinnsucht gethan, denn er habe die Erbin der Hagenbach'schen Güter an sich gerissen und sich so in den Besitz der letzteren zu setzen gesucht." — Also erzählst du, und der Herzog wird dir in der ersten Wuth unzweifelhaft Glauben schenken. Zum Ueberfluß geb' ich dir noch einen Brief mit, worin ich als Doktor Holzinger und Kanzler des Herzogs Eberhard von Württemberg den ganzen Hergang bestätige, so daß kein Zweifel mehr an der Wahrheit bleiben kann. Am Ende deiner Rede erklärst du dann, wie dich der grenzenlose Uebermuth und die freche Gewaltthat der Bürger also angewidert habe, daß du fernerhin alle Gemeinschaft mit den Reichsstädtischen und Oesterreichern aufgeben wollest, und nun bereit seiest, deine Dienste dem Herzog von Burgund zu widmen. Gieb Acht, wie er zugreift und dich zu Gnaden annimmt!"

„Und der Graf Heinrich?“ frug der von Thierstein mit kaum hörbarer Stimme.

„Er wird, wie ich mit Bestimmtheit vernommen, einen Ritt nach Metz oder Luxemburg machen, um den Herzog von Burgund dort zu treffen und ihm die Vorgänge in Breisach auseinanderzusetzen. Du mußt ihm nothwendig zuvorkommen, und wenn du halbwegs deine Rolle gut spielst, so läßt ihn der Herzog alsbald aufgreifen, ehe er noch Gelegenheit fand, seine Mähr' zu erzählen. Ist er aber erst gefangen, dann ist er auch ein verlorener Mann, denn der Jähzorn des Burgunders läßt es nicht zu, eine Entschuldigung oder Berichtigung anzuhören.“

„Es ist ein höllisch gewagtes Spiel,“ erwiederte nach einigem Besinnen der Graf von Thierstein. „Ich trage meinen Kopf zu Markt, wenn es mißlingt.“

„Aber es wird gelingen,“ versicherte Holzinger mit Energie. „Wer nicht wagt, gewinnt nicht. Oder willst du's etwa abwarten, bis dir langsam die Schlinge um den Hals gelegt wird?“

„Nein, bei Gott, das will ich nicht!“ fluchte der von Thierstein. „Ich bin bereit, Einiges zu thun. Aber bei solch' hohem Einsatz sollte auch der Gewinn darnach sein, und was haben wir davon, wenn Herzog Karl den Heinrich gefangen nimmt und auf eine seiner Festungen bringt?“

„O sancta simplicitas!“ höhnte Holzinger. „Wie dick

ist doch dein Schädel, daß du Solches nicht begreifst! Wenn der Graf Heinrich gefangen ist, so muß er seinen „Raub" (denn auf diese Art hast du die Sache vor Herzog Karl zu bezeichnen), nämlich die junge Erbin Marie, heraus und in deine Hände geben. Wir haben also dann, wornach unser Herz begehrte und weßwegen wir diesen Handel hier, wenn nicht angestiftet doch gefördert haben. Sollte aber der Herzog Karl in seiner Wuth noch weiter- und dem Grafen Heinrich ans Leben gehen, ei, was können dann wir dafür? Die Folge ist in diesem Fall, daß die Mömpelgard'sche Grafschaft erledigt wird und also von Neuem verlehnt werden muß. Der nächste Ahnherr ist mein Herr Graf Eberhard, und wenn er Mömpelgard und Reichenweiher als Lehen erhält, was ihm bei seiner Geldverlegenheit gewiß erwünscht käme, so wäre dein Lohn kein geringer. Ich kenne zwar seine Gesinnungen in dieser Beziehung nicht, aber ich glaube kaum, einen Fehlgriff zu thun, wenn ich dir Hornberg dafür verspreche oder ein anderes Besitzthum, das im Werth nicht geringer anzuschlagen ist. Willst du's um diesen Preis wagen?"

Der Graf ging lange schweigend auf und ab. Es stritt mächtig in ihm, ob er die niederträchtige Handlung begehen solle oder nicht.

„Holzinger," sagte er endlich, „du bist ein Teufel im Pläneschmieden und ein Engel im Ueberreden. Aber wenn's mißlingt, so ist mein Leben keinen Pfifferling werth und man

deutet noch im Grabe auf mich, als einen Verräther. Und doch, — meine Güter sind alle verpfändet, ich kann nicht zurück, wenn ich auch wollte. Ich will mir die Sache überlegen."

„Ueberlegen?" rief jetzt der Mönch, der sich Graf Eberhards Kanzler nannte, und aus seiner triumphirenden Miene sah man, daß er seines Sieges gewiß war. „Ueberlegen willst du's? Damit Graf Heinrich zum Herzog stößt, ehe du von hier fortreitest, und dadurch der ganze Plan vereitelt wird? Nein, noch heute Nacht mußt du zu Roß, denn du mußt der Erste sein, der dem Herzog die Mähr von Hagenbachs Ermordung überbringt. Auf, ermanne dich, zu Pferde, und Tag und Nacht geritten!"

Mochte der Graf auch vielleicht in seinem Innern noch zweifelhaft und unschlüssig sein, der Doktor Holzinger ließ nicht nach, bis die letzten Einwürfe beseitigt waren. Zuletzt willigte der von Thierstein ein. Er bat sich nur eine halbe Stunde Zeit aus, um von seiner Geliebten, der Wittwe des vor ein paar Stunden Hingerichteten, Abschied zu nehmen, und in der That ritt er gleich darauf, nur von ein paar Dienern begleitet, über die Rheinbrücke, Straßburg zu. Der Mönch hatte gesiegt!

Während dieß in der Herberge zu Breisach zwischen dem Kanzler Holzinger und dem Grafen Oßwald von Thierstein verhandelt wurde, hatte der Graf Heinrich von Württemberg

und Mömpelgard mit den Seinigen, sowie mit dem Grafen von Bitsch und dessen Familienangehörigen längst die Stadt verlassen. Sie gönnten sich keine Zeit, durch einen Bevollmächtigten mit der Gräfin von Hagenbach, der Stiefmutter Mariens, abzurechnen, sondern sie ließen lieber Alles zurück, wessen das Kind nicht zum Allernothwendigsten benöthigt war.

„Es klebt Blut dran," sagte Graf Heinrich und trieb zur Eile.

In der Herberge vor der Stadt, wo der Graf sein Gefolge, den Conrad von Sachsenheim und die Knechte, hatte zurücklassen müssen, hielten sie so lange an, bis die Pferde gerüstet waren, einen langen nächtlichen Ritt auszuhalten; denn sie wollten die Stadt, in welcher jetzt eben der Vater des armen Kindes, das vor Ermattung in den Armen Willibalds eingeschlafen war, das Blutgerüst bestieg, so bald als möglich im Rücken haben. Stillschweigend ritten sie weiter; die Richtung, die sie einschlugen, war aber derjenigen, welche sie diesen Morgen gekommen, geradezu entgegengesetzt.

„„Es ist doch ein wunderbar Ding um das Herz des Menschen," sagte Graf Heinrich, der mit Fräulein Elisabeth, der Tochter des Grafen von Bitsch, den Zug anführte. „Betrachtet einmal meinen jungen Willibald hier, wie er die kleine Marie vor sich in dem Sattel hält und die Schlafende sorgsamer hütet, als eine Mutter thun könnte. Und betrachtet hinwiederum das kaum achtjährige Kind, wie es sich voll Zutrauen an ihn schmiegt und sein Aermchen im

Schlummer um ihn schlingt, als könnte es allein bei ihm Rettung und Schutz finden! Sie haben sich Beide heute zum erstenmale gesehen, und doch hat sie ihr Herz zusammengeführt, als wären sie von Jugend an ungetrennt zusammen aufgewachsen! Es sind Beide noch Kinder, darum spricht sich das Herz ohne Scheu und ohne Zwang aus. Wären sie Jedes zehn Jahre älter, so würden die Regeln des Lebens und der Erziehung ihnen einen Zwang anlegen, daß sie nicht mehr dem Zuge folgen könnten, den Gott ihnen vorgezeichnet."

„Er ist ein edelherziger Jüngling," erwiederte die Tochter des Grafen von Bitsch. „Nie werde ich vergessen, wie muthvoll und begeistert er sich zum Ritter des armen Kindes aufwarf, als der unglückliche Hagenbach Euch um Euren Schutz für die Kleine ansprach. Doch, wie sollte er vermögen, anders zu fühlen und zu handeln, da er unter Eurer Leitung aufwächst und von Euch die Lehren des Ritterthums empfängt? Ewig fest wird es in meinem Innern geschrieben stehen, wie muthvoll Ihr zur Vertheidigung meines unseligen Schwagers hervorgetreten seid, als nicht Einer es wagte, ein Wort zu seinen Gunsten zu sagen."

„Edles Fräulein," sprach Graf Heinrich. „Auch ich habe mein Augenmerk nicht umsonst auf Euch gerichtet gehabt. Auch ich werde nicht vergessen, wie herrlich unser Schöpfer die drei Hauptvorzüge des Weibes: Schönheit, Sittsamkeit und Edelsinn, zu Einem Ganzen in Euch vereinigte. Ich darf Euch

das ohne Scheu sagen, denn meine Bestimmung ist, wie Ihr wißt, die Kirche. Meine Zukunft schreibt mir vor, ewig vereinzelt zu leben, da mein erstgeborner Bruder das Erbe meiner Väter zu bekommen bestimmt ist. So haben wir's unter uns abgemacht. Ist aber auch der Chorrock und ein Bischofssitz mein Loos, so hat mir doch Gott ein Herz gegeben, die Lieblichkeit und die Schönheit zu bewundern, wo ich sie auf Erden verkörpert finde; und ich glaube, in Euch ist ein Engel herniedergestiegen, der das Bild der Madonna in eine irdische Jungfrau verwandelt wieder gibt. Gar sonderbar hat Gott das Innere des Menschen zusammengefügt, so daß in diesem oft plötzlich, wie durch einen Zauberspruch, Gefühle entstehen, die vielleicht Jahre lang in ihm geschlummert haben, um jetzt auf einmal wie ein Blitz ihn zu erleuchten, wenn die längst ersehnte, aber nur wie im Traume geahnte Erscheinung vor ihn tritt. Wohl möglich, daß Ihr mich nicht versteht, mein theures Fräulein, aber Er, der mich erschaffen hat, versteht mich, und die Sternlein, die über uns leuchten, die sehen auch in mein Inneres und kennen meine Gedanken, wenn auch die Sprache, mit der ich sie auszudrücken versuche, eine verworrene ist."

Sie erwiederte keine Sylbe, aber die Röthe, welche ihr Wangen und Busen färbte, gaben doch den Beweis, daß sie den Sinn seiner Worte, wenn nicht begriff, doch fühlte. Es war ihr aber auch keine Zeit gegeben, zu antworten, denn

ihr Vater, der Graf von Bitsch, sprengte jetzt voran, und fragte verwundert, warum sie denn eine Richtung einschlügen, welche sie von dem Schloß Reichenweiher und der Grafschaft Zweibrücken und Bitsch, so doch den Rhein abwärts, und nicht aufwärts lag, immer mehr entfernen mußte.

„Wir reiten gen Mömpelgard, Herr Graf,“ erwiederte Graf Heinrich ruhig, aber bestimmt. „Der Herzog Karl — soweit ich ihn kenne, und ich glaube ihn genau zu kennen, da ich eine Zeitlang an seines Vaters Hofe erzogen wurde — wird wüthend sein, wenn er den Tod des von Hagenbach erfährt. Er wird ein Heer aufbringen und alle Städte und Schlösser, welche zu der österreichischen und deutschen Parthei halten, mit Feuer und Schwert heimsuchen. Mein Schloß Reichenweiher ist nicht stark genug, um solchem Anprall zu widerstehen. Aber meine Stadt Mömpelgard hat feste Mauern und Thürme, und Karl mag Jahre lang davor liegen, so wird er sie doch nicht gewinnen. Die Besatzung besteht aus tapfern Mannen, und mein Landvogt Marquardt von Stein ist ein Ritter, den keine Furcht und kein Schrecken bezwingen können. Dort ist Marie von Hagenbach sicher, und ich werde somit das ihrem unseligen Vater gegebene Versprechen halten können. Auch Eure Burgen in Zweibrücken und Bitsch, Herr Graf, halten den Herzog Karl nicht auf, und so ich Euch daher gut zum Rathe bin, so sichert Eure Frau und Tochter ebenfalls in meiner Stadt Mömpelgard. Laßt sie Beide dort Mutter-

stelle an der kleinen Marie vertreten, bis dieser Kampf zwischen Burgund und Deutschland vorüber ist. Euch selbst ruft, wie mir wohlbekannt ist, Eure Verpflichtung zu dem Heere Erzherzog Sigismunds, des Gegners Karls, und ich meinestheils will den Versuch machen, ob ich nicht durch einen persönlichen Besuch am Hofe des tollkühnen Herzogs es so weit bringe, daß es mir gestattet wird, in diesem Kampfe auf keiner Seite stehen zu müssen. Der Herzog verbirgt in seinem Innern ein hochherzig Gemüth unter einer rauhen und harten Außenseite. Möglich also, daß er mir dieß Recht, neutral zu bleiben, gewährt; dann ist Mömpelgard ein sicheres Asyl für die Eurigen; gewährt er es mir aber nicht, so mag er an seine Mauern pochen, so lange er will, er wird sie nicht brechen. Ueberleget meinen Vorschlag, ich bin gewiß, Ihr werdet ihn nicht verachten. Mühlhausen, das wir in ein paar Stunden erreichen müssen, ist eine freie Stadt; dort wollen wir uns einige Stunden Erholung gönnen, und nachher sagt mir Euern Entscheid. Fällt er so aus, wie ich mir ihn denke, so mögt Ihr die Eurigen nach Mömpelgard geleiten, wo Euch mein Vogt nach Gebühr aufnehmen wird, während ich umkehre und schnellen Rittes Luxemburg zueile, wo ich den Herzog zu treffen gedenke. Habt Ihr die Eurigen in meiner guten Stadt in Sicherheit gebracht, so hindert Euch nichts mehr, Eurer Pflicht zu genügen und zu Erzherzog Sigismund zu reiten, dessen Panier zu entfalten Ihr Euer Wort gegeben habt."

„Ich kann Euch nicht Unrecht geben, Herr Graf," erwiederte der Graf von Bitsch nachdenklich, „und wenn meine Hausfrau gerade so denkt, wie ich, woran ich kaum zweifle, so werden wir Euer Anerbieten dankbarlich annehmen."

Er ritt nun wieder zu seiner Gräfin zurück und hatte eine lange geheime Unterredung mit ihr, denn es war gar Vieles zu bedenken, da der Aufenthalt auf Mömpelgard möglicherweise ein sehr langer werden konnte. Gegen Morgen erreichten sie die berühmte alte Stadt Mühlhausen nnd hier erst erwachte die kleine Marie aus ihrem tiefen Schlummer, in welchen sie die Aufregung des letzten Tages geworfen hatte. Merkwürdiger Weise schreckte sie nicht zusammen, als sie sich in den Armen eines fast fremden oder doch kaum erst gekannten jungen Mannes fand, der sie sorgsamlich vom Pferde hob, um sie den edlen Frauen zu übergeben, welche als nahe Anverwandte ein größeres Anrecht an sie hatten. Eine gute Herberge versorgte sie Alle mit den so überaus nöthigen Stärkungen; aber die Rast dauerte trotzdem nur kurze Zeit. Die Vorsicht gebot, in aller Bälde aufzubrechen. Schon nach wenigen Stunden erhob sich daher Graf Heinrich von seinem Lager und traf die zu seiner Reise an den Hof Karls des Kühnen nöthigen Anordnungen. Zu seinem Begleiter bestimmte er den Conrad von Sachsenheim, seinen Hofmeister, mit nur wenigen Dienern. Die Uebrigen sollten mit dem Grafen von Bitsch und dessen Familie nach Mömpelgard reiten.

Auch der junge Willibald von Sperberseck war unter den Letzteren.

„Du reitest mit Marie von Hagenbach," befahl ihm Graf Heinrich. „Das Kind hat eine große Anhänglichkeit an dich, und in seinem großen Unglück muß man ihm jeden Trost gönnen, den man ihm reichen kann. Hier ist ein Schreiben an meinen tapfern Vogt, Marquardt von Stein. Er wird nicht ermangeln, die nöthige weibliche Dienerschaft anzunehmen und auch im Uebrigen alle Vorsorge zu treffen, daß es dem Kinde an nichts mangelt. Sobald Marie und die edlen Gräfinnen von Bitsch sicher auf meinem Schlosse untergebracht sind, reitest du mir nach. Findest du mich nicht mehr in Metz, so erhältst du dort Nachricht von mir in der Herberge zum Kreuz, bei dem wackern Meister Gerhardt. Der wird dir sagen, wohin ich geritten bin, und dahin folgst du sofort, um mir deine Botschaft von Mömpelgard zu übermachen. Mündlich magst du meinem Vogt Marquardt noch wiederholen, was ich ihm schriftlich hier anbefohlen habe, nämlich, daß er ja nichts verabsäume, sondern die Stadt und Burg mit Allem wohl versehe, was zu einer Belagerung Noth thut, denn bei dem hitzigen Charakter des Burgundischen Herzogs muß man jedenfalls auf alle Fälle gefaßt sein."

Jetzt trat auch der Graf von Bitsch mit den Seinigen in die Wirthsstube. Er hatte sich entschlossen, den Vorschlag des Grafen Heinrich anzunehmen, und seine Frau und Tochter

sagten dem Letzteren schon im Voraus Dank für seine Gastfreundschaft, für welche sie ihm in diesen verhängnißvollen Zeiten gar sehr verpflichtet zu sein Ursache hatten. Nach wenigen Worten des Abschieds setzte sich der Graf zu Rosse und sprengte mit seinem Hofmeister Conrad von Sachsenheim und den wenigen Reisigen, die er dazu bestimmt hatte, davon. Sie ritten denselben Weg wieder zurück, den sie so eben gekommen waren, denn ihre Absicht war, die große Landstraße zu gewinnen, welche nach Straßburg und Luxemburg führte. Gleich darauf, aber von einem weit stärkeren Gefolge geleitet, ritt auch der Graf von Bitsch ab. Sein Ziel war Mömpelgard. Die kleine Marie hatte wieder zu ihrem jungen Freunde Willibald verlangt, und dieser ließ es sich die ganze übrige Reise nicht nehmen, sie mit allem Nöthigen zu versorgen und ihr so aufzuwarten, als ob sie eine erwachsene Jungfrau und er ihr Cavalier wäre. Die edle Frau von Bitsch lächelte im Stillen, als sie dieß Gebahren sah; die junge Gräfin Elisabeth aber war den ganzen Tag über schweigsam und sah still vor sich hin, und wenn man sie anredete und auf ihre Träumerei aufmerksam machte, pflegte sie tief zu erröthen, gab aber weiter keine Antwort. Uebrigens fiel während der ganzen Reise nichts besonders Erwähnenswerthes vor, und da sie so schnell als möglich zuritten, so erreichten sie Mömpelgard schon am nächsten Tage. Marquardt von Stein, der Vogt des Grafen, nahm sie gar freundlich und zuvorkommend auf,

und wie er den Brief seines Herrn gelesen hatte, beeilte er sich, alle Befehle desselben so schnell als möglich in Vollzug zu setzen.

Den andern Morgen in aller Früh beschäftigten sich die Damen damit, ihr neues Hauswesen in Ordnung zu bringen, Fräulein Elisabeth aber sah blaß und angegriffen aus. Bald darauf trat Willibald ein, um sich zu verabschieden und ihre Befehle an den Grafen Heinrich entgegenzunehmen, denn er wollte gleich jetzt wegreiten, um seinen Herrn noch gewiß in Metz zu treffen. Auch die kleine Marie war schon munter und der Jüngling beugte ein Knie vor ihr, aber sie streckte ihm alle beide Hände entgegen.

„Komm' bald wieder, Willibald," rief sie halbweinend, „hörst du? Du darfst die kleine Marie nicht lange allein lassen."

Noch viel aufgeregter, und zwar so sehr, daß es Jedermann auffallen mußte, war Fräulein Elisabeth.

„Du bist, wie man mir sagte," rief sie, „ein treuer Diener deines Herrn, und ich habe mich längst selbst überzeugt, wie sehr du ihn liebst und verehrst. Nun aber sage ich dir, wenn dir die Wohlfahrt deines Herrn am Herzen liegt, so schone dein Pferd nicht, zu ihm zu gelangen. Reite auf Leben und Tod, denn ich habe heute Nacht einen furchtbaren Traum gehabt, und Gott möge verhüten, daß derselbe eintreffe. Sag' ihm, er solle sich vor dem wilden

Herzoge von Burgund hüten, denn es steht ihm ein Unglück bevor, wenn er mit diesem zusammentrifft.“

Eine fliegende Röthe hatte ihr Gesicht gefärbt, als sie so sprach. Gleich darauf aber war die Röthe einer tödtlichen Blässe gewichen und das edle Fräulein zitterte sichtbarlich.

„Elisabeth, thörichtes Kind, wie magst du so sprechen?“ zürnte die Mutter. „Was müßte Graf Heinrich denken, wenn er dich jetzt hörte und sähe?“

„Er würde denken, daß ich großen Antheil an ihm nehme,“ erwiederte die Tochter, abermals hoch erglühend, jedoch ohne sich irren zu lassen. „Aber gewiß würde er diese meine Theilnahme nicht falsch deuten, denn sein Herz ist zu edel, um gering von einem Andern denken zu können.“

„Edles Fräulein,“ sagte nun Willibald, die rechte Hand auf die Brust legend. „Ich zähle zwar erst der Jahre fünfzehn, aber was Roß und Reiter vermögen, das werde ich leisten. Tadelt Eure Tochter nicht, erlauchte Gräfin, weil sie Antheil nimmt an meinem Herrn, denn wenn Ein Ritter in der Christenheit solchen Antheil verdient, so ist er es, und nicht bloß ich, sondern alle seine Dienstmannen wären mit Freuden bereit, ihr Herzblut für ihn zu verspritzen. In drei Tagen hoffe ich ihm Euren Auftrag berichten zu können, wenn mich nicht ein besonderes Unglück trifft.“

Mit diesen Worten verabschiedete er sich. Seine Aufträge von dem Vogt Marquardt hatte er schon zuvor erhalten

und wie er in den Hof hinabeilte, traf er denselben damit beschäftigt, nach den Wällen der Festung zu sehen und seine Dienstmannen auf ihre Posten zu stellen

„Sag' meinem Herrn Grafen, daß ich mich nicht überraschen lassen werde," rief ihm der Vogt nach.

Gleich darauf sprengte Willibald zum Thore hinaus. Sein Weg führte ihn eigentlich der Stadt Mühlhausen zu, von wo aus eine breite Landstraße das Rheinthal hinabging. Wie er jedoch so einsam dahinritt und ihm der Traum, von welchem Fräulein Elisabeth gesprochen, nicht aus dem Kopfe wollte, kam er unwillkührlich in Beziehung auf seine Reise auf andere Gedanken.

„Sie liebt meinen Herrn," sagte er zu sich selbst, „und wer sollte ihn auch nicht lieben, obgleich er zum Bischof bestimmt ist? Aber wenn der Traum doch etwas anders zu bedeuten hätte, als große Aengstlichkeit? Wenn ihm eine Gefahr drohte? Ich könnte meinen Weg vielleicht um einen ganzen Tag abkürzen, wenn ich über das Gebirge nach Epinal ritte; dann würde ich Metz fast zu gleicher Zeit erreichen, als er selbst hinkommt, vielleicht sogar noch früher, und er könnte in diesem Falle seiner Begegniß mit dem stolzen Burgunderherzog noch ausweichen."

Während Willibald noch hierüber nachdachte, hatte er unwillkürlich bereits den ersten Weg, der links abführte, eingeschlagen, denn er war ein Junge von großer Entschiedenheit.

Auch sollte ihn sein Entschluß nicht gereuen, denn er gelangte schon am zweiten Tage nach Epinal, von wo aus nun eine gute Straße weiter führte.

Auf dem ganzen Weg war ihm nichts Verdächtiges begegnet. So begann er wieder leichter zu athmen, und die Beängstigung, welche ihn wegen des Traumes der jungen Gräfin Elisabeth erfaßt hatte, schwand immer mehr. Spät am Abend ritt er in Metz ein und beschloß, die Nacht über hier zu ruhen, auch wenn er den Grafen, seinen Herrn, nicht mehr treffen sollte; denn sein abgehetztes Pferd bedurfte der Stärkung gar sehr und hätte einen weiteren Ritt fast unmöglich ausgehalten. Er selbst war ebenfalls der Erholung äußerst benöthigt, denn obwohl eine jugendliche Kraft von fünfzehn Jahren in einem unverdorbenen Körper sich nie verläugnet, so war er doch noch nicht so erstarkt, daß er es mit einem Erwachsenen an Ausdauer hätte aufnehmen können. Die Herberge zum Kreuz war bald aufgefunden, und nachdem er sein Pferd untergebracht, verfügte sich der Junge in die Gaststube, um nun auch für sich selbst zu sorgen.

Es war schon ziemlich spät, dennoch waren der Gäste noch mehr da, als ihm lieb sein konnte, da er gerne unerkannt geblieben wäre. Er trug deßhalb auch kein Abzeichen, damit er nicht dadurch verrathe, welchem Herrn er angehöre; denn obwohl damals kein Krieg im Lande herrschte, so waren doch die Lothringer und die Burgunder nie gut auf einan-

der zu sprechen, und er glaubte somit klüger zu thun, wenn er sich ganz neutral halte. Das war auch der Grund, warum er sich ganz bescheiden an einen kleinen leeren Tisch in einer Ecke setzte, um mit Niemanden weiter in Berührung zu kommen. Waren doch die meisten Anwesenden dem Kriegerstande angehörig und konnten leicht das Panier eines Herrn tragen, mit welchem der seinige nicht im besten Einvernehmen stand! Ein schmuckes Kellermädchen versorgte ihn bald mit Speise und Trank, und als er sie fragte, ob er wohl ein Plätzchen zum Uebernachten bekommen könnte, sagte sie dieß ihm freundlich zu. Wie er jedoch den Meister Gerhard, den Wirth, zu sprechen verlangte, erwiederte sie, daß dieser im Augenblicke nicht im Hause sei, aber bald dahin zurückkehren werde. Er sah sich nun rings um, ob er Niemanden von dem Gefolge des Grafen Heinrich bemerken könnte, aber all' seine Mühe, einen Bekannten zu erspähen, war vergeblich. „Ich werde im Stall glücklicher sein," dachte er und ging hinaus, als ob er nach seinem Pferde sehen wollte. Er schlich sich von einer Stallung zur andern, aber auch hier war all' sein Spähen vergeblich. „Vielleicht sind sie noch gar nicht angekommen," meinte er nun und fragte einen Stallknecht, anscheinend gleichgültig, ob gegenwärtig viel vornehme Fremde durchpassiren. „Mehr, als mir lieb ist," war die mürrische Antwort. „Hat man doch bei Tag und Nacht keine Ruhe!" Auf etwas Weiteres aber ließ sich der grobe Gesell nicht ein, sondern meinte kurz, der

fremden Ritter und Herren seien so viele, daß man keinen besonders unterscheiden könne. Willibald ging also wieder ins Wirthschaftszimmer zurück, fand jedoch zu seinem Verdrusse, daß sich ein paar fremde Gesellen an seinen Tisch gesetzt hatten, welche ihr gelb-ledernes Koller und das breite Schwert, so sie umgürtet hatten, als Lombarden auswies, eine Sorte von Lanzknechten, welche in den damaligen fehdereichen Zeiten eine sehr gesuchte Soldateska bildeten. Sie waren zwar dafür bekannt, daß sie bereit seien, unter allen Herren der Welt zu dienen, allein besonders häufig traf man sie in den Diensten des Herzogs von Burgund, wahrscheinlich weil er sie am besten bezahlte und sie unter seiner Führung am meisten Aussichten auf Raub hatten. Kein Wunder also, wenn Willibald über die neue Gesellschaft nicht besonders erbaut war. Die Lombarden nahmen im Anfang keine Notiz von ihm, da sie sich mit der Kellnerin zu schaffen machten; wie ihnen jedoch diese nur schnippische Antworten gab und sich von ihnen losschälte, wandte sich der Eine derselben an Willibald, ihn fragend, woher des Wegs er komme.

„Von weiter oben herab," antwortete Willibald ausweichend.

„Was?" rief nun der Kriegsmann. „Ist das auch eine Antwort? Ich glaube gar, das Milchsuppengesicht will mich foppen!"

„Laß gut sein," meinte sein Kamerad. „Es ist wohl

ein deutscher Querkopf, der es nicht besser versteht. Willst Dienst haben, Bube? Da kommst du gerade recht. Unser Herzog braucht Leute, denn es geht bald wieder los."

Dem Willibald brannte der Kopf, als er sich einen deutschen Querkopf nennen hörte, aber er bezwang sich gewaltsam und erwiederte mit bescheidenem Tone, daß er keinen Dienst suche, indem er bereits versagt sei.

„Keinen Dienst willst du?" rief wieder der erste der beiden Männer, „keinen Dienst bei unserem fürstlichen Herrn? Donnerwetter, wie kann sich Jemand weigern, dem Herzog Karl, dem Krieger, Dienste zu thun! Dazu ist nur ein deutscher Lump fähig; dir aber, mein Bürschlein, will ich den deutschen Lumpen vertreiben."

Mit dieser groben Rede verband er eben so grobe Bewegungen, denn er schlug auf den Tisch hinein, daß die Krüge erbebten, und hielt dann dem Willibald die geballte Faust entgegen. Dieser erhob sich schnell und griff nach seinem Schwerte; ehe er jedoch dieses aus der Scheide ziehen konnte, hatte sich bereits eine derbe Gestalt zwischen ihn und seinen Gegner geschoben. Es war dieß, wie man aus den aufgestülpten Hemdärmeln und der weißen Schürze ersehen konnte, der Wirth selbst, der so eben ins Zimmer getreten war.

„Ei, ei, Renaud," rief Meister Gerhard, „kaum eingetreten, und schon wieder Händel? Schimpfst immer über die

Deutschen und trinkst doch den deutschen Wein so gerne. Und mit wem bindest du an? Mit einem Dienstmann des treuesten Freundes deines Herrn. Pfui, schäme dich; hoffentlich jedoch bist du nun den ganzen Abend so still, daß ich deine Stimme gar nicht mehr vernehme. Du aber, junger Freund, was thust du noch hier? Dein Herr, der Graf Olivier, ist schon vor einer Stunde fortgeritten und hat Befehl hinterlassen, daß du ihm sogleich nach Thionville folgen mögest. Vorwärts, Bursche, und nicht gesäumt und geträumt. Die Ledertasche, die du deinem Herrn bringen sollst, liegt längst bereit; folge mir, daß ich sie dir übergebe, denn ich habe mehr zu thun, als mit solch' vergeßlichen Schlingeln mich herumzubalgen."

Willibald wußte nicht, ob er wache oder träume. Er sah aber aus dem Augenzwinkern des Wirthes, daß dieser einen besondern Grund haben mußte, also zu sprechen. Wie daher Meister Gerhard sich umwandte, das Zimmer zu verlassen, folgte er ihm auf dem Fuße. Der Wirth ging eine Treppe hinauf und schloß ein kleines Zimmerchen auf, das er sorgfältig wieder hinter sich verriegelte, als Beide eingetreten waren.

„Du bist sicherlich das junge Blut, das der Herr Graf Heinrich von Württemberg erwartet," flüsterte nun Meister Gerhard mit gänzlich veränderter Stimme. „Ich habe dich an der Beschreibung sogleich genau erkannt. Antworte mir nicht,

sondern höre zu. Leben und Freiheit hängt an meinen Worten. Dein Herr ist heute früh schon gen Luxemburg weiter geritten, weil der Herzog von Burgund jetzt gerade dort sein Hoflager hat. Er wird in Thionville übernachten. Nun merke wohl, was ich dir sage. Der Herzog von Burgund hat Befehl ertheilt, ihn dort zu überfallen und aufzuheben, und die Grafen Olivier de la Marche und Claude de Neufchatel, damit beauftragt. Sie sind vor noch nicht zehn Minuten mit einer auserlesenen Schaar von fünfhundert Mann dahin aufgebrochen. Das Alles habe ich erkundet, als ich vorhin deßwegen außer dem Hause war. Was den Herzog veranlaßt, den Grafen gefangen nehmen zu lassen, weiß ich nicht, aber so viel weiß ich, daß derselbe wüthend ist und befohlen hat, den Herrn Heinrich todt oder lebendig zu bringen. Hier kann nur Flucht, schleunige, augenblickliche Flucht helfen, denn jeder Widerstand des Grafen mit seinen paar Mannen, wäre Wahnsinn. Das sage deinem Herrn! Und merke dir, wenn Jemand durch dich erführe, daß ich dir dieß Geheimniß geoffenbaret habe, so wäre das Leben und Eigenthum des Meister Gerhard zum goldenen Kreuze nicht einen Heller werth. Daraus kannst du merken, in welch' hohem Werth ich deinen Herrn halte, da ich mich ihm zu lieb dieser Gefahr aussetze. Doch du siehst brav und ritterlich aus, du wirst zu schweigen wissen."

„Aber mein Pferd?" rief Willibald, fast die Hände

ringend. „Es ist müde und abgehetzt, ich werde den Feinden unmöglich den Rang ablaufen können."

Meister Gerhard erwiederte nicht ein Wort. Er trat an die Wand und zog an einer Klingel. Gleich darauf erschien der nämliche mürrische Hausknecht, mit welchem Willibald vorhin gesprochen.

„Waldon," sagte der Wirth, „sind die braune Stute und der junge Rappe gut gefüttert?"

„Wie immer alle Abende," antwortete der Hausknecht.

„Wie lange brauchst du, beide Pferde zu satteln und zu zäumen?"

„Drei Minuten," war abermals die lakonische Antwort.

„So sei in drei Minuten am Hinterpförtchen parat. Die Stute reitest du, den Rappen der junge Freund hier. Ihr nehmt den Fußweg durch den Wald und reitet dann über den Meierhof, bis auf Meister René's Besitzthum. Das ist der nächste Weg nach Thionville. In vier Stunden müßt ihr dort sein, dann hat Graf Heinrich einen Vorsprung von einer halben Stunde, denn die Herren Olivier und Claude brauchen auf der Landstraße fünf Stunden, und es ist nun dreißig Minuten, daß sie von hier abgeritten sind. Ein Vorsprung von einer halben Stunde ist viel werth, und der Graf kann gerettet werden. Merke dir also, Waldon, die Rosse sollen nicht geschont werden, denn es hängt mehr dran, als die paar Pferde werth sind."

Der Hausknecht erwiederte keine Sylbe, sondern verließ schweigend das Zimmer. Drei Minuten später saß Willibald im Sattel und ritt mit seinem Begleiter in die Nacht hinein, während der Wirth mit fröhlich lachendem Antlitz und mit heiterer Stirne, als könnte er gar nicht ernsthaft sein, sich wieder unter seine Gäste mischte.

Willibald hatte alle Müdigkeit vergessen. Er hätte auch keine Zeit gehabt, daran zu denken, denn sein Begleiter ritt, als säße der Teufel ihm auf den Fersen. Er mußte den Weg gut kennen, denn man sah keine zehn Schritte weit, und doch hielt derselbe nicht einen Augenblick in seiner Eile an. Dabei war er schweigsam, wie das Grab, und machte weder eine Frage, noch gab er eine Antwort, wenn er irgend einer solchen ausweichen konnte. Endlich sahen sie Lichter, und zum erstenmal, seit sie von Metz fortgeritten waren, that Waldon seinen Mund auf.

„Das ist Thionville," sagte er. „Wir sind ihnen zuvorgekommen, denn es ist Alles stille und die ganze Stadt schläft ruhig. Er kann noch gerettet werden."

Sie hielten nun ihre Pferde etwas an, um nicht durch den Galopp auf dem Pflaster die sämmtlichen Einwohner aus ihrem Schlummer zu wecken und die ganze Stadt in Allarm bringen.

„Das ist das Wirthshaus," nahm der Knecht zum zweiten Male das Wort, zugleich vor einer Herberge stille haltend.

Alles lag hier im tiefsten Schlafe. Willibald schlug an

das Thor. Mit vieler Mühe gelang es ihm, die Leute wach zu klopfen. Aber es dauerte wohl zehn Minuten, bis er dieselben überzeugen konnte, daß er nothwendig hier hinein müsse. Graf Heinrich war an der Stimme Willibalds erwacht; auch Conrad von Sachsenheim, der Hofmeister, hatte sich in seine Kleide geworfen, als er die Stimme des jungen Pagen vernahm.

„Du kommst bälder, als ich dich erwartete, Willibald," rief ihm der Graf entgegen, als der Jüngling sich endlich Zutritt zu ihm verschafft hatte, „und strengst dich über deine Kräfte an, um mir zu Gefallen zu sein. Aber nun beginn' deine Mähr', mein wackerer Junge, wie steht's in Mömpelgard?"

Graf Heinrich scherzte fröhlich, ohne eine Ahnung dessen, was er jetzt hören sollte. Wie nun aber Willibald Wort für Wort wiederholte, was ihm Meister Gerhard gesagt und was der wahnsinnige Ritt in der stockdunkeln Nacht bestätigte, so wurde das Gesicht des Grafen sowohl, als auch das des Conrad von Sachsenheim, immer ernster und ernster.

„Das ist nicht möglich," rief Herr Heinrich, als Willibald geendet hatte. „Ich wenigstens glaube es nimmer und nimmermehr. Herzog Karl ist ein tollkühner und tolljähzorniger Herr, aber zu einer niederträchtigen Handlung ist er nimmermehr fähig. Und wäre es nicht ehrlos und bubenmäßig, mich hier mit Uebermacht überfallen zu wollen, da ich mich auf einem Besuchs- und Freundschaftsritt zu ihm befinde?

Hat er mir ja doch nicht abgesagt und keinen Fehdebrief geschrieben! Nein, nein, ich glaub' es nicht, denn so könnte nur ein Feigling handeln."

„Herr, Herr, flieht!" rief Willibald, sich vor dem Grafen auf die Kniee werfend. „Laßt mich für Euch nicht umsonst den Vorsprung erritten haben! Flieht, ehe Eure Feinde nahen!"

Auch Conrad von Sachsenheim vereinte seine Bitten mit denen Willibalds. „Ihr wißt, Graf Heinrich," sprach er, „daß mein Schwert so schnell aus der Scheide ist, als irgend eines; aber was hülfe ein Widerstand gegen Fünfhundert? Wenn der Meister Gerhard Recht hat, so sind wir alle in zehn Minuten Gefangene; die Möglichkeit aber, daß er Recht hat, werdet Ihr selbst nicht bestreiten, denn der Wirth zum goldenen Kreuze ist ein Ehrenmann und meint es gut mit uns."

Noch zauderte Graf Heinrich. Da hörte man plötzlich Pferdegetrappel, und wie sie schnell dem Fenster zusprangen, da vernahmen sie deutlich, daß die Reiter sowohl von oben die Straße herab, als von unten die Straße herauf kamen. Dieselben hatten sich offenbar vor dem Städtchen in zwei Haufen getheilt, um alle Auswege abzuschneiden, und daß es Gewappnete waren, hörte man deutlich an dem Klirren der Waffen.

„Es ist zu spät," sagte jetzt Graf Heinrich. Lange zuvor aber schon hatte der Knecht des Gastgebers zum Kreuz in der Stadt Metz das Wirthshaus von Thionville verlassen und war auf seinen geheimen Pfaden heimwärts geritten. Er also

war unbelästigt davongekommen und auch dem Grafen wäre dieß sicherlich geglückt, wenn er der Warnung schnell gefolgt wäre. Jetzt war es zu spät!

Ein Trupp Reiter sprengte vor das Wirthshaus. Die Thüre in Graf Heinrichs Gemach ward aufgerissen und das Zimmer füllte sich mit Gewappneten. Conrad von Sachsenheim und Willibald von Sperberseck zogen ihre Schwerter und stellten sich ihrem Herrn zur Seite, ihn mit ihren Leibern zu decken.

„Im Namen des Herzogs Karl von Burgund, Graf Heinrich von Württemberg und Mömpelgard, Ihr seid unser Gefangener," riefen zwei Stimmen zumal. Sie gehörten zweien vollständig gewappneten Rittern, welche den übrigen Reitern vorantraten. Die Ritter schlugen ihre Visire auf und man erkannte die Grafen Olivier de la Marche und Claude de Neufchatel. „Steckt Eure Schwerter ein, Ihr Herren," setzte der Letztere hinzu, „Ihr seht, wir sind Euch um mehr als das Hundertfache überlegen."

„Und aus was Ursach' wagt Ihr es, mich zu verhaften?" fragte Graf Heinrich, würdevoll vortretend. „Ich stehe nicht in Fehde mit Eurem Herzog, und es ist mir auch kein Absagebrief von ihm zugekommen."

„Wir verhaften Euch als Mörder des Grafen von Hagenbach, des Statthalters unseres gnädigsten Herzogs," erwiederten die beiden Grafen ernst und gemessen.

„Die Anklage ist falsch," rief Graf Heinrich, „und ich erkläre Den, so sie gemacht, für einen ehrlosen Verläumder und fordere ihn hiemit mit Schwert und Lanze auf Leben und Tod, seine Anklage zu beweisen."

Die beiden Grafen sahen sich um und ihre Blicke suchten einen Dritten, der sich, ebenfalls vom Kopf zum Fuß gewappnet, mehr im Hintergrunde hielt, aber sein Visir nicht aufschlug. Dieser blieb aber im Hintergrunde stehen, als ob er ohne Leben und Bewegung wäre.

„Euer Ankläger soll Euch gegenüber gestellt werden," erwiederte nun Olivier de la Marche, „und so er seine Aussage nicht durch unverdächtige Zeugen beweisen kann, so wird ihm unser Herzog sein Recht angedeihen lassen."

Jetzt wandte er sich an die Begleiter des Grafen Heinrich.

„Herr Ritter Conrad von Sachsenheim," sagte er, „Ihr möget ungehindert Eurer Wege ziehen, denn wir haben es bloß mit der Person des Grafen Heinrich von Württemberg und Mömpelgard zu thun. Ihr aber, Herr Graf, mögt bestimmen, welche Eurer Diener Ihr in Eurer Gefangenschaft beizubehalten wünscht."

Eine Weile schien es, als ob die Ruhe, welche der Graf seither beibehalten, ihn verlassen wollte, aber nur eine kleine Weile; denn alsbald ermannte er sich wieder und seine Züge waren so kalt und ernst, wie zuvor.

„Stecke dein Schwert ein, Conrad," sagte er. „Du siehst,

daß hier das Unrecht siegt, weil die Gewalt auf seiner Seite ist. Reite nach Urach und Stuttgart und verkünde es meinem Vater, Bruder und Vetter, welche Gewaltthat und unritterliche Schändlichkeit hier an mir begangen worden ist. Verkünde es ihnen und der ganzen Christenheit, daß Herzog Karl sich zu einem Bubenstück hat verleiten lassen. Du aber, mein treuer Willibald, willst du die Gefangenschaft deines Herrn theilen, oder willst du mit Conrad von Sachsenheim reiten?"

„Ich bleibe bei Euch, und wenn es zum Tode ginge," sprach Willibald und sank vor dem Grafen auf beide Kniee nieder. Conrad von Sachsenheim aber stieß sein Schwert in die Scheide, daß es hellauf klirrte.

„Ich sage Euch ab, Euch Zweien, sowie auch jedem Einzelnen der hier Anwesenden," rief er zornbebend den beiden burgundischen Rittern zu. „Ich erkläre dieß ganze Verfahren als ein Bubenstück, und hier ist mein Handschuh, meiner Rede Nachdruck zu verleihen. In jeder Hauptstadt und auf allen Turnieren werde ich diese unritterliche That verkünden, und wer mich finden will, der soll mich nicht vergebens suchen, da ich an den Hof des Herrn Grafen Eberhard von Urach zu reiten gedenke, der in ganz Deutschland einen Namen hat und Kaiser und Reich gegen Euch in die Schranken rufen wird."

Er beugte ein Knie vor dem Grafen Heinrich und verließ dann klirrenden Schrittes das Gemach.

Also ward Graf Heinrich von Württemberg und Möm-

pelgard ein Gefangener des Herzogs Karl von Burgund, dem die Geschichte den Beinamen des „Kühnen" beigelegt hat, den sie aber viel bezeichnender den „Gewaltthätigen" hätte nennen sollen. Dieß geschah in der Nacht vom 14. auf den 15. Mai des Jahres 1474. *)

Als wenige Tage darauf die Nachricht dieser gesetzlosen That nach Mömpelgard gelangte, entstand dort allgemeine Trauer und großes Wehklagen; die junge Gräfin Elisabeth von Bitsch aber rief schmerzlich bewegt: „Mein Traum, mein Traum!" und fiel in eine tiefe Ohnmacht.

---

*) Verschiedene Chroniken wollen behaupten, der 9. Mai 1474 sei der Tag der Verhaftung gewesen. In Beziehung auf die Sache selbst aber und die damit verbundene Gewaltthat ist dieser kleine Unterschied in der Zeit von keiner Bedeutung. Die Verhaftung an sich und ihre Unmotivirtheit ist durchaus historisch.

Viertes Capitel.

Karl der Kühne und Heinrich von Mömpelgard.

Schon mehr als acht Monate waren seit dem 14. Mai 1474 verflossen und noch immer schmachtete Graf Heinrich in seiner Gefangenschaft. Conrad von Sachsenheim hatte nicht gesäumt, nach Stuttgart zu reiten, um dem Vater Heinrichs, dem Grafen Ulrich die traurige Mähr' zu verkünden, aber dieser hatte damals, theils durch Altersschwäche veranlaßt, theils von dem ewigen Andrängen seines erstgeborenen Sohnes Eberhard bezwungen, die Herrschaft über seinen Antheil am Lande eben diesem Sohne fast gänzlich übergeben und sich gewissermaßen nur die Oberaufsicht, oder vielmehr die Mitgenehmigung der wichtigeren Erlasse und einen Theil des Einkommens vorbehalten. So konnte er auch bei dem besten Willen keine Hülfe gewähren, sondern mußte sich auf seine moralische Theilnahme beschränken, da Eberhard der Jüngere sich bestimmt weigerte, irgend einen energischen Schritt zu thun. „Der Herzog von Burgund sei

ein viel zu starker Gegner, als daß man mit ihm etwas ausrichten könne," meinte er; „an den Kaiser aber sich zu wenden, sei fruchtlos, da dieser einer solchen Kleinigkeit wegen, wie die Gefangennehmung eines Grafen von Mömpelgard sei, doch keinen Krieg anfangen werde. Ueberdieß würde ein solcher Schritt nur unnöthiges Geld kosten, und es sei daher das Klügste, die Sache auf sich beruhen zu lassen, da Karl von Burgund schon von selbst die Freilassung des Grafen Heinrich anordnen werde, wenn er diese zeitgemäß finde."

Ganz anders benahm sich Graf Eberhard der Aeltere, auch der „im Bart" genannt. Es ging ihn zwar die Sache nicht so nahe an, wie den Grafen Ulrich und Eberhard den Jüngern, da Graf Heinrich nur sein Vetter war; allein nicht bloß hatte er eine persönliche Zuneigung zu dem ritterlichen Heinrich, sondern er war auch ein geschworener Feind alles Unrechts, wo er es traf. Ueberdies fühlte er seine Ehre als Graf von Württemberg beleidigt, da er sah, daß ein Vetter von ihm, welcher wie er den Namen Württemberg führte, wie ein gewöhnlicher Strolch und Raubgeselle von der Straße weg gefangen genommen worden war! Also beschloß er, die Sache keineswegs ruhig auf sich sitzen zu lassen, wie Eberhard der Jüngere that, sondern er sandte zuerst einen Gesandten an den Hof des mächtigen Burgunders, um die Befreiung seines Vetters in Güte zu verlangen. Als dieß nichts fruchtete, bot er Geld an, und zwar bis zu der damals beträchtlichen

Summe von achttausend Gulden; allein auch hiegegen blieb Karl der Kühne taub und gleichgültig. Es blieb also nichts übrig, als Gewalt gegen Gewalt anzuwenden. Aber wie war dieß dem kleinen Grafen von Württemberg-Urach möglich gegenüber dem mächtigen Herzoge von Burgund, dessen Besitzungen die seinigen ums Zwanzigfache übertrafen? Wie war dieß möglich gegenüber einem Fürsten, der mächtiger war, als sogar der König von Frankreich, dessen Vasallen er sich nannte, obwohl er mehr seinen „Gleichberechtigten" spielte? So sehr sich also auch der alte Graf Eberhard im Bart als Mann fühlte, so war Gewalt nur möglich, wenn Gewaltige ihm zur Seite standen, und solche zu gewinnen machte er sich nun, nachdem alle andern Hoffnungen erschöpft waren, zu seinem Hauptaugenmerke. Lange wollte er auch hierin nicht zum rechten Ziele gelangen, und es darf uns daher nicht Wunder nehmen, daß fast acht Monate vergingen ehe er nur um einen Schritt vorwärts kam. Im Gegentheil, er war bisher gezwungen, den Grafen Heinrich gänzlich ohne Hülfe in seiner Gefangenschaft zu lassen. Nunmehr aber trat ein Umstand ein, der die Sachlage gänzlich änderte.

Einige Jahre zuvor war nämlich der Bischof Ruprecht von Köln vom Kaiser abgesetzt und Landgraf Herrmann von Hessen an seine Stelle gesetzt worden. Des abgesetzten Bischofs nahm sich sein Bruder, der mächtige Pfalzgraf und Churfürst Friedrich an und gewann außer Anderen auch den

Herzog von Burgund für sich. Dieser ergriff die Sache mit Energie, da er große persönliche Vortheile und Erweiterung seines Gebietes von diesem Kriege hoffte; dagegen aber konnte Kaiser Friedrich der Dritte von Deutschland den von ihm zum Bischof ernannten Landgrafen von Hessen auch nicht sitzen lassen, und als nun der kühne Burgunder die Stadt Neuß unterhalb Köln, in deren feste Mauern der Landgraf sich geflüchtet hatte, mit einem großen Heere belagerte, so verband sich der Kaiser mit dem Herzog von Lothringen und den Schweizern, mit welchen Karl von Burgund schon lange im Kampf lag, und forderte zugleich alle Reichsstände auf, ihn auf seinem Zuge gegen den gewaltthätigen Burgunder zu unterstützen. Diesem Aufrufe beschloß Graf Eberhard der Aeltere nicht nur Folge zu leisten, sondern ihn auch dazu zu benützen, den Grafen Heinrich aus seiner Haft zu befreien.

Es war im Anfang des Jahres 1475, auf Sanct Hilariitag, den 13. Januar, da zog Graf Eberhard im Bart mit einer ziemlich starken Streitmacht von Urach aus, um zu der Armee des Kaisers, die sich bei Köln sammelte, zu stoßen. Er führte hundert und zwanzig Wägen mit Armatur mit sich, und war von mehr als dreihundert Berittenen begleitet. Im selben Verhältniß war auch das Fußvolk. Als sie gegen die Stadt Kirchheim kamen, ließ er seine Kriegsmacht vorausmarschiren und wandte sich links ab, dem Lauterflüßchen zu.

Dort stand ganz einsam, von der Stadt Kirchheim vielleicht eine halbe Viertelstunde entfernt, ein steinern Haus, das mit seinem Garten und Hofraum von einer hohen Mauer umschlossen war, so daß kein neugieriges Auge erspähen konnte, was drin vorging. Dieses Haus sammt Ställen und Scheuern und sonstigem Zubehör hatte Graf Eberhard der Jüngere erst vor Kurzem für sich von einer Frau von Lichteneck erkauft, um daselbst, von Zeit zu Zeit wenigstens, seinen Aufenthalt zu nehmen. Er richtete es fast fürstlich ein und kaufte sich manchen Gegenstand und manches Möbel sogar in weiter Ferne, denn er liebte französische Sitten und Gebräuche über die Maßen, da er lange in Frankreich gewesen war. Doch hatten nur seine Vertrauten hier bei ihm Zutritt, da er auf diesem seinem Schlößlein „unbeschrieen und ungenirt" leben wollte. Und wie er da lebte, das kann sich wohl Jeder denken, der da weiß, daß er die meiste Zeit seines Lebens mit Tanzen und Trinken, mit Gastereien und Schwelgereien, mit Trinkgenossen und Trinkgenossinnen zugebracht hat! Darum flüsterte man sich in der ganzen Umgegend gar mancherlei mysteriöse Dinge zu, die allda passirt sein sollten, und sogar Nonnengewande wollte man in dem Pförtlein, das in die Ringmauer führte, schon verschwinden gesehen haben! Jedenfalls war dieß sicher, daß oft ganze Nächte hindurch ein wüstes Geschrei und Gelächter, abwechselnd mit toller Musik und fast höllischem Gethue in dem Hause gehört wurde, so

daß Jedermann sich zu scheuen anfing, nach dem Ave-Maria-Glöcklein-Läuten daselbst vorüberzugehen.

Eberhard im Bart war ganz allein. Als er an dem Außenpförtlein ankam, stieg er ab, band sein Pferd an einen eisernen Ring und versuchte, die Thüre zu öffnen. Dieß gelang ihm auch durch einen gewichtigen Stoß seiner eisenbeschlagenen Schuhe. Ohne Jemanden zu begegnen, schritt er über den Hof zu einem zweiten Pförtchen, welches ins Haus selbst führte. Dieses aber war fest verschlossen. Er pochte daher mit seinem Stahlhandschuh, daß es weithin dröhnte.

„Hoho, du Baalspfaffe," rief eine freche jugendliche Stimme von innen, „du polterst ja an die Thüre, als wenn du ein Ritter und Edelmann, und kein weggelaufener und vertrunkener Augustinermönch wärest. Nur gemach, nur gemach, Freund Holzinger, ich komme ja schon, und wenn du den Schmuck und die Edelsteine mitbringst, so sollst du uns, d. h. mir und dem Herrn Eberhard, unserm Grafen, so willkommen sein, als die Abtissin von Gnadenzell zu ihrer Zeit dem heiligen Frommthuer in Urach."

Die Thüre sprang auf und vor Eberhard stand ein junger Edelknabe von ungefähr siebzehn Jahren, der ihm einen frechen Blick zuwarf. Nicht so bald aber hatte der Jüngling gesehen, daß der außen Stehende nicht der erwartete Doktor Holzinger sei, sondern eine völlig geharnischte Rittergestalt, so schrack er sichtlich zurück. Schnell besonnen, suchte er die

Thüre wieder zu schließen, aber Graf Eberhard kam ihm zuvor und drückte ihn zurück.

„Schrammhans," schrie jetzt der Jüngling, sich dem Eintreten Eberhards gewaltsam entgegenstemmend. „Schrammhans, schnell herbei und nimm deine Keule, einem fremden Eindringling eins zu versetzen."

Kaum hatte er diesen Ruf gethan, so öffnete sich die Thüre eines Gemaches zur Seite und ein derber, breitschulteriger Kerl mit einem wild verwachsenen Barte sprang heraus, eine mächtige Keule in der Hand schwingend.

„Gieb's ihm, Schrammhans," schrie der Junge. „Er hat das Paßwort nicht und wird nichts anderes sein, als ein Spion des Uracher Tugendhelden."

Schrammhans holte weit aus mit seiner Axt und hätte den Grafen Eberhard ohne Zweifel damit niedergeschlagen, wenn dieser nicht in demselben Augenblicke sein Schwert gezogen und damit den Stiel der Axt durchhauen hätte. Ein zweiter flacher Hieb streckte den wilden Gesellen selbst nieder. Kaum sah dieß der junge Fant, so rannte er eilig davon, so schnell ihn seine Füße trugen. Durch den Lärmen verlockt, erschien aber nun eine andere Gestalt auf dem Schauplatze. Es war dieß Graf Eberhard der Jüngere selbst, der die Treppe herab eilte, um zu sehen, was hier unten vorgehe.

„Du hast eine sonderbare Art, deine Freunde zu empfangen, Vetter Eberhard," rief ihm Eberhard im Bart

entgegen. „Man sollte fast meinen, dieses Haus hier verberge große Geheimnisse, so fest wird die Citadelle vertheidigt.“

„Du bist es?“ entgegnete Eberhard der Jüngere, sichtlich erstaunt und verlegen zugleich. „Wer hätte aber auch denken können, daß du so unversehens hieher kommen würdest? Gewiß haben dich meine Leute nicht erkannt, sonst würden sie es nicht gewagt haben, dir den Eintritt zu verwehren.“

Eberhard im Bart erwiederte nichts weiter, sondern stieg, ohne eine Einladung seines Vetters abzuwarten, die Treppe hinan. Eberhard der Jüngere folgte ihm. Sie traten in ein Zimmer, das mit einem für die damalige Zeit merkwürdigen Luxus ausgerüstet war, denn es lagen Teppiche auf dem Boden und an den Wänden hingen geschliffene Metallspiegel, die fast zur Decke hinaufreichten.

„Du sagtest, deine Leute haben mich nicht erkannt,“ nahm nun Eberhard im Bart das Wort. „Jener freche Bube aber kannte mich gewiß, denn ich erinnere mich seiner noch von unserer letzten Zusammenkunft von Urach her. Warum er mich aber nicht einlassen wollte, sehe ich nun auch deutlich; er wollte nicht, daß du gestört würdest.“

Mit diesen Worten deutete er auf einen langen weißen Schleier, der auf einem Sessel liegen geblieben war, wie wenn ihn Jemand in der Schnelligkeit der Flucht vergessen hätte. Der Schleier war ein Nonnenschleier! Graf Eberhard

der Jüngere verzog den Mund wie zu einem Fluche, besann sich aber schnell eines Andern.

„Misch' dich nicht in meine Angelegenheiten," sagte er in rauhem Tone, „wie ich mich nicht in die deinen mische. Nun sag' mir aber, was führt dich hieher? Etwas Besonderes muß es sein, sonst ließest du dich nicht herab, mich heimzusuchen."

„Ich komme wegen deines Bruders Heinrich," erwiederte Eberhard im Bart ruhig und ernst. „Ich habe dich schon dreimal mahnen lassen, daß du in dieser Sache einen kräftigen Entschluß fassen sollst, und immer gabst du mir ausweichende Antworten. Drum komme ich nun selbst. Willst du nicht mithelfen, ihn zu befreien? Jetzt oder nie können wir etwas ausrichten. Der Kaiser zieht gegen den gewaltthätigen Burgunder zu Feld. Er hat alle Reichsfürsten zu seinem Beistande aufgefordert. Kommen wir mit vereinter Macht ihm zu Hülfe, so wird er unsere Wünsche beim drauffolgenden Frieden nicht übergehen können. Mein Banner habe ich schon entfaltet, entfalte du das deine, laß uns zusammen ins Lager vor Köln rücken, damit Württembergs Stimme um so schwerer ins Gewicht falle."

„Und damit du, wie immer die Ehre davon tragest, während man mich übersieht?" warf Eberhard der Jüngere höhnisch ein.

„Nein, ich trete gerne zurück," versetzte der im Bart ernst;

„du sollst der Führer der vereinigten Württemberger sein. Mir liegt nur der höhere Zweck vor Augen, nicht mein eigenes Interesse."

„Es geht nicht," erwiederte der jüngere Vetter. „Du weißt, wie viel mein Land durch die Auslösung meines Vaters aus der Pfälzer Gefangenschaft eingebüßt hat, ich kann ihm eine weitere Last nicht aufbürden."

„Und dein Bruder?" frug nun Eberhard der Aeltere, nach und nach warm werdend. „Hast du kein Herz für deinen Bruder? Für ihn, den dieselbe Mutter unter dem Herzen getragen? Willst du ihn noch länger unter der Zuchtruthe Karls von Burgund leiden lassen? Du schützest den Geldpunkt vor, du sagst, du könntest deinem Lande keine weitere Last aufbürden; sieh um dich, betrachte nur die Einrichtung dieses Hauses hier, was hat sie dich gekostet? Was kosten dich alljährlich deine Reisen ins Ausland, was deine Sängerinnen, deine Tänzerinnen, deine Banquette? Schränke dich nur ein Jahr lang ein, leb' nur ein Jahr so einfach, als ich, und die ganze Ausgabe, die dich der Feldzug kostet, ist erspart. Folge meinem Rathe, Vetter, reiße dich aus den unwürdigen Fesseln, in denen du deine besten Kräfte vergeudest; dein Bruder wird dich dafür doppelt so sehr lieben, dein Volk wird dir zujauchzen und deine Mutter wird dich noch im Grabe segnen."

„So?" höhnte Eberhard der Jüngere, „so ist's also

gemeint? Das wenige Vergnügen, das ich mir zu meiner Erholung vergönne, soll ich mir entziehen? Ich soll mich einschränken und leben, wie ein gemeiner Bauer, und das Alles, weil Heinrich zufällig als mein Bruder geboren worden ist? Nein, sage ich, und noch einmal nein. Warum hat er sich auch fangen lassen, der Narr? Er sehe zu, wie er wieder herauskomme! Würdest du auch einen solchen Lärm anfangen, wenn ich der Gefangene wäre? Kein Mensch würde sich um mich bekümmern, und du am allerwenigsten. Mich ließe man schmachten, aber freilich bei ihm, bei deinem Bewunderer, ist es etwas Anderes!"

Er wurde immer heftiger, je länger er sprach, und ging am Ende mit polternden Schritten im Gemache auf und ab.

„Ist das dein letztes Wort?" sagte endlich Eberhard im Bart schmerzlich bewegt.

„Mein letztes!" rief Eberhard der Jüngere.

„So will ich für mich allein versuchen, ob's mir gelingt, ihn zu befreien," erwiederte Eberhard der Aeltere; und Wehmuth und Verachtung zugleich lag in dem Tone, mit dem er sprach. „Dir aber, Mann, der du bereits so tief gesunken, daß du jedes höhere Gefühl mit Füßen trittst, dir möge nie der Tag kommen, wo dir Theilnahme und Liebe gleich hartherzig verweigert wird, als du sie heute deinem Bruder verweigert hast."

Mit diesen Worten verließ er das Gemach, ohne wei-

teren Abschied zu nehmen. Gleich darauf hörte man den schweren Schritt seines Schlachtrosses, das über den gefrorenen Schnee dahinschritt.

„Ist er endlich fort, der scheinheilige Brummbär?“ rief jetzt eine freche Stimme ins Zimmer herein. „Wahrhaftig, ich begreife dich nicht, Herr Eberhard, warum du den unverschämten Bußprediger nicht hast zum Hause hinauswerfen lassen.“

„Und wer ist Schuld, du Schlingel, daß er ins Haus hereingekommen ist?“ rief der Graf mit den Füßen stampfend. „Sollte ich dich nicht für deine Nachlässigkeit die Kinderruthe kosten lassen?“

Der junge Herr, der vorhin so vorlaut ins Zimmer gesprungen war, nachdem sich Graf Eberhard im Bart entfernt hatte, fand nun für gut, sich eben so schnell wieder zurückzuziehen, denn er kannte seinen eben so leidenschaftlichen wie launenhaften Herrn zu genau, um nicht befürchten zu müssen, daß der Drohung die That auf dem Fuße folge.

„Ich dachte, es sei Euer Kanzler Holzinger,“ erwiederte er kleinlaut und fast demüthig, „sonst hätte ich ihm natürlich die Thüre nicht geöffnet.“

„Nun, komm' nur näher, Hans,“ sagte jetzt der Graf, „brauchst keine Angst zu haben, es ist schon verziehen. Im Ganzen genommen ist mir's ganz recht, daß es endlich zu einer Erklärung zwischen meinem gestrengen Herrn Vetter

und mir gekommen ist. Wir sind nun hoffentlich einander für immer los."

„Da reitet der Holzinger," rief jetzt Hans von Stetten, der inzwischen an ein Fenster getreten war. „Und wie er reitet! Wahrhaftig er muß gute Nachrichten haben."

„Hinab, hinab, Hans," schrie Graf Eberhard, „öffne ihm das Pförtlein, aber Schrammhans soll es wieder gut verschließen."

Wenige Minuten darauf stand derselbe Halbmönch, den wir schon im dritten Capitel unserer Erzählung kennen gelernt haben, vor Eberhard dem Jüngern. Er hatte sich seither um nichts geändert, als daß sein Gesicht, wenn immer möglich, noch röther und feister geworden war.

„Heraus mit der Sprache, du verteufelter Pfaffe," rief Eberhard ungeduldig. „Was sind die knickigen Goldschmiede zu thun gesonnen? Wollen sie mir das Geschmeide auf Credit geben, das heißt auf mein adelig Wort, oder muß ich ihnen eine meiner Herrschaften verpfänden?"

Conrad Holzinger erwiederte kein Wort, aber seine schwulstigen Lippen verzogen sich zu einem gemeinen Lächeln. Dann schürzte er seine Kutte auf, streifte ein darunter befindliches Tuch ab und fand endlich in einer Gurte, die er unter dem Wamse trug, was er suchte. Es war ein sorgfältig eingewickeltes Paket. Als er dieses nun langsam und bedächtig öffnete, glitzerten ihnen Edelsteine entgegen und ein kostbares

goldenes Geschmeide kam zum Vorschein, das sogar in damaliger Zeit seine fünf- bis sechstausend Gulden gekostet haben mochte. Immer größer wurden die Augen des Grafen Eberhard, als er der kostbaren Kleinode ansichtig wurde.

„Mensch," rief er endlich, „das geht nicht mit rechten Dingen zu. Die Gmünder Geizhälse haben dir dieß Alles auf dein ehrlich Gesicht anvertraut?"

„Sie wußten ja, daß ich Euer Kanzler bin," erwiederte Holzinger, seine dicken Lippen verziehend. „Doch nein; ich will Euch nicht auf die Folter spannen, denn Ihr wißt wohl so gut, als ich, daß der Credit der Stuttgarter Grafenlinie nicht der beste ist. Und doch bekam ich das Geschmeide auf meine Kanzlerwürde hin, und zwar so zu sagen um gar nichts, wenigstens kostet es uns kein baar Geld."

„Willst du endlich beichten?" rief nun Graf Eberhard ungeduldig.

„Gut also, ich will kurz sein," versetzte jetzt Holzinger mit einem listigen Augenblinzeln. Ihr wißt ja, daß wir seit ein paar Monaten den Sohn des Gmünder Schultheißen, den Liebling des reichen Rugger, in Gewahrsam haben, denselben, der den Bubenhofen eines Mädchens halber erschlug und der deßhalb dem Nachrichter überantwortet werden sollte? Gut, dachte ich, der Bubenhofen ist einmal todt und seine Verwandten sind nicht von besonderer Wichtigkeit; will doch einmal sehen, wie viel dir die Gmünder für den feinen jungen

Herrn bieten. Ich ritt also zu den Goldschmieden und klopfte fein sachte an, wie viel wohl der junge Rugger in ihren Augen werth sei. Darauf kam ich auf den Schmuck zu reden, den Ihr für ein fein Mägdlein in Augsburg brauchet, damit sie endlich einwillige, Euch die Zeit zu vertreiben. Und kurz und gut, wir handelten hin und her, und das Ergebniß war, ich lieferte ihnen den jungen Rugger aus, und sie gaben mir die Kleinodien dafür, die der Jungfrau Barbara Hafner in Augsburg gar vortrefflich stehen werden."

„Victoria! Victoria!" rief Hans von Stetten, „wir werden nun wieder nach dem lustigen Augsburg reiten, und das traurige Einsiedlerleben hat ein Ende."

Auch Graf Eberhards Augen leuchteten, je länger er nach dem Geschmeide hinsah. „Du bist ein Teufelskerl, Holzinger," sagte er endlich, „allein den Rugger hast du doch fast zu wohlfeil verhandelt. Oder wie viel haben sie dir noch als Schmußgeld in die Hand gedrückt? Nun, laß nur gut sein, ich bin nicht mißgünstig, aber der Hans hat Recht, wir sollten schnurstracks nach Augsburg reiten, denn ich kann's nicht erwarten, bis die schöne Sängerin den Schmuck hat, dessen sie so begierig ist, und doch — zum Reiten fehlt es uns am Nöthigsten."

„Auch dafür ist gesorgt, erlauchter Herr, wenn Ihr anders meine Anordnung gut heißet," erwiederte Holzinger schmunzelnd. „Der Abt Joseph von Lorch hätt' gern ein

Zollhaus daselbst und wäre nicht abgeneigt, den Zehnten in Schorndorf zu kaufen, und da gab ich ihm zu verstehen, wenn er für Beides viertausend Gulden zu zahlen bereit wäre, so würden wir uns finden lassen. Sein Bote wartet in Weilheim auf Antwort, und bis morgen können wir das Geld erheben."

Nun erst glänzte das Gesicht Graf Eberhards des Jüngeren in heller Freude, und es hätte wenig gefehlt, so würde er den Meister Conrad für seine Botschaft umhalst haben. Wenige Tage darauf hatte die schöne Sängerin und Lautenspielerin Barbara Hafner, eine herumziehende Künstlerin, die des verliebten Grafen in Augsburg wartete, den herrlichen Schmuck, der einer Fürstin würdig gewesen wäre, in Händen. Die viertausend Gulden, die der Abt von Lorch vorgeschossen, hielten aber nur wenige Monate an und dann mußte Graf Eberhard wieder sein altes Haus in Kirchheim beziehen, in dem er lieber weilte, als bei seinem Vater im Schlosse zu Stuttgart; doch hatte er die Genugthuung, daß ihn die Barbara begleitete, um von nun an gänzlich bei ihm zu wohnen.

Während also Graf Eberhard der Jüngere herrlich und in Freuden lebte, war Graf Eberhard der Aeltere mit seiner Mannschaft gen Köln geritten und hatte sich daselbst mit dem Heere des Kaisers vereinigt. Die Truppenmacht, die dort zusammengezogen war, konnte man eine für die damalige Zeit äußerst bedeutende nennen, denn sie bestand aus wohl mehr

denn 75,000 Mann. Waren doch da die Churfürsten von Mainz, Trier und Brandenburg, der Markgraf von Baden, der Landgraf von Hessen, drei Herzoge von Baiern, der Erzherzog Sigmund von Oesterreich, die Bischöfe von Eichstädt, Speier und Worms und eine Menge anderer Grafen, Ritter und Herren! Einer solchen Macht fühlte sich der Herzog Karl von Burgund mit seinen wenigen Verbündeten nicht gewachsen und es war ihm daher darum zu thun, lieber einen vortheilhaften Frieden zu schließen, denn Alles in einer Schlacht aufs Spiel zu setzen. Seine klugen Räthe fanden es auch nicht schwer, sich mit ihren Vorschlägen Eingang beim Kaiser zu verschaffen, denn Karl von Burgund hatte eine einzige Tochter, welche die reichste Erbin in der damaligen Welt war, da sie Burgund und die Niederlande dereinst ihr Eigenthum nennen sollte. Dagegen hatte Kaiser Friedrich einen einzigen Sohn, dem eine solche Erbschaft gar sehr zur Vergrößerung seiner Macht dienen mußte! Mochten daher auch Graf Eberhard im Bart und einige andere ehrlich denkende Reichsfürsten noch so sehr auf eine Entscheidung durchs Schwert und in Folge derselben auf eine Demüthigung des Reichsfeindes dringen, Kaiser Friedrich fand es für sein Haus vortheilhafter, einen Frieden zu schließen, in welchem seinem Sohne Maximilian die Hand der Tochter des Herzogs Karl von Burgund, und damit die Anwartschaft auf die Niederlande und die übrigen burgundischen Besitzthümer zugesagt wurde. Vermehrte

er doch dadurch die Macht Oesterreichs auf fast das Doppelte! So ward unter der Hand zwischen Kaiser Friedrich und dem Herzog von Burgund ein Vertrag abgeschlossen, gegen welchen sich die treuen Freunde des Reichs später vergeblich stemmten; denn, ebenfalls unter der Hand, hatte der Kaiser die mächtigsten Reichsfürsten für seine Pläne gewonnen, Jedwedem etwas zu seinem Vortheil versprechend.

Es war am frühen Morgen des siebenundzwanzigsten Juli desselbigen Jahres. Die beiden Heere standen sich in der großen Ebene vor der Stadt Neuß immer noch, wie seit Wochen, unthätig gegenüber; aber statt kriegerischer Uebungen waren schon längst Lustbarkeiten aller Art an der Tagesordnung, bei welchen Freund und Feind gar friedfertig zusammenkamen und sich gegenseitig in schwelgerischer Gastfreundschaft überboten. Nur Graf Eberhard und wenige Andere hielten ihre Leute zurück und in strenger Ordnung, immer noch vermeinend, es werde nicht dazu kommen, daß der Vortheil des deutschen Reiches dem Vortheil des österreichischen Hauses aufgeopfert werde. Seit dem gestrigen Abende aber sagte man sich's für sicher, daß der Friede geregelt und abgeschlossen sei, und zwar unter Zuziehung nur einzelner Fürsten und Bischöfe, deren Privatvortheil unter jenem Frieden nicht Noth zu leiden, sondern zu gewinnen hatte. Um hierüber Gewißheit zu bekommen, hatte Eberhard im Bart schon in aller Frühe seinen klugen Kanzler Johann Vergenhans ausgesandt,

damit er sich genaue Kenntniß des Thatbestandes verschaffe, und in Erwartung von dessen Rückkehr schritt der Graf ungeduldig in seinem Zelte auf und ab. Endlich erschien der längst Ersehnte, der, obwohl in schon vorgerückterem Alter stehend, dennoch ein kräftiger Herr und mit einem gar hellen und klugen Gesicht begabt war.

„Nun, wie steht es, Bergenhans?“ rief Eberhard im Bart ungeduldig. „Deine Miene will mir nichts besonders Gutes weissagen.“

„Es steht auch schlimm genug,“ erwiederte der Kanzler mit unwilligem Blicke, „schlimmer sogar, als wir es uns gedacht haben.“

„Der Kaiser hat also der Lust nach Vergrößerung seiner Hausmacht nicht widerstehen können und die Ehre Deutschlands aufgeopfert?“ sagte der Graf.

„Das that er,“ entgegnete der Kanzler, „aber er that noch mehr; er opferte auch seine eigene Ehre auf, denn seine Verbündeten, die Schweizer und der Herzog von Lothringen sind in den Frieden nicht mit aufgenommen. Somit ist dem rachsüchtigen Herzoge freies Spiel gelassen, sich, sobald der Kaiser den Vertrag unterschrieben hat — und er ist seit gestern Abend unterschrieben —, auf diese zu stürzen und nicht nur ihre Macht für immer zu brechen, sondern auch wegen vermeintlicher Unbilden, wie die Hinrichtung des von Hagenbach ist, Genugthuung und Rache zu nehmen. Und so viel

ist sicher, der Herzog wird sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen, um seine Rache im weit ausgedehntesten Maaßstabe zu befriedigen."

„Dann ist mein Vetter Heinrich verloren," rief Graf Eberhard, „denn der Herzog ist toller, als ein wildes Thier in seinen Wuthausbrüchen."

Schmerzlich bewegt ging er ein paar Mal auf und ab. „Bergenhans," sagte er endlich, „wir wollen das Aeußerste versuchen. Beim Kaiser können wir nichts ausrichten, denn hier that ich schon, was ich konnte. So laß uns zu dem Herzog von Burgund reiten und ihn persönlich um die Freilassung meines Vetters angehen. Vielleicht ist er jetzt einem Lösegelde zugänglicher, als vor einem halben Jahre."

Sie ließen ihre Pferde vorführen und nur von einigen Dienern begleitet sprengten sie dem Lager des Herzogs von Burgund zu. Hier war aber Alles in ungewöhnlicher Bewegung, denn Karl von Burgund hatte plötzlich Befehl ertheilt, daß das Lager abgeschlagen werden und die Armee sich zum Aufbruche rüsten solle. Nachdem nämlich der Frieden gestern unterzeichnet war, verabschiedete sich der Herzog von Burgund noch an demselben Abende in einer geheimen Zusammenkunft persönlich von dem Kaiser, um keine Zeit zu verlieren, seine Pläne gegen die Schweizer ins Werk zu setzen. Im ganzen burgundischen Lager herrschte daher eine außerordentliche Thätigkeit, denn wenn der Herzog einmal

etwas im Schilde führte, so war er nicht der Mann, auch nur einen Augenblick zu zaudern, sondern Alles mußte vielmehr wie im Fluge gehen. Graf Eberhard und seine Begleiter schonten also ihre Rosse nicht, um nicht möglicherweise gar zu spät zu kommen, da es hieß, daß Karl von Burgund vor dem Abmarsch seines Heeres wegreiten würde, um sich zuvor nach Brügge, wo seine Tochter Hof hielt, zu begeben und ihr ihre künftige Vermählung mit dem Erzherzog Maximilian anzuzeigen. In der That fanden sie dieß Gerücht bald genug bestätigt, denn plötzlich sprengte eine Gesellschaft Herren gegen sie, an deren Spitze der Herzog selbst ritt. Ohne sich lange zu besinnen, hielt Graf Eberhard sein Roß an und stellte sich so, daß der Herzog nicht an ihm vorbei konnte, ohne geflissentlich einen Umweg zu machen. Karl von Burgund war offenbar bei sehr guter Laune, denn man hörte ihn schon von weitem laut lachen und scherzen, wie er aber den Grafen von Württemberg bemerkte, veränderten sich plötzlich seine Gesichtszüge.

„Ha, was ist das?“ rief er, sein Pferd anhaltend, als der Graf sich ihm so in den Weg stellte. „Wer seid Ihr, Mann? Habt Ihr eine Bitte, so macht's kurz oder tragt sie lieber meinem Kanzler dort vor. Ihr könnet ihn leicht an seiner schönen Halskrause erkennen,“ setzte er spöttisch hinzu.

„Hoher Herr,“ sagte Graf Eberhard, nicht ohne Ehrerbietung; „wohl habe ich eine Bitte, wenn Ihr so wollt, aber

ich bin kein Bittsteller gewöhnlicher Art. Mein Name ist Graf Eberhard von Württemberg, von dem Ihr wohl schon gehört haben mögt, obwohl meine Grafschaft gar klein ist gegenüber Euren großen Besitzungen. Dessenungeachtet steht ein Fürst dem andern gegenüber, und ich erwarte von Euch, daß Ihr mich als Fürst behandeln werdet."

„Wahrhaftig, ich wollte Euch nicht beleidigen, edler Graf," erwiederte der Herzog ziemlich höflich. „Euer Name ist mir auch gut bekannt, denn Freund und Feind loben Euch; aber ich habe Euch für einen gewöhnlichen Bittsteller gehalten, da Ihr mich so ohne Weiteres auf dem Ritte anhieltet, statt eine Audienz zu verlangen. Doch was ist Euer Begehr?"

„Herr Herzog, habt Ihr es noch nicht errathen?" versetzte Graf Eberhard. „Ihr habt Eile und ich will Euch nicht aufhalten. Nehmt daher meine Worte in Gnaden auf: ich bitte Euch, das Lösegeld meines Vetters, des Grafen Heinrich von Württemberg und Mömpelgard, zu bestimmen."

„Ha!" rief der Herzog, mit einem Male sehr ernst werdend. „Solche Dinge macht man nicht in der Geschwindigkeit unter freiem Himmel ab."

Nunmehr drängte sich der Herr, den der Herzog als seinen Kanzler bezeichnet hatte, vor und zwängte sein Pferd hart an seines Herrn Seite. „Wollet bedenken, gnädigster Herr," sagte er in flüsterndem Tone, aber doch so laut, daß die Zunächst-

stehenden es hören konnten, „daß der Graf Heinrich von Mömpelgard es immer mit den Schweizern gehalten hat.“

„Und daß er in Breisach zu den Mördern des Grafen von Hagenbach stand und sie zu jener verfluchten That anstachelte,“ rief eine andere Stimme, die einem vollstänig geharnischten Ritter angehörte.

„Das ist eine freche Lüge,“ zürnte Graf Eberhard, sich in den Steigbügeln erhebend. „Eine schändliche, niederträchtige Lüge ist's, und mit Schwert und Lanze, zu Fuß oder zu Rosse bin ich bereit, gegen Jeden, wer es auch sei, dieß Wort zu behaupten. Euch aber, Herr Herzog, rufe ich zu: in der ganzen Christenheit wird man behaupten, Ihr habet den Grafen Heinrich von Württemberg nur festgehalten, um ihm seine Stadt Mömpelgard, den Schlüssel zur Schweiz, abzutrotzen, denn Mömpelgard sticht Euch schon lange in die Augen.“

„Beim Himmel, das geht zu weit!“ rief nun der Herzog, indem eine tiefe Zornesröthe sein Gesicht färbte. „Ich sage Euch, so Graf Heinrich Theil hat an dem Hagenbach'schen Morde, so leg' ich ihm seinen Kopf zu Füßen, und ob er zehnmal Euer Vetter ist. Was aber seine Gefangenschaft betrifft, so mögt Ihr ganz recht haben; er soll mir nicht aus dem Kerker kommen, so lange er mir nicht die Schlüssel Mömpelgards überliefert hat; darauf schwöre ich bei den heiligen drei Königen von Köln, und der Himmel

strafe mich, wenn ich je meinen Eid breche. Nun aber macht Platz, meine Herren; Karl von Burgund hat Anderes zu thun, als sich mit den kleinen Reichsgrafen Deutschlands herumzustreiten."

Mit diesen Worten spornte er sein Schlachtroß, daß es sich hoch aufbäumte, und wie im Sturme raste er vorüber, begleitet von seinem ganzen Gefolge.

Lange sah ihm Graf Eberhard im Barte nach. „Du trotzest auf deine Macht und Stärke," sagte er endlich leise, mehr vor sich hin, als zu seinen Begleitern gewandt, „aber auch der Gewaltigste ist in Gottes Hand, und dein Uebermuth wird von ihm gebrochen werden, vielleicht bälder, als du glaubst."

Stillschweigend ritt er in sein Zelt zurück. Dann gab er Befehl, das Lager abzubrechen und ritt mit seinen Mannen ab, ohne vom Kaiser Abschied zu nehmen. Nach wenigen Wochen rückte er wieder in Urach ein, ohne irgend etwas zu Gunsten Heinrichs von Mömpelgard ausgerichtet zu haben. Ja, nicht einmal das hatte er zu bewerkstelligen vermocht, daß er ihm Botschaft in seinen Kerker senden und ihm ein Zeichen geben konnte, wie viel er sich um seine Befreiung zu schaffen gemacht habe!

Heinrich von Mömpelgard saß unterdeß in fester Haft in der Stadt Maestricht. Wohl hatte man ihm keine Fesseln angelegt, sondern er wurde ritterlich gehalten; auch Speise

und Trank erhielt er, so viel er dessen begehrte; aber alle Verbindung mit der Außenwelt war ihm abgeschnitten, und sein einziger Gesellschafter war der treue Diener, den er sich selbst gewählt, der junge Willibald Sperber von Sperberseck. Nicht eine Nachricht erhielt er von seinem Vater und Bruder, nicht eine von seinem tapferen Vetter in Urach. Auch von seinen Schlössern im Elsaß und an der Grenze der Schweiz, von Reichenweiher, Haarburg und Mömpelgard fehlte ihm alle Kunde. Er wurde gehalten, wie wenn er in ein Kloster eingemauert gewesen wäre. Sie gedachten wohl, ihn mürbe zu machen durch solch' lange Einsamkeit; sie gedachten, seinen Muth zu brechen durch eine Gefangenschaft, die nun schon fast vierzehn Monate dauerte! Aber sie kannten seinen hohen Geist nicht, sie wußten nicht, daß, ob sie ihn auch in den festesten Thurm legten, er doch einen Tröster habe, den sie ihm nie rauben konnten. Und dieser Tröster war sein dichterisch Gemüth, das ihn weit weg versetzte aus den düstersten Kerkermauern mitten in die freie Natur, unter das hohe luftige Himmelszelt, welches sich die Lerche zu ihrem Jubelsang erwählt. Gar manch' liebliches Reimlein, das er erdachte, verdankt seinen Ursprung dem Gefängnißthurm von Maestricht, und noch jetzt kennt man einige schöne Weisen, die er allda verfaßte, obwohl die meisten der Nachwelt nicht erhalten geblieben sind! Dreimal schon hatte man ihn befragt, ob er Mömpelgard dem Herzoge von Burgund überliefern wolle,

das drittemal sogar mit dem weiteren Anfügen, daß er alle seine Städte und Schlösser als Lehen Burgunds wieder zurückerhalten könne, so er dem Herzoge das Oeffnungsrecht zugestehe und eine burgundische Besatzung darinnen leide; aber dreimal hatte er ihnen erwiedert, daß er ohne Fug und Recht verhaftet sei und seine Freilassung sonder Bedingniß verlange. Er war und blieb unerschüttert, und seine heitere Laune verstand es sogar, den jungen Willibald aufzumuntern, wenn dieser je durch die lange Haft gedrückt werden zu wollen den Anschein hatte. Doch kamen solche Augenblicke selten, denn Willibald war stets frisch und wohl auf, und nur der Gedanke an die kleine Marie, und wie es dieser wohl ergehe, umwölkte hie und da seine sonst so fröhliche Stirne.

„Hoho, du junger Fant,“ pflegte dann der Graf Heinrich zu sagen, „ich glaube gar, dein sechzehnjähriges Herz liegt schon in Liebesbanden, und du frägst jedes Vögelein, das in der Luft sich wiegt, ob es dir keine Botschaft bringe von der Herzallerliebsten dein! Sieh', da hab' ich's doch besser, der ich ein Vermählter der Kirche bin; mein Herz bleibt unbefangen, als ob's kein Mädchen auf der Welt gäbe. Drum hab' ich auch gar keine Sehnsucht, da hinauszukommen, sondern freue mich meiner sichern Abgeschlossenheit, in welcher ich, entfernt von den thörichten Streitigkeiten der Welt, nur meiner Ruhe und Behaglichkeit lebe.“

Also pflegte er zu scherzen und war stets heiter und

guter Dinge. Nur einmal wagte es Willibald, den Scherz heimzugeben, und meinte, er habe wohl bemerkt, wie besorgt sein Herr damals bei dem nächtlichen Ritt aus Breisach um Fräulein Elisabeth von Bitsch gewesen sei; aber er wiederholte diese Bemerkung nicht zum zweiten Male, denn er sah, wie sein Herr tief erröthete und dann fast eine ganze Woche hindurch stillschweigend und nachdenklich blieb.

Oft und viel kam das Gespräch auch auf die Heimath und die Grafen von Württemberg, aber merkwürdiger Weise verweilte dann Graf Heinrich in seinen Gesprächen lieber auf dem Regenten des Uracher Theils, und setzte auch mehr Vertrauen in dessen Hülfe, als in die seines eigenen Bruders in Stuttgart. Auch Willibald stimmte hierin mit seinem Herrn überein und wurde nicht müde, einzelne Züge aus dem Leben Eberhards im Barte anzuführen, die er im Kloster zu Urach hatte erzählen hören, so wie umgekehrt Graf Heinrich nicht müde wurde, solchen Erzählungen zu lauschen. Pflegte er doch seine Meinung dahin auszusprechen, daß er, obwohl nur wenige vier oder fünf Jahre jünger, als sein Vetter, Graf Eberhard im Bart, diesen doch wie einen Vater, oder vielmehr wie ein Vorbild verehre, dem nachzueifern von nun an sein innigstes Bestreben sein solle.

So verging das ganze Jahr 1475, ohne daß sich im Leben des Gefangenen irgend etwas Bemerkenswerthes ereignete. Nur einmal schien eine Wendung in seinem Schick-

sale eintreten zu wollen, indem Herzog Karl in eigener Person in Maestricht einritt und einige Tage daselbst verweilte. Graf Heinrich ließ alsobald durch seinen Gefängnißwärter um eine persönliche Audienz nachsuchen, um vielleicht durch eine solche Unterredung den Herzog von dem Unrecht seiner Handlungsweise zu überzeugen. Die persönliche Audienz wurde ihm nicht gewährt, aber gleich darauf trat ein Ritter in sein Gemach, um sich auf Befehl des Herzogs mit ihm in Unterhandlung wegen seiner Freigebung einzulassen. Doch ersah Graf Heinrich im Augenblicke aus der Person des Unterhändlers, daß seine Sachen noch nicht besser stünden. Dieser war nämlich kein Anderer, als Graf Oßwald von Thierstein, und in der That verlangte derselbe auch, als erste Grundlage der Unterhandlung, von Graf Heinrich das Zugeständniß der Oeffnung Mömpelgards für die Truppen des Herzogs von Burgund.

„Warum wollt Ihr Euch dessen länger sträuben,“ setzte Graf Oßwald hinzu, einen gutmüthigen, theilnehmenden Ton heuchelnd, „da doch gar kein Verlust darin für Euch liegt? Ihr bekommt die Güter alle als Lehen vom Herzoge zurück, und es kann Euch doch gleichgültig sein, ob Ihr der Lehensmann Eures Vetters von Urach seid, oder der des Herzogs von Burgund? Euer Bruder von Stuttgart wäre nicht so scrupulös, und hätte längst in diesen Vorschlag gewilligt. Ja, ich kann Euch sogar im Vertrauen sagen, daß er dem

Herzoge in dieser Richtung Eröffnungen hat machen lassen, und erst vor Kurzem war sein Kanzler Holzinger, dessen Ihr Euch von Breisach her noch erinnern werdet, in einer geheimen Mission beim Herzoge."

„Seid still, Graf Oßwald," rief jetzt der Gefangene, dem der Zorn anfing ins Gesicht zu steigen; „seid stille, ich will Euch keiner offenen Lüge zeihen, aber, Gott helfe mir, ich glaube Euch keine Sylbe."

„Ich halte Euch dieses Wort zu gut, weil Ihr ein Gefangener seid," versetzte Graf Oßwald, „aber laßt uns klar und deutlich miteinander reden. Ich bin beim Herzoge von Burgund hoch angeschrieben, denn seit der Breisacher Geschichte leiste ich ihm gute Dienste. Mein Wort kann Euch schaden oder nützen, je nachdem es fällt. Nun merkt wohl auf, es soll für Euch in die Wagschale fallen, wenn Ihr Eine Bedingung zu erfüllen versprecht. Ihr wißt, die Wittwe des Grafen von Hagenbach hat mich zu ihrem Beschützer angenommen; sie ist die natürliche Vormünderin des einzigen Töchterleins des ermordeten Grafen, und dieses Töchterlein befindet sich auf Mömpelgard. Gebt Eurem Hauptmann daselbst Befehl, die kleine Marie mir auszuliefern und unter meine Vormundschaft zu stellen, so ist die Bedingung erfüllt, die ich verlange, um als Euer Freund zu wirken. Ihr seht, ich spreche offen mit Euch und verhehle Euch auch nicht, daß ich des Mädchens begehre, um der Verwalter der großen Güter

zu werden, deren Erbin sie ist. Thut Ihr dieß nach meinem Willen, so verspreche ich Euch dagegen, Ihr sollt frei sein und Herr Eurer selbst ohne weitere Bedingniß, als die, daß Ihr in dem Kampfe Herzogs Karl gegen die Schweizer diesen Letzteren keinen Vorschub leistet, sondern Euch völlig neutral haltet. Ist das nicht mehr, als Ihr billigerweise erwarten könnt?"

„Und wenn ich nun Euren Vorschlag nicht annehme?" fragte Graf Heinrich, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend.

„Dann sage ich Euch," entgegnete Graf Thierstein mit erhobener Stimme, „dann wird Herzog Karl vor Mömpelgard ziehen und sich mit Gewalt nehmen, was er im Frieden nicht bekommen kann. Ich aber, ich werde mir die Marie und ihr reiches Erb' mit dem Schwert in der Hand erobern, und Ihr habt dann durch Eure Weigerung nichts gewonnen, wohl aber viel verloren."

„Aber Mömpelgard hat feste Mauern, und mein Hauptmann Marquardt von Stein ist ein Mann von Stahl und Eisen," sprach wiederum Graf Heinrich, immer noch Ruhe und Kälte heuchelnd.

„So, meint Ihr?" rief nun Graf Oßwald mit Hohnlachen im Gesichte. „Meint Ihr wirklich, wir würden uns lange mit einer Belagerung aufhalten, wo wir doch die Sache viel kürzer haben können? Ihr müßt die Stadt übergeben, Ihr möget wollen, oder nicht, denn wenn Ihr es aufs Aeußerste

ankommen ließet, so wäre der Kopf auf Eurem Halse so wenig mehr sicher, als der des Hagenbach, da ihn der Scharfrichter von Colmar unter seinen Händen hatte."

„Das heiß' ich endlich klar und deutlich gesprochen," erwiederte jetzt Graf Heinrich, sich mit Würde erhebend. „Ihr verlangt eine Schlechtigkeit von mir, Graf Oßwald von Thierstein, und so ich nicht darein willige, diese Schlechtigkeit zu vollführen, so droht Ihr mir mit einem Bubenstücke. Nun kenne ich Euch, Graf Oßwald. Ich hab' Euch immer für einen unritterlichen Mann gehalten, aber nunmehr weiß ich, daß Ihr ein ehrloser, feiger Schurke seid, der seinen jetzigen Herrn so gut verrathen wird, als er den Erzherzog Sigismund verrathen hat. Hebe dich von dannen, Verführer, um den Preis einer Niederträchtigkeit erkauft Graf Heinrich von Württemberg und Mömpelgard seine Freiheit nicht."

„Höll' und Teufel," schrie Graf Oßwald und machte Miene, auf den Gefangenen einzuspringen. Aber bald besann er sich eines Andern und verließ, ohne ein Wort weiter zu sagen, das Gemach, welches hinter ihm wieder fest verschlossen wurde.

„O Herr!" flüsterte Willibald, der die ganze Scene mitangesehen und angehört hatte; „Ihr habt ihn zu sehr gereizt; Ihr werdet Euer kühnes Wort büßen müssen."

In der That zeigte sich die Wahrheit dieser Befürchtung nur zu bald, denn der Gefangene wurde gleich darauf von Maestricht

entfernt und nach Boulogne gebracht, wo er noch weit strenger, als bisher, gehalten wurde. Aber auch hiedurch ließ er sich nicht beugen, sondern zeigte seinen Feinden zum Trotz eine stete Heiterkeit und große Gemüthsruhe. Ja, sogar als man ihm seine Laute nahm, mit der er bisher seine Dichtungen und Gesangesweisen zu begleiten gewohnt gewesen war, blieb er ganz ruhig und gefaßt und beschäftigte sich von nun an fast den ganzen Tag damit, seinen jungen Pagen in Allem zu unterrichten, was er selbst in seiner Jugend von seinen verschiedenen Hofmeistern gelehrt worden war.

So verging abermals ein Jahr und wiederum war der Herbst herangekommen, der Herbst des Jahres 1476. Die Einsamkeit dieser abgelegenen Festung am Meere war nur selten unterbrochen worden. Um so auffallender war es für den Grafen Heinrich, als gegen Ende des Oktober auf einmal zwei Ritter mit ein paar Dutzend Gewappneten ins Thor einritten. Gleich darauf trat der Knecht des Gefangenwärters ins Gemach, um irgend eine Dienstverrichtung vorzunehmen. Der Knecht hatte sich immer freundlich und zuvorkommend betragen; so fragte ihn denn Graf Heinrich, was die neue Vermehrung der Besatzung zu bedeuten habe.

„Es ist keine Vermehrung der Besatzung,“ erwiederte dieser leise und sich vorsichtig umsehend, ob er nicht belauscht werde. „Ich sollte es Euch eigentlich nicht sagen, aber Ihr seid ein gar so freundlicher und leutseliger Herr, und viel-

leicht ist es Euch von großem Nutzen, wenn Ihr es wißt. Die beiden Ritter, die in die Festung geritten sind, nennen sich Olivier de la Marche und Claude de Neufchatel. Es sind Vertraute des Herzogs Karl und haben den Auftrag, Euch vor seine Person in das Lager zu führen, das er irgendwo an der Grenze der Schweiz aufgeschlagen hat. Den Namen dieses letzteren Ortes weiß ich nicht mehr, aber alles Andere ist sicher und gewiß, denn ich habe die ganze Unterredung mit angehört, welche die beiden Ritter mit meinem Herrn hatten. Morgen früh ist die Stunde Eurer Abreise."

„Habt Ihr die Namen der beiden Ritter gehört?" fragte Willibald von Sperberseck, als der Knecht sich entfernt hatte. „Das hat etwas Besonderes zu bedeuten, denn es sind dieselben, die auch mit Eurer Verhaftung beauftragt waren."

„Kein Zweifel, Willibald," erwiederte Graf Heinrich nachdenklich. „In wenigen Wochen, vielleicht Tagen, wird mein Schicksal zur Entscheidung kommen."

Eine lange Pause entstand und der Graf ging, in tiefe Gedanken versunken, im Gemache auf und nieder. Oft und viel stand er still, als läge ihm ein Wort auf der Zunge, aber immer wieder überließ er sich neuem Nachdenken; endlich rief er den Willibald an seine Seite.

„Mehr als drei Jahre sind es nun," sprach er mit ruhiger, klarer Stimme, „daß du in meinen Diensten stehst;

mehr als zwei Jahre theilst du meine Gefangenschaft. Du hast dich die ganze Zeit über als den treuesten Diener, ja mehr als dieß, als den treuesten Freund erwiesen, den ein Mann sich erwerben kann. Gering war die Freud', die du bei mir genossen, viel aber war des Leides, das du zu erstehen hattest. Ich kann es nicht länger mehr über mich gewinnen, dein junges Leben an mein trauriges Loos zu ketten; es ist Zeit, daß wir uns trennen. Sobald morgen die Herren Olivier und Claude mich von hier fortführen, werd' ich sie bitten, mir einen andern Diener zu bestellen, damit dir endlich deine Freiheit werde. Sie können und werden mir dieß nicht verweigern. Doch, womit soll ich deine langjährigen treuen Dienste lohnen? Sie haben mir Alles genommen, und ich bin so arm, als der ärmsten Ritter Einer. Hier ist meine güldene Kette, an welcher mein Siegel befestigt ist. Die Kette ist dein, trage sie zu meinem Andenken; das Sigel aber bringe meinem Vetter, dem Grafen Eberhard im Bart in Urach. Sag' ihm, daß ich es treu bewahrt, dieweil es das Sinnbild meiner Herrschaft über Mömpelgard ist. Jetzt geb' ich es ihm zurück, da ich durch Gewalt gehindert bin, von demselben Gebrauch zu machen; ich geb' es ihm zurück, damit es nicht in die Hände meiner Feinde falle. Sag' ihm, daß ich lebe und sterbe in Hochachtung gegen ihn, und daß ich dich ihm zum Vermächtniß sende; er möge von nun an für dich sorgen und

deine Erziehung zu einem wackeren Ritter vollenden. Es wird ihm besser gelingen, als es mir je möglich gewesen wäre."

Tief bewegt hielt er inne. Längst aber lag der junge Willibald zu seinen Füßen und weinte bitterlich.

„Das könnt, das dürft Ihr nicht thun, Herr Graf," schluchzte er. „Womit habe ich es verdient, daß Ihr mich nun von Euch stoßen wollt? Um aller Heiligen willen, entehrt mich nicht also. Laßt mich bei Euch bleiben, laßt mich bei Euch leben, bei Euch sterben, wie es Gott beschlossen haben mag. Thut mit mir, was Ihr wollt, nur jagt mich nicht von Euch."

Der Jüngling war so außerordentlich ergriffen, daß auch das Auge des Grafen nicht trocken blieb. „Stehe auf, mein Junge," sagte er, selbst weinend. „Du machst mich sonst mit deinen Thränen zum Weibe."

„Nicht eher," schluchzte der wackere Bursche, „als bis Ihr mir versprochen habt, mich bei Euch zu behalten."

Er ließ sich auch nicht eher beruhigen, als bis ihm Graf Heinrich sein Wort verpfändet hatte. Nun erhob er sich, aber der Graf schloß ihn in seine Arme und herzte ihn, als wäre er sein eigener Sohn.

Lange Zeit brauchte es, bis Beide sich so weit erholt hatten, um ruhig und klar ihre Lage überdenken zu können. Endlich aber faßte sich der Graf; er war zu einem festen Entschlusse gekommen.

„Du erinnerst dich, mein theurer Willibald, des Grafen von Thierstein, und dessen, was er hier gesprochen?“ sagte er.

„Es ist mir noch, wie wenn es heute wäre,“ erwiederte Willibald,“ jedes seiner Worte, jede seiner wüthenden Drohungen ist mir noch im Gedächtnisse.“

„Nun wohl,“ fuhr Graf Heinrich fort, „die Zeit ist gekommen, wo jene Drohungen ins Werk gesetzt werden sollen. „„Euer Haupt ist nicht sicherer auf Eurem Halse, als das des Hagenbach, so Ihr Mömpelgard nicht überliefert,““ so sprach er damals, und er sprach nur, wie Karl von Burgund dachte.“

„Die Schurken, die höllischen Schurken,“ murmelte Willibald zwischen den Zähnen.

„Sei ruhig, mein wackerer Sohn,“ sprach Graf Heinrich ruhig weiter. „Nicht deßwegen erinnere ich dich an diese Worte, damit du einsehest, wie sie gesonnen sind, mir an's Leben zu gehen, sondern deßwegen, damit es dir klar werde, wie sie kein Mittel unversucht lassen werden, sich in den Besitz von Mömpelgard zu setzen. Karl von Burgund will diese meine feste Stadt um jeden Preis haben, weil sie zwischen seinen Besitzungen in Nieder- und Ober-Burgund liegt. Ist sie einmal in seinen Händen, so hat er leichtes Spiel gegen die Schweizer. Aber so schnell wird's nicht gehen, denn die Stadt ist fest und stark und es liegt eine gute Besatzung drin, und da er nun also weiß, daß eine Belagerung Mömpelgards

viel Mühe und Zeit kosten und dennoch nur schwer zur Eroberung führen würde, weil die Schweizer leicht zum Entsatz herbeirücken könnten, so wird er mir ohne Zweifel auf irgend eine Weise den Befehl entreißen wollen, ihm die Stadt zu überliefern; er wird mich durch List oder Gewalt, durch Versprechungen oder Drohungen, durch Liebkosungen oder Mord dahin zu führen suchen, daß ich meinen Vogt Marquardt von Stein anweise, ihm, dem Herzog, die Schlüssel meiner Citadelle zu überliefern. Deßwegen, deß bin ich sicher, läßt er mich jetzt in sein Lager vor Mömpelgard führen."

Er hielt einen Augenblick inne, um Athem zu schöpfen und seine Gedanken zu sammeln.

„Du hast mich verstanden, mein kluger Willibald," fuhr er darauf leise flüsternd fort, als ob er Furcht hätte, seine Worte möchten von einem Dritten belauscht werden. „Du hast mich verstanden, nun höre auch, was von meiner Seite geschehen muß. Karl von Burgund hat mich hinterrücks überfallen und gefangen genommen. Meine Ehre erfordert daher, daß ich ohne Lösegeld frei werde. Noch mehr gebietet mir Ehre und Pflicht, Mömpelgard bei Deutschland zu erhalten. Oeffne ich's dem Burgunder, so wird es dadurch ein Theil von Frankreich und ist für das Reich verloren. Ewige Schmach und der Fluch des ganzen deutschen Volkes würde mich treffen, so ich also erbärmlich, aus Furcht für mein Leben, handeln könnte. Aber, und nun kommt die

Hauptsache, ich bin doch nur ein Mensch und menschlicher Schwachheit fähig. Darum könnte mich vielleicht der Burgunder, ohne daß ich's wollte, dazu bringen, dem Marquardt von Stein einen Befehl zu schreiben, die Festung zu übergeben, und Marquardt würde meinem Befehle gehorchen, weil er meinen würde, ich hab' ihn freiwillig gegeben. Solchem nun zuvorzukommen, habe ich dich auserlesen."

„Befehlt über mich, Herr Graf," rief Willibald begeistert. „Was es auch sei, ich werde gehorchen."

„Gut, mein Junge," versetzte Graf Heinrich; „morgen reiten wir, wie du gehört hast, von hier ab. Man wird mir höflich begegnen und mir eröffnen, daß Mömpelgard der Zweck unserer Reise sei, weil der Herzog dort über mein Schicksal bestimmen wolle. Ich werde nicht minder freundlich und höflich sein, und meine Begleiter ersuchen, meinem Hauptmann von Stein durch einen eigenen Boten den Auftrag senden zu dürfen, Alles zu meinem Empfange in Bereitschaft zu halten, da ich gesonnen sei, mit dem Herzog Frieden zu schließen und auf seine Bedingungen einzugehen. Sie werden nicht nur kein Mißtrauen hegen (da sie ja gar nicht wissen, daß wir den Zweck ihrer Ankunft hier durch den Gefängnißknecht erfahren haben), sondern sie werden im Gegentheil hoch erfreut sein, weil sie aus solcher Botschaft schließen, ich wolle Mömpelgard übergeben. So wirst du

Erlaubniß bekommen, voraus zu reiten, gleichsam um Quartier für unsern Empfang zu machen."

„Das ist offene Botschaft," rief Willibald, „aber nun sagt mir auch die geheime." — Er hatte gar wohl verstanden, was der Graf im Sinne trug.

„Die geheime ist die," entgegnete der Graf mit feierlicher Stimme, „daß du dem Marquardt von Stein, meinem Vogt und Hauptmann, in meinem Namen befiehlst, er dürfe unter keinen Umständen, es möge sich ereignen, was da wolle, auch nicht wenn ich's ihm selbst befehlen würde, ja sogar dann nicht, wenn er sähe, daß man mir den Kopf vor die Füße legen wolle, also nie und nimmer dürfe er dem Herzog von Burgund Mömpelgard übergeben, sondern im Gegentheil er müsse sich halten bis auf den letzten Mann; das sei mein Befehl und fester Wille. Willst du diese Botschaft besorgen, Willibald Sperber von Sperberseck?"

„Ich will," sprach Willibald fest und entschlossen.

„So kniee nieder und schwöre," entgegnete Graf Heinrich, „und wie du hier vor mir knieest, so lässest du den Marquardt von Stein vor dir knieen und schwören."

Der Jüngling kniete nieder und bekräftigte seinen Entschluß mit einem feierlichen Eide. Dann nahm Graf Heinrich ein Messerchen und trennte an einem Theil seines Brust-

tuchs ein inneres Stückchen auf und zum Vorschein kam die Hälfte eines Goldstücks, welches er allda verborgen gehabt hatte.

„Siehst du hier diese halbe Goldkrone?“ sagte er. „Die andere Hälfte besitzt mein Vogt in Mömpelgard. Wenn du ihm also diese Münze vorweisest, so weiß er, daß du mein Bevollmächtigter bist, dem er getreulich zu folgen hat, als wäre ich selbst da. So haben wir's schon vor Langem mit einander abgemacht auf Fälle der Noth.“

„Ich werde Eure Befehle vollziehen,“ schwur Willibald die Münze auf seiner Brust verbergend, „oder dafür sterben. Wenn ich aber Alles nach Eurem Wunsche ausgerichtet, so erlaubt Ihr, daß ich mich wieder bei Euch einfinde?“

„Du darfst es,“ entgegnete der Graf, „denn ich habe dich durch die Anvertrauung meines Allerheiligsten so sehr mir zu eigen gemacht, daß wir von nun an uns nie mehr trennen werden. Wäre ich älter, so würde ich dich zum Sohne annehmen, so aber werde ich dir ein älterer Bruder sein, und ein treuerer, als mir einer geworden ist.“

Den andern Tag traf Alles richtig gerade so ein, wie es Graf Heinrich vorausgesehen hatte, und schon wenige Stunden nach Tagesanbruch befanden sie sich Alle auf dem Marsche quer durch Niederburgund an den Rhein nach Mömpelgard zu. Herzog Karl von Burgund stand aber nicht vor

Mömpelgard, sondern er lag in Vesoul, wo er einen neuen Einfall in die Schweiz vorbereitete. Als nun nach Verfluß von einigen Tagen, während welcher Zeit Graf Heinrich gar höflich und zuvorkommend behandelt worden war und Gleiches mit Gleichem vergolten hatte, der Letztere den Wunsch äußerte, seinen Leuten in Mömpelgard einen Gruß vorauszusenden und dieselben auf seine nahe Ankunft vorzubereiten, waren die Herren Olivier de la Marche und Claude de Neufchatel mit Vergnügen bereit, seinem Ansuchen zu willfahren, und Willibald von Sperberseck ritt unverzüglich von dannen, mit vielen offenen Grüßen und Aufträgen, die er in Gegenwart der beiden Ritter von Graf Heinrich erhielt. Seine geheime Sendung aber war er klug genug, tief in sein Innerstes zu verbergen, daß auch nicht eine Seele etwas davon ahnte. Somit wird man es ganz in der Ordnung finden, wenn sich die beiden Reisemarschälle und Gefangenenconducteure des Grafen Heinrich sogar so zuvorkommend erwiesen, daß sie den jungen Pagen mit Waffen versahen, damit er in diesen unsichern Zeiten unterwegs keine Gefahr laufe. Nur befahlen sie ihm an, sich zu sputen, um, wo irgend thunlich, wieder bei ihnen einzutreffen, ehe sie das Heerlager des Herzogs von Burgund erreichten. Und solches geschah auch ganz nach ihrem Wunsche, denn lange bevor sie die Heerstraße, die von Colmar nach Mühlhausen führt, erreichten, stellte sich Willibald wieder ein und berichtete dem Grafen, wie er in Mömpelgard Alles

wohl und gesund getroffen habe und wie sich die ganze Besatzung, sonderlich aber die Frauen, so dort in Sicherheit seither gelebt, herzlich freuten, ihn bald wieder zu sehen. Niemand konnte ahnen, daß der junge Mann noch einen besondern Auftrag ausgerichtet hatte, und nur der Graf Heinrich merkte aus dem Zucken seiner Mundwinkel, daß Marquardt von Stein von Allem unterrichtet sei, was er ihn hatte wissen lassen wollen. Uebrigens so vorsichtig waren die Herren Olivier und Claude doch, daß sie den Grafen Heinrich nie allein mit seinem Pagen ließen, sondern Beide immer sorgfältig bewachten, ob sie keine Geheimnisse austauschen; auch nahmen sie dem Letzteren seine Waffen wieder ab, ohne es jedoch zu beachten, daß derselbe einen Dolch auf dem bloßen Leibe verborgen hielt, um in Zeiten besonderer Noth und Gefahr davon Gebrauch zu machen!

Es war am 25. Oktober 1476, als sie in dem damals noch kleinen Städtchen Vesoul ankamen. Wie es schien, waren sie längst erwartet worden, denn sie wurden alsobald vor den Herzog von Burgund geführt, der seine Residenz in dem stattlichsten Hause auf dem Marktplatze aufgeschlagen hatte. Zuerst empfing der Herzog seine beiden Räthe, die Ritter Claude und Olivier, um sich von ihnen insgeheim Bericht erstatten zu lassen; dann erst ward Graf Heinrich mit seinem Pagen in das Sitzungszimmer beschieden, in welchem der Herzog sich mit seinen Räthen befand.

„Nun, mein Herr Graf von Mömpelgard,“ rief ihm Herzog Karl entgegen. „Habt Ihr Euch endlich eines Bessern besonnen? Meine Räthe sagen mir, daß Ihr in Euch gegangen seid und einsehen gelernt habt, wie Demuth besser ist, als Starrsinn. So können wir denn die Sache gleich abmachen; heute Abend aber bitte ich Euch, mein Gast beim Banquette zu sein, das ich zu Ehren der Beilegung dieses nun mehr als zweijährigen Streites zu geben gedenke.“

„So Ihr mir gute Bedingungen bewilligt,“ erwiederte Graf Heinrich ausweichend, „so soll es Niemanden mehr freuen, als mich, die Sache beigelegt zu sehen.“

„Aha, die Gefangenenkost scheint Euch nicht länger behagen zu wollen?“ lachte der Herzog mit roher Geberde. „Konnt' mir's wohl denken. Doch,“ setzte er, wie seiner Würde sich erinnernd, hinzu, „ich hoffe, man hat Euch während Eurer Haft so behandelt, wie es sich gegenüber einem Mann Eures Ranges geziemte.“

„Ich beklage mich nicht über die Art meiner Behandlung,“ versetzte Graf Heinrich. „Ich beklage mich über die Verhaftung selbst. Ihr hattet mir nicht abgesagt, noch einen Fehdebrief zugesandt, ich ward gefangen, wie ein Dieb in der Nacht. Es war nicht die Spur eines Rechtes vorhanden, sondern Alles nur allein ein Akt der Gewaltthat.“

„Mann, bringe mich nicht in Harnisch,“ rief jetzt Herzog Karl erglühend. „Erinnere mich nicht an Dinge, die ich gerne

vergessen möchte. Ich sage Dir, Mann, und sag' es Dir jetzt noch in Güte, erinnere mich nicht an Breisach, sonst könnt' ich vielleicht Etwas begehen, was mich nachher gereuen möchte. Doch — wir sind hier, um Frieden zu schließen; so will ich die alten Gedanken begraben. Du willst mir also Mömpelgard übergeben und mein Lehensmann werden?"

„Herr Herzog," entgegnete Graf Heinrich mit ruhiger Würde;" es sind nun fast drei Jahre, da habt Ihr als mein hochgeehrter Gast auf meinem Schlosse in Mömpelgard übernachtet. Dasselbe sollt Ihr wieder thun zu jeglicher Zeit, in der es Euch beliebt. Ja, insofern soll Euch nicht blos Mömpelgard, sondern jede meiner Besitzungen offen stehen. Auch will ich das Versprechen ablegen, daß ich den Schweizern und Lothringern fernerhin keinen Vorschub leiste, so lange Ihr den Frieden mit ihnen nicht abgeschlossen habt. Meine Burgen und Schlösser sollen ihnen verschlossen sein, und ich will mich gegen sie halten, als ob sie gar nicht für mich auf der Welt wären. Das ist's, was ich versprechen will, und ich hoff', es wird Euch genügen, denn es ist mehr, als Ihr rechtlich verlangen könnt."

„Bist Du zu Ende?" rief nun der Herzog, und man sah es ihm an, wie er den Zorn nur mühsam zurückhielt. „Bist Du endlich zu Ende? Frieden willst Du mit mir schließen, nicht unterwerfen willst Du Dich? Mann, willst Du mich verrückt machen? Und Ihr Tölpel von Räthen,

wie konntet Ihr mir berichten, daß Alles geordnet und im Rechten sei? Habt Ihr mich frech belogen oder seid Ihr selbst zum Besten gehalten und betrogen worden?"

„Wir konnten aus den Reden des Gefangenen nichts Anderes schließen, als daß er gewillt sei, sich zu unterwerfen," erwiederte Claude von Neufchatel demüthig.

„So suchst Du also dein Spiel mit mir zu treiben, Gräflein von Mömpelgard?" schrie jetzt Karl von Burgund, seiner Wuth den Zügel schießen lassend. „Du, die gefangene Maus, spielst mit dem Löwen? Herr Gott im Himmel, steh' mir bei, daß ich nicht wahnsinnig werde."

„Nur ein Thor läßt sich von der Wuth übermannen," versetzte Graf Heinrich kalt. „Ein Mann und ein Fürst muß seiner Leidenschaften Herr sein, oder er wird der Kinder Spott."

„Ha!" kreischte der Herzog mit hochrothem Gesicht, und seine Stimme zitterte so sehr, daß man glauben mußte, er würde im nächsten Augenblicke ersticken. Aber mit einer unglaublichen Anstrengung bemeisterte er seinen Jähzorn, und obwohl bebend vor Wuth, sprach er doch kalt und gemessen: „Graf Heinrich von Mömpelgard, ich frage Dich zum letzten Male, bedenk' es wohl, zum letzten Male, willst Du mir Deine Stadt übergeben? Halt! Antworte noch nicht. Bedenk's noch einmal, ehe Du antwortest. Du kennst das Schicksal des Hagenbach, meines Statthalters; noch ist sein

Blut ungerächt und Du bist in meiner Gewalt. Nun antworte mir, willst Du, oder nicht? Sonder Klausel: Ja oder Nein."

Seine Augen funkelten, als er so sprach, seine Stirnadern schwollen, daß sie nahe daran waren, zu bersten; sein Athem keuchte.

„Nein!" rief Graf Heinrich. „Mömpelgard ist ein Reichslehen und nie soll es durch mich dem Reich entrissen werden."

„Hinaus! Hinaus!" schrie nun der Burgunder, mit den Füßen stampfend. „Hinaus, ehe ich mich an ihm vergreife. Werft ihn in Bande! In's tiefste Verließ mit ihm! Oder noch besser, legt ihm den Kopf zu Füßen. Aber nein, halt, nicht im Stillen, nicht im Dunkel der Nacht sollst Du enden. Nein, bei Gott, und nochmals nein. Sendet zu Meister Adam, dem Scharfrichter von Vesoul. Er soll sich augenblicklich bei uns einfinden. Am hellen Tage, im Angesichte Deiner Festung will ich Gericht über Dich halten. Du sollst sterben, wie mein Statthalter Hagenbach gestorben ist."

Man beeilte sich, den Grafen aus dem Zimmer zu entfernen, um den Herzog nicht noch mehr zur Wuth zu reizen. Natürlich aber ward der Gefangene von nun an nicht mehr mit der Rücksicht behandelt, welche man ihm bisher erwiesen hatte, sondern man fesselte ihm die Hände und nahm ihm alle seine Kleinodien, die er an sich trug, worunter besonders auch sein gräfliches Siegel, ab, da Niemand daran zweifelte,

daß sein Schicksal entschieden und er ein verlorener Mann sei. War es ja doch allen denen, die mit dem Herzog Karl von Burgund vertraut waren, gar wohl bekannt, daß die Rachsucht und Wuth desselben keine Grenzen kannten! In der That gab er auch noch an demselben Abende, während des Trinkgelages, dem er sich zur Dämpfung seiner Wuth hingab, und bei welchem der Graf von Thierstein ihm beständig im Ohre lag, verschiedene Befehle, welche alle darauf hindeuteten, daß eine gewaltsame Beendigung dieser nun schon über zwei Jahre spielenden Tragödie beschlossen sei.

Gerade gegenüber dem alten Schlosse Mömpelgard, nun Montbeliard geheißen, erhebt sich ein ziemlich steiler Berg, den die Deutschen Krauttenberg heißen, der aber ins Welsche übersetzt, »La Crotte« genannt wird. Auf diesem Berge stand in damaliger Zeit ein fester Thurm, »Chatelôt de la Crotte« betitelt, und von diesem Thurme aus, sowie überhaupt vom Krauttenberge, hatte man eine genaue Uebersicht über die Burg Mömpelgard und das, was darin vorging, wie man denn auch umgekehrt von der Burg aus Alles genau unterscheiden konnte, was auf dem Krauttenberge geschah. In der Nacht vom 25. auf den 26. Oktober nun bemerkte man im Schlosse zu Mömpelgard, daß etwas Besonderes im Werke sein müsse, denn es bewegten sich Menschen mit Fackeln auf dem Krauttenberge und man hörte ein Zim-

mern und Handthieren mit der Axt, als ob dort ein Gerüste oder Haus aufgeschlagen würde. Der Befehlshaber von Mömpelgard, Marquardt von Stein, Graf Heinrichs Hauptmann und Vogt, hatte die Mauern Mömpelgards in guten Zustand versetzt und Alles gethan, um die Stadt auch gegen einen mächtigen Feind zu vertheidigen. Seine Mannschaft war vollzählig und gut bewaffnet, die Burg, wie die Stadt, wohl mit Lebensmitteln versehen, und auf einen baldigen Entsatz von Bern und Basel aus war ebenfalls zu rechnen, wenn je die Belagerung langdauernd und heftig werden sollte. Den Krauttenberg aber hatte er nicht besetzt, um seine Kräfte nicht zu zersplittern; auch konnte der Feind, der diesen Berg mit seinem Thurme in Besitz nahm, nicht wohl besondere Vortheile davon ziehen, da die jetzt üblichen Wurfgeschosse damals noch nicht im Brauche und eingeführt waren. Wie man jedoch im Schlosse die besondere Thätigkeit auf dem Krauttenberge vernahm, wurde Herr Marquardt von Stein alsobald davon benachrichtigt und er beobachtete Alles genau, was allda vorging. Sobald die Sonne aufging, sah man auch wohl, was das Hämmern und Zimmern zu bedeuten gehabt hatte. Es war nämlich ein ziemlich hohes Gerüste aufgeschlagen worden, das einem großen Schaffotte nicht unähnlich sah, und obwohl die Besatzung von Mömpelgard für den Anfang nicht klug daraus werden konnte, so sollte sie doch bald zu ihrem Schrecken erfahren, daß der Endzweck

dieses Gerüstes in der That und Wahrheit kein anderer sei, als ein Schaffott vorzustellen.

Am frühen Morgen des 26. Oktober sah man von Mömpelgard aus einen langen Zug von Reisigen, der sich von dem Städtchen Besoul her bewegte. Man konnte ihrer wohl zwei- bis dreitausend Mann zählen, und die Leute mußten bald nach Mitternacht in Besoul aufgebrochen sein, sonst hätten sie zu dieser Tageszeit noch nicht auf dem Platze vor Mömpelgard eintreffen können. Daß es keine Belagerungsarmee sei, sah Marquardt von Stein auf den ersten Anblick, denn sie führten weder Wägen oder Belagerungsmaschinen mit sich, noch befand sich überhaupt Infanterie dabei. Auch war es bekannt, daß die Hauptarmee des Herzogs von Burgund sich vor Nancy befinde, um diese Stadt den Lothringern zu entreißen. Der tapfere Commandant von Mömpelgard sah daher wohl, daß es keineswegs nöthig sei, besondere Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, da er sich sicher genug wußte; aber eine trübe Ahnung stieg in ihm auf, wenn er bedachte, welche Botschaft ihm Graf Heinrich erst vor wenigen Tagen durch den jungen Willibald von Sperberseck gesandt hatte. Darum suchte er auch die Frauen, welche ihm anvertraut waren, von der Zinne des Schlosses ferne zu halten, um ihnen einen Anblick zu ersparen, der sie ohne Zweifel in tödtlichen Schrecken versetzen mußte. Allein bald hatte er an ganz andere Sachen zu denken, als an die

Rücksichtsnahme auf die Nerven der Weiber, und so kam es, daß nicht bloß die junge Marie, die anvertraute Pflegetochter Graf Heinrichs, sondern auch die Gräfin von Bitsch und ihre Tochter Elisabeth Zeugen eines Schauspiels wurden, das seines gleichen nicht hat in der ganzen Weltgeschichte, denn Karl von Burgund, genannt der Kühne, führte hier einen Akt auf, wie kein Tyrann der Erde vor ihm that, und vielleicht keiner nach ihm thun wird.

Es mochte Morgens etwa zehn Uhr sein, und ein herrlicher, klarer, sonniger Morgen war es, ein solcher, wie ihn Gott erschaffen hat zur Freude uud zur Lust der Menschheit, nicht aber zur Qual und zum Verbrechen. Ein großer Theil der Reisigen umgab den Fuß des Berges Lacrotte, und überall waren Schildwachen aufgestellt, um einen etwaigen Ueberfall abzuhalten. Auf der Spitze des Berges selbst hielten die Anführer der Schaar, aus welchen heraus man den Herzog Karl mit seinem großen Gefolge wohl unterscheiden konnte. An dem Schaffotte wurde immer noch gearbeitet, und man war eben daran, das ganze Gerüste mit feinem rothem Sammt zu überziehen, wie wenn dasselbe zu einer großen Festlichkeit hergerichtet werden sollte. Jetzt schwenkte ein einzelner Ritter vom Berge herab und ritt, von nur einem Trompeter geleitet, bis fast dicht an das Thor der Burg Mömpelgard, welches dem Krauttenberg gegenüberlag. Der Ritter war vom Kopfe bis zum Fuße geharnischt, trug aber eine große weiße Fahne

in der Hand, welche er über seinem Haupte schwenkte. Vor dem Thorthurme blies der Trompeter dreimal, zum Zeichen, daß ein Unterhändler gekommen sei, mit dem Hauptmann der Burg zu verkehren. Alsobald erschien Vogt Marquardt von Stein, der Alles gar wohl beobachtet hatte, auf der Zinne und fragte nach dem Begehr des Ritters.

„Ich bin Graf Oswald von Thierstein," rief dieser, sein Visir öffnend; „mich sendet der mächtige Herzog von Burgund, der hier oben auf dem Krauttenberge mit seinen Reisigen hält. In seinem Namen thue ich Euch kund und zu wissen, daß Graf Heinrich von Württemberg und Mömpelgard eingewilligt hat, alle seine Schlösser, Städte und Burgen im Elsaß und in Burgund dem Herzoge zu öffnen und als Lehen von ihm wieder zu empfangen. Deß zum Pfande überreiche ich Euch hier seine Pergamentschrift, worin dieser sein Befehl verzeichnet, und worauf zur Beglaubigung sein Sigel, so Euch wohl bekannt, gedruckt ist. Darum fordere ich Euch auf, mir alsobald die Schlüssel von Mömpelgard zu überliefern, und meinen Herrn, den Herzog von Burgund, einzuladen, die Stadt in Empfang zu nehmen."

Mit diesen Worten steckte er den schon bereit gehaltenen Pergamentbrief auf die Spitze seiner Lanze und reichte ihn dem Hauptmann Marquardt von Stein. Dieser nahm das Dokument zu Handen und las es bedächtig von Anfang bis

zu Ende. Und als er damit fertig war, zerriß er es in tausend Stücke und warf diese dem Ritter zu Füßen.

„Das ist nicht die Unterschrift meines Herrn und Grafen.“ rief er, „und ich erkläre daher diese Schrift für eitel Falschheit und Hinterlist. Ihr aber, mögt Ihr nun Graf Thierstein sein oder nicht, Ihr seid ein Ritter ohne Wort und Glauben und all’ Eurer Ehre verlustig, denn Ihr seid gekommen, einen offenen Betrug zu begünstigen. Fort mit Euch, meineidiger Ritter, und sagt Eurem Herrn, dem Herzog von Burgund, daß ich die Festung nicht übergebe, so lange noch ein Funken Leben in mir ist. Fort mit Euch, sage ich nochmals, und reitet, so schnell Euch Euer Roß trägt; wo nicht, so sollt Ihr in fünf Minuten an den Boden gespießt sein, so wahr ich Marquardt von Stein heiße und Vogt bin von Mömpelgard.“

Laut und vernehmlich gab er darauf den Bogenschützen seine Befehle, und als diese ihre Pfeile auflegten, hielt es der Trompeter nicht für gerathen, länger zuzuwarten, sondern spornte sein Pferd, um außer den Bereich ihrer Pfeile zu kommen. Auch Graf Thierstein that desgleichen und sprengte in vollem Rosseslaufe dem Krauttenberge zu. Nun entstand dort ein außergewöhnlich bewegtes Leben, und auf das mit rothem Sammt ausgeschlagene Schaffott ward ein niederer Stuhl gebracht, der ganz schwarz anzuschauen war. Gleich darauf führte man einen hohen Mann auf das Gerüste, der an Händen und Füßen gefesselt war. Letzterer stellte sich vor den

Stuhl, die Arme über einander geschränkt; gleich darauf jedoch stürzte sich ein Jüngling, alle Umstehenden mit Gewalt durchbrechend, ihm zu Füßen, wie wenn er vor Schmerz außer sich wäre, und Niemand wagte es, ihm dieß zu wehren. Abermals nun sprengte ein Ritter den Berg herab, eine weiße Fahne in der Hand schwingend und einen Trompeter vor sich hersendend. Marquardt von Stein stand längst auf seinem Posten. Der Ritter aber, der die weiße Fahne schwenkte, war dießmal nicht Oßwald von Thierstein, sondern Claude von Neufchatel, wie wir wissen, einer der vertrautesten Räthe des Herzogs von Burgund.

„Marquardt von Stein,“ rief Claude, als der Trompeter sein dreimaliges Zeichen gegeben hatte. „Richtet Euer Auge hinauf auf den Kranttenberg, so werdet Ihr sehen, wessen mein Herr, der Herzog von Burgund, entschlossen ist. Setzt nicht das Leben Eures Gebieters, des Grafen Heinrich, auf's Spiel. Uebergebt die Veste, und Herzog Karl hält sein Wort, dieselbe Eurem Herrn als Lehen zurückzuerstatten. Ihr sehet, dort oben ist das Schaffott errichtet, und der Scharfrichter von Vesoul hat Befehl, den Grafen Heinrich zu enthaupten, so Ihr die Festung nicht öffnet und uns, wenn auch nur noch eine Minute länger, den Einzug verweigert. Laßt's nicht zum Aeußersten kommen, ich beschwöre Euch darum, sondern thut, was ein treuer Diener zu thun verpflichtet ist.“

„Das thue ich, Claude von Neufchatel,“ erwiederte

Marquardt von Stein mit lauter Stimme. „Mein Herr und Graf hat mir geboten, es möge kommen, was da wolle, unter keinen Umständen, auch nicht, wenn er mit dem Tode bedroht sei, die Veste zu ergeben, und Ihr werdet sie nimmermehr erhalten, es sei denn, Ihr gebt meinen Herrn frei und ledig. Steht er hier neben mir, unbedroht von Eurem Schwerte, gesichert in diesen Mauern, und befiehlt er mir dann von freien Stücken, Euch die Thore zu öffnen, so sollen sie in der Minute geöffnet sein. So lange aber, bis dieß geschieht, bleibe ich der Herr und Meister von Mömpelgard, und Ihr mögt's versuchen, hereinzukommen, wenn's Euch so sehr darnach gelüstet. So werd' ich's halten, auf mein adelig Ritterwort, und wenn ich so handle, so handle ich nicht gegen den Willen, sondern nach dem Willen und Befehl meines Herrn."

Wohl versuchte es der Ritter Claude noch auf verschiedene Weise, den Vogt von Mömpelgard anders zu stimmen und zur Uebergabe zu überreden, aber dieser blieb fest und standhaft, und so mußte endlich auch dieser Sendbote unverrichteter Dinge abziehen und seinen vergeblichen Ritt dem Herzoge anzeigen. Nunmehr aber bemerkte man eine noch größere Aufregung unter den Männern, die sich auf dem freien Raume vor dem Thurm des Krauttenbergs befanden. Wohl stand der gefesselte Ritter noch fest und aufrecht vor dem Stuhle auf dem Schaffotte, wohl lag der Jüngling ihm noch

unbeweglich zu Füßen, als wäre er in Schmerz aufgelöst; aber in diesem Augenblicke stellte sich hinter dem Gefangenen ein Mensch auf, der in einen scharlach-rothen Mantel gekleidet war und ein blitzendes breites Schwert in der Hand hielt. Es war das Meister Adam, der Scharfrichter von Vesoul. — Eine Sekunde darauf wurde Graf Heinrich auf den Stuhl niedergezwungen und mit Riemen an dessen Rücklehne festgebunden.

Abermals sprengte ein Ritter den Berg hinab und vor das Thor von Mömpelgard. Dreimal blies der Trompeter und rief den Commandanten der Festung auf seinen Posten.

„Was ist Euer Begehr, Ritter Olivier de la Marche?“ rief der Vogt, der den Ritter an seinem Abzeichen erkannte.

„Marquardt von Stein,“ erwiederte dieser, „bedenkt Eure Verantwortung vor dem Himmel. Das Leben Eures Grafen liegt in Eurer Hand. Blickt hinauf auf das Chatelôt de la Crotte, seht Ihr dort den Scharfrichter mit dem Schwert in der Hand? So ich die rothe Fahne, die ich hier halte, schwinge, so liegt der Kopf des Grafen Heinrich im Staube. Bedenkt, was Ihr thut, und nun antwortet mir auf meine Frage: wollt Ihr die Veste Mömpelgard meinem Herrn, dem Herzog von Burgund, übergeben, oder wollt Ihr Euren Herrn morden lassen vor Euern Augen?“

„Ihr verlangt mein letztes Wort,“ sprach nun Vogt Marquardt mit starker Stimme, „Ihr sollt es haben. Dreimal

habt Ihr mich zur Uebergabe aufgefordert, und zum drittenmale sage ich Euch, Mömpelgard wird nicht übergeben. Mein Herr und Graf hat mir befohlen, so lange noch ein Graf von Württemberg lebt, so lange solle ich ihm die Schlüssel der Veste aufbewahren. Das hab' ich zugeschworen und diesen Schwur werd' ich halten. Hebt Eure Rechte auf, schwingt die rothe Fahne, die ihr in derselben festhaltet, das Haupt des Grafen Heinrich wird fallen, aber es leben der württembergischen Grafen noch Zweie, und so lange noch Einer lebt übergibt Marquardt von Stein die Veste nicht."

„Bedenkt, was Ihr sagt, Herr Vogt von Mömpelgard," schrie der Ritter Olivier voll Entsetzen; „erhebe ich die rothe Fahne, so fällt das Haupt Heinrichs von Württemberg."

„Fluch Eurem blutdürstigen Tyrannen!" war die Antwort, „Mömpelgard übergebe ich nicht."

In diesem Moment erhob der Ritter Olivier de la Marche die rothe Fahne, welche er in der Hand hielt, und die ganze Besatzung von Mömpelgard erwartete nun nichts Anderes, als das Schwert des Meister Adam in der Luft glitzern und das Haupt des Grafen Heinrich fallen zu sehen; aber in demselben Moment trat ein Ereigniß ein, das Niemand, weder von der Seite der Mömpelgardischen, noch von der der Burgundischen, erwartet hatte.

Nachdem nämlich Graf Heinrich von Württemberg auf das Schaffot, welches man seinem Stande zu Ehren oder

zum Spotte also kostbar, wie wir erzählt haben, ausgeschmückt hatte, gestellt worden war, gab er auf alle Fragen und Zureden keine Antwort mehr. Er kreuzte stumm Hände und Arme, warf einen langen Blick gen Himmel und stand nun fest und aufrecht, wie eine Bildsäule, die Augen gen Mömpelgard gerichtet. Nicht ein Zucken seiner Lippen verrieth, was in ihm vorging, noch viel weniger ergriff seine Glieder ein Zittern.

Als die Festung das erstemal zur Uebergabe aufgefordert wurde, veränderte sich seine Gesichtsfarbe ein wenig und er ward bleich vor Erwartung. Wie er jedoch sah, daß sein Vogt Marquardt fest auf der Weigerung beharrte, da trat die Röthe auf seine Wangen zurück und es spielte ein Zug um seine Lippen, der fast wie ein Lächeln aussah. Der Herzog von Burgund, der ihn genau beobachtete, wurde hiedurch noch viel wüthender, als er schon vorher war, und kein Mensch wagte es jetzt mehr, ihm zuzureden, daß er von seinem blutigen Vorsatze ablasse. Als der zweite Abgesandte ebenfalls einen Fehlritt gethan hatte, sprang der Herzog von seinem Rosse und stellte sich hart an das Schaffot. Er war so furchtbar vom Zorne hingerissen, daß er fast schäumte, wie denn die Geschichte mehrere Fälle von ihm erzählt, wo ihm die Wuth gar nicht mehr erlaubte, artikulirte Töne von sich zu geben. Auch dießmal war es so. Mehr durch Zeichen, als durch Worte, befahl er, daß der Graf Heinrich auf den

Stuhl festgebunden werde, und wies dann de Scharfrichter an, sich hinter den Grafen zu stellen.

„In dem Augenblicke, wo Olivier die rothe Fahne schwingt," keuchte er dem Meister Adam zu, „schlägst du dem Grafen den Kopf ab."

Vergeblich warf sich ihm jetzt der Ritter Claude von Neuchatel zu Füßen und bat ihn, die Exekution wenigstens aufzuschieben. Vergeblich erinnerte er ihn daran, daß die ganze Christenheit den Stab über ihn brechen würde, wenn er den Grafen tödten lasse, ohne ordentlich Gericht über ihn halten zu lassen, ja, ohne ihm auch nur einen Beichtvater gestattet zu haben; vergeblich wagte er es sogar, dem Herzoge zuzurufen, daß, wenn ihn auch vielleicht hier auf Erden Niemand zur Verantwortung ziehen könne, dennoch ein Tag komme, wo er vor Gott über diese That werde Rechenschaft ablegen müssen! Der Herzog gab keine Antwort, sondern stampfte nur mit den Füßen. Seine Augen hingen an dem Ritter Olivier de la Marche, der eben jetzt die Unterredung mit Marquardt von Stein eröffnet hatte.

Aber nicht bloß die Augen des Herzogs hingen an jeder Bewegung des Herrn de la Marche, sondern auch die Augen aller Anwesenden. Nicht ein Einziges blickte in einer andern Richtung, und wenn vielleicht Graf Heinrich von Württemberg in diesem Augenblicke einen Fluchtversuch gewagt hätte, so wäre er ihm möglicherweise gelungen. Um so leichter

wurde es dem Jüngling, der sich zu den Füßen des Grafen auf seine Kniee geworfen und bisher inbrünstig gebetet hatte, sich leise und unbemerkt halb aufzurichten und ein wenig auf die Seite zu treten, so daß er fast hart neben den Meister Adam, den Scharfrichter, zu stehen kam. Dieser Jüngling war kein Anderer, als Willibald von Sperberseck. Die rechte Hand hatte er in den Busen gesteckt, wie um nach etwas dort Verborgenem zu fassen. Mit der Linken hielt er den Stuhl gefaßt, auf welchen Graf Heinrich festgebunden war. Auch seine Augen hatten bisher in derselben Richtung geschaut, wie die der Uebrigen; allein eben jetzt war ein Entschluß in seiner Seele reif geworden, der ihm gebot, seinen Blick ganz wo anders hin zu wenden. So schaute er denn unverrückt und wie festgebannt auf die Hand des Meister Adam, ob diese sich bewege und aushole zum tödtlichen Streiche.

Es war ein furchtbarer Moment, als nun der Ritter Olivier seine Fahne schwenkte. Ein Schrei des Entsetzens entrang sich der Brust der Zuschauer, sowohl von dieser, als von jener Seite. Der Scharfrichter erhob sein Schwert, er holte weit aus, aber in demselben Augenblicke sank er, wie vom Blitze getroffen, zu Boden und das Schwert flog ihm weit über das Schaffot hinab aus der Hand. Willibald von Sperberseck hatte sich mit all' seiner Kraft auf ihn geworfen und stieß ihm den Dolch, den er auf der Brust verborgen gehalten hatte, mit solcher Wucht in die Brust, daß der Stahl

am Hefte abbrach. In demselben Augenblicke aber, wie er den Stoß geführt hatte, warf er sich zur Seite den Bergabhang hinab und flog mehr, als er rannte, Mömpelgard zu.

Alles dieß war das Werk einer Sekunde gewesen; ja, so schnell ging diese That vor sich, daß die Reisigen des Herzogs erst daran dachten, den jungen Mann zu verfolgen, als dieser schon den Berg halb hinabgerannt war. Nun aber machten sich ihrer Hunderte zumal an seine Einfahung. Sie gaben ihren Pferden die Sporen und verfolgten ihn in mächtigen Sätzen. Auch der Herzog war auf sein Roß gesprungen, aber wie er nun den Blick auf den Grafen Heinrich wandte, der ohne zu zucken den Todesstreich erwartet hatte, da überkam ihn urplötzlich ein anderer Geist. Es war, als sei der bösartige Genius, der ihn bis vor wenigen Minuten noch beherrscht hatte, gleich einem Nebel vor dem Sonnenlichte verschwunden. Die ruhige Würde, der kalte Muth, die übermenschliche Todesverachtung, welche der Graf von Würtemberg gezeigt hatte, trotzten dem kühnen Herzog eine Achtung ab, von der er sich zwar keine Rechenschaft ablegen konnte, die aber sein ganzes Wesen umänderte.

„Haltet ein!“ schrie er plötzlich mit seiner gewaltigen Schlachtenstimme. „Niemand wage es, den Jüngling zu verfolgen, der den armen Meister Adam erdolchte. Er that es in der Vertheidigung seines Herrn und wagte sein eigenes Leben, das Leben seines Gebieters zu retten. Kein

Mensch soll ihm ein Härchen krümmen, und wenn er zehn Morde in gleicher Absicht begangen hätte. Zurück!" schrie er nochmals, „zurück! dem Jüngling soll man nichts anhaben, denn bei den heiligen drei Königen, ich wollte, ich könnte mich gleich treuer Diener rühmen."

„Zudem ist Meister Adam nicht einmal todt," sagte plötzlich eine Stimme neben dem Herzog, in der dieser den todtgeglaubten Scharfrichter selbst erkannte. „Der junge Bursche hat zwar gut genug zugestoßen und auch kräftig genug war sein Stoß, aber er dachte nicht daran, daß ich ein Panzerhemd unter meiner Kleidung trage. Mit der Hinrichtung wird es wohl für heute vorüber sein?" setzte er dann fragend mit leiser Stimme hinzu. „Ich für meinen Theil könnte es wenigstens nicht über mich gewinnen, dem Manne den Kopf abzuschlagen, der dem Tode so heldenmüthig getrotzt hat."

Der Herzog erröthete bis an die Stirne, aber diesmal war's nicht Zorn, sondern Scham. Er rief den Ritter Claude von Neuchatel herbei und flüsterte ihm einige Worte zu, welche diesen sichtlich mit Freude erfüllten.

„Und wohin, Herr Herzog? Wieder nach Boulogne?" frug der Ritter leise.

„Nein, bei Gott, nicht nach diesem traurigen Aufenthaltsorte, sondern nach Luxemburg," erwiederte der Herzog, „und ein so ritterlich Gefängniß soll er haben, als nur je Einem zu Theil wurde. Würde mich mein Schwur nicht binden, auf

der Stelle ließ ich ihn ganz frei; denn nie hat ein tapfereres Herz in einer menschlichen Brust geschlagen, als bei dem Grafen Heinrich von Mömpelgard."

Mit diesen Worten sprengte er von dannen und überließ den Grafen der Sorge des Ritters Claude von Neuchatel, und einem ritterlicheren Gefängnißwärter hätte er ihn nicht übergeben können.

Fünftes Capitel.

Die Befreiung.

Kaum waren seit der furchtbaren Scene, welche Herzog Karl von Burgund vor Mömpelgard aufführte, einige Monate verstrichen, so ertönte die Kunde durch's ganze Land, daß der kühne Herzog vor Nancy gefallen und getödtet worden sei. Es geschah dieß am 6. Januar 1477, und schon den Tag darauf war die Nachricht nach Mömpelgard gekommen. Die ganze Besatzung stieß einen Jubelschrei aus, denn nun endlich war Hoffnung vorhanden, den gefangenen Grafen Heinrich loszubekommen. Auf zwei Personen aber machte die Nachricht einen ganz besonderen Eindruck, und diese waren der junge Willibald von Sperberseck sowie Fräulein Elisabeth, die Tochter des Grafen von Bitsch. Schon seit lange, fast seit dem Tage, da sich Willibald vom Krauttenberge herunter gerettet hatte, waren sie mit einander in Berathung begriffen, wie von ihnen die Befreiung des Grafen aus seinem Gefängnisse am besten bewerkstelligt werden könnte. Willibald wollte zur List oder Gewalt seine Zuflucht nehmen, während Elisabeth darauf

bestand, bei der Tochter des mächtigen Herzogs, der schönen Marie von Burgund, einen Fußfall zu thun, um durch diese den grausamen Vater zur Gnade zu bewegen. Sie hatten ihre Berathungen geheim gehalten und wollten auch ihre Beschlüsse im Geheimen ausführen, weil sie fürchteten, man möchte der Abreise des Fräuleins Elisabeth hemmend in den Weg treten, da die Ausführung ihrer Plane natürlich nicht ohne Gefahr sein konnte. Nun aber die Nachricht von dem Tode des Herzogs eintraf, konnten sie nicht mehr lange darüber im Unklaren sein, was sie zu thun hätten. Auch verstand Willibald den Blick des Fräuleins Elisabeth augenblicklich und eilte daher zu dem Vogt Marquardt von Stein, denselben um seinen Beistand zu bitten.

„Junge," sagte dieser, nachdem ihm Willibald den Plan Elisabeths, die Herzogin Marie um Gnade für den Grafen Heinrich anzuflehen, auseinandergesetzt hatte, „du bist nicht Silber, du bist Gold werth. Ich wollte so eben ein Schreiben an den Grafen Eberhard im Bart aufsetzen, um ihn darin aufzufordern, den jetzigen Zeitpunkt zur Befreiung des Grafen Heinrich nicht zu verabsäumen; auch hatte ich im Sinne, dich mit diesem Schreiben nach Urach zu senden, da ich nicht hoffen konnte, einen schnelleren Boten für diesen Zweck zu finden, aber es ist noch besser so, wie Ihr Beide es Euch ausgedacht habt. Wähle dir selbst die nöthigen Pferde aus meinem Stalle aus, und scheue dich nicht, die schönsten und kräftigsten zu nehmen;

ich wollte, ich könnte deine That auf dem Krauttenberge noch besser lohnen. Zur Eile brauch' ich dich auch nicht zu mahnen, wohl eher dazu, klug und vorsichtig zu sein, damit du dich und das Fräulein nicht unnöthiger Gefahr aussetzest."

In derselben Stunde, in welcher diese Unterredung stattfand, hatte sich Elisabeth von Bitsch bei ihrer Mutter eingeschlossen, um deren Einwilligung zu der beabsichtigten Reise zu erhalten; allein sie stieß hier auf mehr Hindernisse, als ihr Verbündeter Willibald bei Marquardt von Stein. Die kluge Gräfin von Bitsch fand einen solchen Schritt viel zu auffallend und wollte deßhalb lange ihre Genehmigung dazu nicht ertheilen.

„Man wird sagen, du habest es aus Liebe zu dem Grafen gethan," sagte sie, „aus Liebe zu Einem, der der Kirche verlobt ist."

„Und wenn man es sagte," rief die Tochter hoch erröthend, „wenn man mir diesen Vorwurf machte, wäre es dann der Vorwurf eines Verbrechens, Mutter? Als ich ihn hier von diesem Fenster aus auf dem Berge Lacrotte auf dem Schaffotte festgebunden sah, als ich sah, wie der Scharfrichter hinter ihm stand, bereit, mit dem Schwerte zuzuschlagen, und als ich dann endlich sah, wie er doch nicht zuckte, oder sich auch nur verfärbte, da hat mich ein eigenes Gefühl durchbebt und ich habe geschworen, daß ich nie einem Manne angehören wolle, da ich ihm nicht angehören

kann. Mag die Welt das Liebe nennen oder wie sie will; ich werd' es nie verleugnen, daß ich nur ihn hochschätze vor allen Männern der Welt. Kannst Du deßhalb einen Stein auf mich werfen, Mutter? Du weißt, in jenem fürchterlichen Augenblicke lag ich hier auf den Knieen und gelobte feierlich, mein Leben der leidenden Menschheit als barmherzige Schwester zu weihen, so Gott es zugebe, daß er vom Schwerte des Nachrichters verschont bleibe. Er ist verschont geblieben und ich werde halten, was ich gelobte. Meine erste That aber als barmherzige Schwester sei, daß ich versuche, seinen Leiden ein Ende zu machen. Niemand, der menschlich denkt, wird mir dieß zum Vorwurfe machen; du aber, Mutter, erschwere mir mein Vorhaben nicht, sondern segne mich, daß es gelinge und er seine Freiheit wieder erhalte."

Sie war auf ihre Kniee gesunken und richtete ihre Augen flehend zu ihrer Mutter empor.

„Und wenn die Herzogin Marie deine Bitte gewährt," fragte die Gräfin mit bewegter Stimme, „willst du ihm dann selbst die Botschaft seiner Befreiung überbringen?"

„Nein, Mutter," rief die Tochter, noch mehr erglühend. „Ich schwöre dir, ihn nicht mehr sehen zu wollen. Von der Stunde an, da ich seine Freilassung bewirkt habe, werde ich mich meinem Gelübde unterziehen und ein Haus einrichten, darin Kranke und Nothleidende gepflegt werden sollen."

„So thu', was du nicht lassen kannst," sagte die Mutter

tiefgerührt und ihre Hände segnend auf das Haupt ihrer Tochter legend. „Ich sehe, du liebst ihn, aber du liebst ihn mit jener heiligen Liebe, welche entsagen kann. Gott segne dein Vorhaben und bringe es zu einem fröhlichen Gedeihen!“

So ward denn nun zu der schleunigsten Abreise Alles so eilig als möglich ins Werk gesetzt, damit nicht Andere ihnen zuvorkommen und das Herz Mariens von Burgund gegen ihre Bitten einnehmen möchten. Die Gesellschaft war nur eine kleine, außer Willibald noch der treue Veit Hornberger, nebst einer Dienerin. Es wären aber gerne Alle mitgeritten, so lieb hatten sie ihren Herrn. Sogar die junge, nun schon mehr als zehnjährige Marie wollte sich durchaus nicht abweisen lassen, sondern erklärte, nothwendig mitreisen zu müssen. Sie gab sich aber doch endlich zufrieden, als Willibald recht bald zurückzukehren und ihren Pflegvater mitzubringen versprach.

Es war ein weiter und beschwerlicher Weg, denn Marie von Burgund hatte ihre Residenz in Brügge aufgeschlagen, wohin es von Mömpelgard wohl zwölf Tagreisen sein mochte. Auch ungefährlich war die Reise nicht; denn die vielen Söldlinge, welche der nunmehr todte Herzog von Burgund bei seinen ewigen Fehden und Kriegen angeworben hatte, machten, nachdem jetzt der Krieg zu Ende, die Wege nicht allzusicher. Doch vermied die Klugheit Willibald's so viel wie möglich alle Conflikte, und er wußte auch durch sein freundliches Benehmen die Gastwirthe so sehr für sich einzunehmen,

daß sie ihn gutwillig auf alle etwaigen Gefahren aufmerksam machten. Zur Vorsicht trug Fräulein Elisabeth von Bitsch ein weites graues Gewand, wie die Beguinen oder barmherzigen Schwestern damaliger Zeit zu tragen pflegten, und hatte sich überdieß in einen langen Schleier also eingehüllt, daß man ihre Jugend und Schönheit nicht nur nicht erkennen, sondern nicht einmal ahnen konnte. So kamen sie am eilften Tag ihrer Reise ungefährdet bis in die Nähe der Stadt Brügge. Fräulein Elisabeth hatte alle Mühseligkeit der Reise bisher ohne ein Zeichen der Ermattung getragen, und auch heute trieb sie, trotzdem es schon spät am Abend war, zur Fortsetzung ihres Rittes. Sie waren nehmlich, nachdem sie die große Stadt Gent ihres Gewühles wegen umgangen, in einem kleinen Dorfe angelangt, wo die Ermüdung ihrer Rosse nothwendig einen Aufenthalt verlangte. Allein es gab nur ein einziges Gasthaus im Orte, so daß es schwer wurde, Unterkunft darin zu bekommen, denn da die Huldigung der Herzogin Marie auf die nächsten Tage anberaumt war, so hatte sich, wie in der ganzen Gegend, so auch hier eine große Menge von Menschen angesammelt, deren Reiseziel sämmtlich kein anderes war, als die Stadt Brügge. Mit vieler Mühe erlangte endlich Willibald ein kleines Stübchen für die „Oberin Elisabetha", wie er das Fräulein nennen mußte, und auch dieses hatte er nur dem heiligen Titel seiner Reisegefährtin zu verdanken. Er selbst mit Veit Hornberger mußte

sich mit der großen Wirthsstube begnügen, und es war ihm dieß keineswegs unangenehm, da er auf diese Art am leichtesten etwas über die neuesten Ereignisse, sowie über die Zustände, die am herzoglichen Hofe herrschten, erfahren zu können hoffen durfte. In der That wurde ihm auch bald aus dem Gespräche der Gäste klar, daß an eine Weiterreise für heute Abend nicht zu denken sei, denn alle Berichte stimmten darin überein, daß nicht nur Brügge selbst von Fremden überschwemmt war, sondern daß auch in der ganzen Umgebuug auf viele Stunden hin der Andrang von Gästen ein außerordentlicher genannt werden müßte. Wohl oder übel blieb daher nichts Anderes übrig, als an dem Orte, an dem sie sich befanden, die Nacht zuzubringen, um den andern Tag bei hellem Sonnenlichte in Brügge einzureiten, wo sie dann Zeit genug übrig hatten, sich nach einem Quartiere umzusehen. Willibald zeigte dieß dem Fräulein an, und obwohl mit großem Widerstreben, mußte sie sich doch darein finden. Gleich darauf betrat er wieder die Wirthsstube, die sich bereits anfing zu entleeren, obwohl es erst Abends neun Uhr sein mochte; denn damals war es fast allgemeine Sitte, sich früh zur Ruhe zu begeben, um den andern Tag desto frühzeitiger auf den Beinen zu sein.

Nur Ein Gast blieb fest in seiner Ecke sitzen, in die er sich schon seit ein paar Stunden gepflanzt hatte. Es war ein Mann mit einem feisten, weinrothen Gesichte, dessen Augen

weit hervorquollen und dessen Lippen wie geschwollen aussahen. Seine Kleidung war die eines fahrenden Licentiaten oder Magisters und sein ganzer Aufzug sah eher einem Vagabunden ähnlich, als einem rechtlichen, ehrbaren Bürger. Dennoch hatte er sich Krug um Krug geben lassen und Alles baar bezahlt, so daß der Wirth keine Ursache zu haben glaubte, ihn aus seiner Ecke zu vertreiben. Willibald beachtete ihn Anfangs nicht besonders, indem er ihn für einen der vielen Lumpen hielt, die damals unter dem Vorwand einer Anwartschaft auf den geistlichen Stand das Land durchzogen; allein gleich nachher trat Veit Hornberger hart auf ihn zu und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr.

„Was,“ entgegnete Willibald eben so leise, „das soll der Kanzler des Grafen Eberhard, des Bruders meines Herrn, sein?“

„Es ist derselbe, der bei der Hinrichtung des Peter von Hagenbach die kleine Marie ausgeliefert verlangte, darauf kann ich einen heiligen Eid schwören,“ war die Gegenantwort.

Willibald betrachtete sich den Mann nun doch genauer, konnte sich aber seiner durchaus nicht mehr erinnern, da er damals noch gar jung gewesen war und bei jenem schrecklichen Auftritt in Breisach sein Augenmerk mehr auf die jugendliche Tochter des Hagenbach, denn auf die übrigen Vorkommnisse und Personen gerichtet gehabt hatte. In dem-

selben Augenblicke jedoch näherte sich der Wirth dem Mann in der Ecke und fragte ihn laut, ob er Botschaft von Brügge erwarte, denn es halte draußen ein Reiter, der ohne Zweifel ihn zu sprechen verlange, da derselbe nach einem fahrenden Licentiatus gefragt habe. Der Mann fuhr wie aus schwerem Traume auf und folgte dem Wirthe auf dem Fuße. Kaum hatte er aber das Zimmer verlassen, so schlich sich Willibald ebenfalls leise hinaus und ging demselben von weitem nach. Vor dem Gasthause hielt ein Ritter hoch zu Rosse, sprang aber, als er des feisten Halbmönchs ansichtig wurde, alsbald herab und warf die Zügel einem Reitknechte zu, den er bei sich hatte.

„Du kommst spät“, sagte der Halbmönch. „Ich warte nun schon mehr als sechs Stunden.“

„Und hast deine Zeit gut angewandt, wie ich aus deinen wankenden Schritten ersehe,“ erwiederte der Andere. „Doch komm', laß uns ein Stück Wegs ins Freie gehen, so können wir ungestört sprechen. Die Wände haben Ohren, ist ein altes Sprüchwort, und dem Belauertwerden bin ich besonders abhold. Warte hier mit dem Pferde,“ setzte er zu dem Reitknecht gewandt hinzu, „bis ich zurückkomme.“

Dann nahm er den Halbmönch an der Hand und ging mit ihm langsam weiter, dem freien Felde zu, Willibald aber schlich ihnen leise nach, denn der fahrende Mönch war ihm verdächtig genug, seit er von Veit wußte, daß es der

verrufene Kanzler Holzinger sein sollte, von welchem ihm sein Herr, der Graf Heinrich, so viel erzählt hatte.

Sehen konnte er nicht viel, denn es war eine dunkle Nacht, und weder Mond noch Sterne leuchteten, sondern allein der Schnee, der Feld und Flur bedeckt hatte. Auch hören konnte er nicht Alles, weil er es nicht wagen durfte, sich allzusehr zu nähern; doch war der Halbmönch in einem zu aufgeregten Zustande, um den Ton seiner Stimme immer mäßigen zu können.

„Was, ohne Lösegeld frei?" rief die Stimme des Mönchs. „So wäre das ganze Geschäft ein vergebliches gewesen? Warum hat ihn auch der tollwüthige Karl damals nicht um einen Kopf kürzer machen lassen? Du mußt die Sache anders zu wenden suchen. Bedenke, mein Herr ist sein natürlicher Erbe und wir könnten das Einkommen von Mömpelgard gegenwärtig ausnehmend gut brauchen. Das darfst du aber nicht so verstehen, als ob wir es uns nicht etwas kosten ließen, die Sache in Ordnung zu bringen."

„Du weißt," entgegnete der Reiter in tiefem Tone; „Du weißt, daß ich einen Haß gegen ihn habe seit der Breisacher Geschichte; ich werde also im Staatsrathe morgen mein Möglichstes thun, die Freilassung zu verhindern. Aber wenn's nicht möglich ist, so tritt er seine Herrschaft wieder an, als wäre nichts geschehen, und dein Herr hat das Nachsehen. Das Beste wäre, wenn er eines schnellen Todes verstürbe, dann wären alle Hindernisse beseitigt."

Der Mönch lachte laut auf. „Du bist ein spaßhafter Kamerad," sagte er, „aber du weißt den Nagel auf den Kopf zu treffen. Wir wären dem ausnehmend dankbar, der seine Verschwindung aus der Welt in Gang brächte, ich meine, in Scene setzte, wie die neumodischen Liedersänger sagen. Was sagst du zu zwanzigtausend Gulden? Baar ausbezahlt bei Uebernahme der Grafschaft Mömpelgard, denn die Kammerjuden werden doch so viel drauf leihen. Ein hübscher Preis für einen Menschen, der durch dreijährige Gefangenschaft schon halb todt ist."

Weiter konnte Willibald nicht verstehen, denn die Antwort des Reiters war so leise, daß auch nicht ein Laut davon zu ihm herübertönte. Gleich darauf wandten die beiden Männer ihre Schritte um und der Jüngling mußte eilen, sich aus ihrem Bereich zu bringen, um sich nicht als Lauscher ertappen zu lassen. Ein Grausen überkam ihn, wenn er daran dachte, was hier für ein Garn gesponnen wurde. Auch konnte er sich nicht verhehlen, daß das beabsichtigte niederträchtige Spiel niemand Anderm gelten könne, als seinem Herrn, dem Grafen Heinrich. Wenn es aber so war, so hatte er umgekehrt wieder die Genugthuung, zu wissen, daß sein Herr frei werden sollte, oder wenigstens bestimmte Hoffnung dazu habe. Aber wie sollte er dem Schlage, den die zwei Bösewichte gegen Graf Heinrich im Schilde führten, zuvorkommen? Sollte er seinem Herrn, sobald dieser frei

war, den ganzen Handel entdecken? Durfte er dieß, da doch der eine der Schufte offenbar mit dem Bruder Graf Heinrichs in näherer Verbindung stand, ja sogar merken ließ, im Namen dieses Bruders zu handeln? Das waren Fragen, mit deren Lösung er nicht fertig werden konnte. So beschloß er denn, Alles der Zeit und den Umständen zu überlassen und für seine Person mit gedoppelter Vorsicht zu handeln, um die Absichten der zwei Niederträchtigen, obwohl er dieselben nicht näher kannte, wo möglich zu vereiteln. Jedenfalls wollte er die Gräfin Elisabeth nicht in das Geheimniß einweihen, damit sie nicht vielleicht vergeblich in Angst und Sorge gerathe. Nachdem er hierüber mit sich selbst einig geworden war, suchte er das Strohlager, welches ihm in der Schenke angewiesen war, auf, um sich bis zum andern Morgen den Armen des Schlummers zu überlassen.

Die Nacht sollte aber doch nicht ganz ungestört für ihn vorübergehen, sondern vielmehr gegen Morgen erwachte er plötzlich an dem Getrappel verschiedener Pferde, die vor dem Gasthause hielten. Es wurde an das Thor gepocht und Einlaß begehrt, und gleich darauf hörte man die Stimme des Wirths, der sich damit entschuldigte, daß sein Haus allzu überfüllt sei, um irgendwelche neue Gäste aufnehmen zu können.

„Nun, aber einen Schluck Wein kannst du uns doch geben," rief eine kräftige Stimme, „und unsern Pferden einen

Laib Brod. Wir sind die ganze Nacht geritten und Roß und Reiter bedürfen der Stärkung."

Der Wirth entfernte sich alsobald, um das Nöthige herbeizuschaffen. Gleich darauf ließ sich die Stimme desselben Mannes wieder hören, der vorhin mit dem Wirthe gesprochen hatte.

„Wahrhaftig, Herr Graf," sagte der Mann, „ich bin untröstlich, Euch so viel Anstrengung zumuthen zu müssen da ihr doch offenbar eines solchen Rittes nicht mehr gewohnt seid; allein, wenn wir hier kein Quartier erhalten, so bleibt uns nichts übrig, als vollends die Nacht durchzureiten; so sind wir desto bälder in Brügge."

„Ei, Herr Claude von Neuchatel," entgegnete nun eine andere Stimme, „Ihr haltet mich wohl für so schwach, wie ein Kind, und doch wollt' ich wetten, ich halte es noch länger im Sattel aus, als Ihr."

Die Stimme klang voll und heiter, und wie Willibald diesen Schall vernahm, sprang er mit gleichen Füßen von seinem Lager auf. In einer Sekunde war er angekleidet, und in einer andern Sekunde hatte er die Thürklinge in der Hand, um auf die Straße hinauszurennen. Aber plötzlich besann er sich eines Andern und er hielt wieder stille.

„Sie hat ihrer Mutter feierlich geloben müssen, den Grafen nicht zu sehen," sagte er leise vor sich hin, „nur unter dieser Bedingung gab die Frau Gräfin ihre Einwilli-

gung zu dieser Reise. Ich darf also nicht absichtlich eine Gelegenheit herbeiführen, dieses Gelöbniß zu brechen; ich muß mich bis morgen gedulden."

Er blieb also in der Schenke innen, doch konnte er es sich nicht versagen, an das Fenster zu treten und zu horchen, ob er die geliebte Stimme nicht noch einmal vernehme. Nicht lange hernach öffnete sich die Thür leise und sein Name ward flüsternd gerufen. Im Augenblick stand er neben der Pforte.

„Seid Ihr's, Fräulein Elisabeth?" sagte er. „Es ist noch zu dunkel, Euch genau erkennen zu können. Aber, um Gott, was führt Euch so früh aus Eurem Gemache?"

„Wir wollen bald aufbrechen, Willibald," erwiederte sie verwirrt, und ein Glück für sie war's, daß der Tag kaum graute, so konnte man doch die glühende Röthe nicht gewahren, die auf ihren Wangen brannte. „Aber hast du nichts gehört? Ich meinte vorhin, ein Trupp Reiter halte vor der Herberge."

„Es sind ohne Zweifel Leute, die zur Huldigung nach Brügge reiten," entgegnete Willibald.

„Aber," fuhr das Fräulein stockend fort, „es war eine Stimme darunter, — eine Stimme, ich würde sie unter Tausenden erkennen, denn es war *seine* Stimme."

In diesem Augenblicke spornten die Reiter draußen ihre Pferde und ritten weiter. Jetzt erst riß Willibald ein Fenster auf und sah ihnen lange, lange nach.

„Ihr habt nicht unrecht gehört, Fräulein Elisabeth,“ sprach er dann. „Es war unser Herr Graf Heinrich von Mömpelgard. Wir kommen zu gelegener Zeit nach Brügge, denn es scheint dort ein Entscheid über das Loos des Herrn Grafen getroffen werden zu wollen.“

Schon eine halbe Stunde darauf waren sie auf der Weiterreise begriffen, und kamen auch ohne weitere Abenteuer zu guter Zeit in Brügge an. Um eine Herberge durften sie auch nicht in Verlegenheit sein, denn Fräulein Elisabeth hatte einen Brief an die Vorsteherin eines Klosters der barmherzigen Schwestern, welches ihnen alsobald seine gastliche Thüre öffnete. Nachdem sie sich nun hier von den Reisestrapatzen erholt hatten, machte sich Willibald auf den Weg nach der Stadt, um daselbst einen Herrn aufzusuchen, an den ihm der Vogt Marquardt von Stein ein Empfehlungsschreiben mitgegeben hatte. Derselbige Herr sollte nehmlich die Audienz des Fräuleins Elisabeth bei der Herzogin vermitteln, allein so große Mühe sich auch der junge Mann gab, den Herrn zu erkunden, so wollte es ihm doch nicht gelingen. Von einem Palast ward er in den andern gewiesen und der Tag neigte sich zum Ende, ohne daß er seinen Zweck erreicht hätte. Es war aber auch kein Wunder, denn die gesammte Stadt Brügge war voller Geschäftigkeit und Eile wegen der Vorbereitungen zu der morgenden Feierlichkeit, und Niemand wollte dem Jüngling Rede stehen. Voller Verzweiflung war er eben im Begriffe, sich wieder in

das Kloster zurückzubegeben und schritt gerade über den freien Platz vor der herzoglichen Burg, da sah er am Portale einen Ritter stehen, welcher sich nach Jemanden umzusehen schien. Er erkannte in demselben den Herrn Olivier de la Marche, der ihm noch gar wohl im Gedächtnisse stand, und wie der Blitz schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, durch diesen die Wohnung des Ritters Claude von Neuchatel zu erfragen, welcher, wie ihm in der Nacht vorher kund geworden war, seinen Herrn, den Grafen Heinrich nach Brügge geleitet hatte. So näherte er sich denn dem Herrn Olivier ehrfurchtsvollst, und auch dieser richtete nun sein Augenmerk auf ihn und erkannte ihn auf der Stelle.

„Nur näher, mein Junge, ohne Furcht," rief der Ritter, ihm freundlich zuwinkend. „Ich bin kein Feind des tapferen Herrn, deines Grafen, sondern vielmehr einer von denen, die innigen Antheil an seinem Geschick nehmen. Hast du vielleicht ein Begehr hier im Schlosse?

„Ach, edler Herr," erwiederte Willibald, „ich suche den ganzen Tag nach einem hohen Schloßbeamten, der meiner edlen Gebieterin, dem Freifräulein Elisabeth von Bitsch, Zutritt zu der Herzogin verschaffe. Sie hat ein dringend Anliegen und möchte sich der hohen Herrin mit einem Bittgesuch zu Füßen werfen."

Geduldig hörte ihn der Ritter an; je länger aber der Jüngling sprach und den Zweck ihrer Reise auseinandersetzte, um so aufmerksamer wurde Herr Olivier.

„Das ist eine Fügung vom Himmel, daß du mich hier treffen mußtest," rief er endlich. „In einer Stunde ist Sitzung des Staatsrathes im Schlosse, um das Geschick deines Herrn zu entscheiden. Er hat viele und mächtige Feinde, und darunter sind sogar solche, von denen man eher das Gegentheil hätte erwarten sollen. Es thut daher sehr Noth, daß das Häuflein seiner Freunde einen Zuwachs erhalte. So mich aber meine Kenntniß des menschlichen Herzens nicht täuscht, so wird eine Frauenbitte von größerem Einfluß auf die Willensentscheidung Mariens von Burgund sein, denn alle Rathschläge graubärtiger Ritter. Darum eile schnell zu der edlen Elisabeth von Bitsch; bringe sie hieher und benachrichtige mich alsobald von ihrer Ankunft. Komm', ich will dir das Gemach zeigen, wo Ihr mich erwarten sollt, und zugleich die Wachen anweisen, Euch einzulassen."

Willibald flog mehr, als er ging. Endlich leuchtete ihm doch ein Hoffnungsstrahl! Es dauerte auch keine Stunde, so stand er schon mit seiner Gebieterin in dem Gemach, das ihm von Herrn Olivier bezeichnet worden war. Fräulein Elisabeth von Bitsch war in ihren Schleier dicht verhüllt, aber man sah es an dem Zittern ihres Körpers und an dem Wogen ihres Busens, wie mächtig bewegt ihr Inneres war. Ein Diener bedeutete sie, sich ganz stille zu verhalten, denn die Sitzung des Geheimerathes, in welchem Marie von Burgund selbst den Vorsitz führte, wurde in einem anstoßenden

Saale gehalten, von dem bald lautere, bald leisere Stimmen herübertönten. Der Diener war fortgegangen, um den Ritter Olivier von ihrer Ankunft zu unterrichten. Sie mußten aber lange warten, bis dieser selbst erschien, und je länger dieser ungewisse Zustand dauerte, um so ängstlicher schlugen ihre Herzen. Sollte doch in diesem Staatsrathe das Loos des Grafen Heinrich von Württemberg endgültig entschieden werden! Die Wagschaale für und gegen seine Freilassung schien lange zu schwanken, und besonders war es offenbar Ein Mitglied des hohen Rathes, das gegen dieselbe sprach, denn man hörte seine rauhe und heftige Stimme gar oft ertönen, wenn man auch die Worte nicht verstand, die er sprach. Williba erkannte diese Stimme augenblicklich wieder, sie gehörte dem Ritter an, dessen geheime Unterredung mit dem Halbmönche er heute Nacht belauscht hatte!

Jetzt endlich erschien Olivier de la Marche und winkte ihnen, ihm zu folgen. Sie traten in ein hohes, weites Gemach, worin etwa zehn Herren in feierlicher Stille um einen Tisch in einem Halbkreise saßen. Oben an dem Tische befand sich ein erhöhter Stuhl, eine Art Thronsessel mit einem Baldachin, welchen eine noch sehr junge Dame, die einen Hermelinmantel trug und auf deren Haupt ein Diadem blitzte, eingenommen hatte. Die Herren erhoben sich alle von ihren Sitzen, als Elisabeth von Bitsch eintrat, und geführt von Ritter Olivier, schritt diese langsam dem Thronsessel zu, auf

dessen unterster Stufe sie sich auf ihre Kniee niederließ. Dann schlug sie ihren Schleier zurück und zeigte ein so traurig und thränenvolles Gesicht, daß die Herzogin unwillkürlich davon ergriffen wurde.

„Stehe auf, Mädchen," sagte sie wohlwollend. „Trage deine Bitte sonder Scheu und Angst vor. Man sagte mir, du kommest in Sachen jenes armen Grafen von Mömpelgard, der nun schon mehr als zwei Jahre gefangen gehalten wurde."

„Gnade, hohe Herrin," flehte Elisabeth mit zusammengefalteten Händen, „übt Gnade gegen den edlen Grafen von Württemberg. Gewiß, er ist unschuldig gefangen, und wenn er sich auch gegen Euern verstorbenen Herrn Vater vergangen hätte, so hat er sicherlich durch ein so langes und hartes Gefängniß genug gebüßt. Oh, laßt mich nicht vergeblich flehen, Man sagt ja, Ihr habt ein gar wohlwollend und herzlich Gemüth!"

„Du bist wohl die Verlobte jenes Grafen, dessen du dich so warm annimmst?" erwiederte die Herzogin nicht ohne ein gütiges Lächeln in ihrer Miene.

„Nein, hohe Herrin," entgegnete Elisabeth, indem plötzlich ihre bisherige Bläße einer hohen Röthe Platz machte. „Der Herr Graf von Württemberg hat sich der Kirche anvertraut, und ich habe ebenfalls gelobt, mein Leben dem Dienste der leidenden Menschheit zu widmen. Ich bin in den Orden der barmherzigen Schwestern getreten."

„So ist also deine Bitte nicht aus Eigennutz hervorgegangen und verdient um so mehr Berücksichtigung,“ sprach die Herzogin, sich mit Würde erhebend. „Meine Herren, ich habe mich entschlossen. Der Mann, für den hier in diesem Saale von vielen meiner vertrautesten Räthe so gewichtige Worte gesprochen worden sind, und für den dieses Mädchen, die eine Verlobte Gottes ist, halb Frankreich und Deutschland durchreiste, der Mann kann kein Verbrecher sein. Gott aber behüte mich, daß ich seine Gefangenschaft zu eigennützigen Zwecken und zur Erwerbung einer Grafschaft benütze, die mir nicht gehört. Mein Erb' an Land und Leuten ist so groß und mächtig, daß ich mich doppelt hüten muß, es durch Hinzufügung von unrecht Gut zu beeinträchtigen. Darum befehle ich, daß Graf Heinrich von Mömpelgard ohne irgend ein Beding oder Klausel in Freiheit gesetzt werde. Nur schwöre er, daß er wegen seiner langen Gefangenschaft an Niemanden Rache nehmen oder Entschädigung fordern wolle. Herr Ritter Olivier de la Marche, Euch beauftrage ich, meinen Befehl alsbald in Vollzug zu setzen, denn der Graf ist doch, wie ich angeordnet, von Luxemburg hierher gebracht worden?“

„Er ist hier ganz in der Nähe unter der Aufsicht des Ritters Claude de Neuchatel,“ erwiederte Olivier de la Marche.

„So bringt ihn hieher,“ rief die Herzogin, „daß er seine Befreiung aus dem Munde seiner schönen Fürbitterin selbst vernehme.“

„Um Gott, hohe Frau,“ flehte Elisabeth, noch höher erglühend. „Wollet erlauben, daß ich mich vorher entferne. Habt Dank, edle Herzogin, für Euer Mitleid und Eure Güte. Des Himmels Segen möge Euch dafür zu Theil werden. Nur verlanget nicht, daß ich bei der Audienz zugegen sei; denn wahrlich, ich könnte dieß Wiedersehen nicht ertragen.“

„Steht es so mit dir, armes Mädchen?“ versetzte Marie von Burgund in leisem, mitleidigen Tone, indem sie zugleich der Bittstellerin einen Wink gab, sich von ihren Knieen zu erheben. „Du glaubst dein Herz zu verrathen, wenn du den Grafen wiedersiehst? So gehe nur, und möge es dir leicht werden, dein Schicksal zu tragen!“

Mit diesen Worten reichte sie dem Fräulein die Hand zum Kusse und unter einer tiefen Verbeugung zog sich Elisabeth zurück, um so schnell als möglich das Kloster, in dem sie abgestiegen war, wieder zu erreichen. Willibald schickte sich an, sie zu begleiten, aber sie duldete es nicht.

„Bleibe nur hier, mein treuer Knappe,“ sagte sie mit einem schwachen Lächeln. „Dein Herz zittert darnach, deinen Herrn wieder zu sehen, und Gott behüte mich, dir diese Freude zu rauben. Mein alter Veit ist mir des Schutzes genug.“

So blieb Willibald und man sah ihm an, daß Elisabeth nicht Unrecht hatte, als sie sagte, sein Herz zittere vor Erregung und Freude. Er sollte ja seinen Herrn, der ihm Bru-

der, Vater und Beschützer in Einer Person war, wieder sehen, und in Freiheit sehen!

Auf einen Wink der Herzogin hatte sich der Ritter Olivier entfernt, den Grafen herbeizuholen, damit er die verlangte Urphede beschwöre, ehe denn er freigelassen werde. Vorher aber war, Allen unbemerkt, Graf Oßwald von Thierstein, derjenige unter den Räthen der Herzogin, welcher der Freilassung Heinrichs von Mömpelgard am meisten entgegen gearbeitet hatte, aus dem Saale geschlichen. Plötzlich hörte man einen heftigen Tumult. Schwerter klirrten und wirre Stimmen riefen durcheinander. Zugleich stürzte ein Diener herein und schrie voll Entsetzen: „der Graf von Thierstein hat den Grafen Heinrich von Württemberg erstochen.“ Nun ließ sich Willibald durch keine Rücksichten mehr halten. Mit einem Satze hatte er die Thüre erreicht, aber wie er diese aufriß, trat ihm Graf Heinrich selbst lebend und gesund entgegen; nur aus einer kleinen Armwunde tröpfelte Blut herab. Hinter dem Grafen kam der Ritter Claude von Neuchatel, der den Grafen Thierstein, welchem die Arme gefesselt waren, mehr mit sich schleppte, als führte, und ein halbes Dutzend von Gewappneten schloß den Zug.

„Was hat das zu bedeuten, Ihr Herren?“ frug Marie von Burgund, sich mit Hoheit auf ihrem Throne erhebend. „Sprecht, Herr Claude von Neuchatel, was ist der Grund dieses schrecklichen Auftritts?“

„Gnädigste Frau,“ erwiederte der Ritter, „ich bin eben

so erstaunt und verwirrt als Ihr. Wir warteten des Befehls, vor Eurer Hoheit zu erscheinen, und eben überbrachte Olivier de la Marche Eure Botschaft, als sich Graf Oßwald wie ein Wüthender auf den Grafen von Mömpelgard stürzte und ihn ohne Zweifel erstochen haben würde, wenn der Graf seinem Dolche nicht durch eine geschickte Wendung entgangen wäre, so daß ihm nur der Arm gestreift wurde. Wir warfen uns natürlich auf den Meuchelmörder, und hatten auch leichte Mühe, ihn zu bändigen, denn Graf Heinrich ist etwas derb mit ihm umgesprungen und hat ihm, glaub' ich, den Arm oder das Gelenk gebrochen, als er ihm den Dolch aus der Hand rang."

„Elender," rief die Herzogin dem gefesselten Manne zu, „was bewog dich zu dieser frevelhaften That?

Doch Graf Oßwald von Thierstein schwieg verstockt, und auch Keiner der übrigen Anwesenden konnte das Motiv zu diesem Meuchelmordsversuche genügend angeben. Da trat Willibald von Sperbersec vor und beugte ein Knie vor der Herzogin.

„So Ihr es erlaubt, hohe Herrin," sprach er, „so möchte ich wohl den Grund dieser niederträchtigen Handlung anzugeben vermögen. Ich sah den Mann vergangene Nacht und belauschte sein Zwiegespräch mit einem Andern, der ein weggejagter Mönch ist und sich anmaßt, in den Diensten eines hohen Herrn zu stehen, der gewißlich solchem Treiben fremd ist. Die beiden Männer nun schmiedeten einen Plan, den

Grafen Heinrich von Württemberg und Mömpelgard aus dem Wege zu räumen, und der Mönch versprach dem hier Verhafteten die Summe von zwanzigtausend Gulden und noch andere Vortheile für solche That. Das hab' ich mit meinen eigenen Ohren gehört, und den Mann gleich wieder erkannt, als ich ihn vorhin sprechen hörte."

„Also ein gedungener Meuchelmörder?" zürnte die Herzogin. „Fort mit ihm ins Gefängniß, und Euch, Olivier de la Marche, beauftrage ich, den Mönch aufzusuchen, von dem der junge Mann hier gesprochen. Zeigt sich dessen Aussage als eine wahre, so soll auch dieser Mittheilhaber an dem Verbrechen seiner Strafe nicht entgehen."

Unterdessen hatte Graf Heinrich in wenigen Worten das Nähere von Willibald vernommen und daraus ersehen, daß der Halbmönch kein Anderer sein könne, als der Doctor Holzinger, welcher sich den Kanzler des Grafen Eberhard des Jüngeren nannte. Ein schmerzliches Gefühl durchzuckte ihn, als er an die Möglichkeit dachte, daß sein eigener Bruder ihm nach dem Leben trachte. Doch nur einen Moment hegte er diesen Gedanken, im nächsten Augenblicke verwarf er ihn wieder als ein Truggespenst der Hölle. Ohne Zweifel war der ganze ruchlose Plan nur allein im Gehirn Holzingers entstanden, über dessen frevelhaftes Beginnen schon so oft in Württemberg Klage erhoben worden war. Aber wenn nun Holzinger gefangen würde und sich erkühnte, den Namen des Grafen

Eberhard in diese Sache zu mischen, mußte nicht dadurch ein böser Schein auf den Letzteren fallen? „Soll und darf ich," so überlegte Graf Heinrich, die Ehre meines Bruders also aufs Spiel setzen?" Nein, dieß durfte unter keiner Bedingung geschehen, und somit war er im Augenblick entschlossen, was er zu thun habe.

„Durchlauchtigste Hoheit," sprach er, sich tief vor Marie von Burgund verneigend, „ich kenne den Mönch, mit welchem Graf Oßwald sich gegen mich verschworen hat. Es ist ein Elender, der einst in Diensten meines Bruders stand, welcher ihn aber auf meinen Rath schon längst mit Schmach entließ. Daher der Haß dieses Erbärmlichen gegen mich. Aber glaubt mir, Ihr werdet ihn nicht fahen, denn er ist eben so feig als schlecht, und hat sich ohne Zweifel längst aus dem Staube gemacht. Ueberlaßt also mir seine Bestrafung, für die ich schon Sorge tragen werde. Auch für den Grafen Oßwald von Thierstein hier flehe ich Euch demüthig um Gnade an. Ihr habt mir kund thun lassen, daß meine Gefangenschaft von heute an ein Ende habe, und daß ich wieder frei und ungehindert über meine Person und mein Eigenthum verfügen könnte. Sollte mir nun die Freude dieses Tages dadurch vergällt werden, daß ein Mensch meinetwegen ins Gefängniß geworfen würde, um vielleicht der Todesstrafe entgegenzugehen? Gewährt mir daher meine Bitte, durchlauchtigste Hoheit, und begnadiget den Grafen, welcher sicherlich, von

dem elenden Mönche verführt, seine That jetzt aufs Tiefste bereut.“

„Ihr seid ein großmüthiger und hochherziger Mann,“ erwiederte die Herzogin nach einigem Besinnen, und nachdem sie mit einigen Räthen leise Rücksprache genommen hatte. „Es sei, wie Ihr es begehret. Geht, Graf Oßwald von Thierstein, Ihr seid frei und Eurer Haft ledig. Aber ich entlasse Euch hiemit aus meinen Diensten und befehle Euch, auf meinem Gebiete Euch nicht mehr treffen zu lassen. In einer Stunde müßt Ihr Brügge verlassen haben, und so Ihr eine dieser Bestimmungen verletzt, so soll diese Begnadigung als nicht geschehen angesehen werden und Ihr werdet den Tod eines Meuchelmörders sterben. Fort, aus meinen Augen, Ihr erbärmlicher Bösewicht!“

So endete diese Scene und gleich darauf ward auch Graf Heinrich entlassen, nachdem er die begehrte Urphede geschworen hatte. Schon eine Stunde darauf saß er hoch zu Rosse, im Begriffe nach Stuttgart zu reiten, ein so freier Mann als er je einer gewesen war. Und doch zeigte sein Gesicht nicht jene Heiterkeit und Lust, welche man nach so langer Gefangenschaft darauf zu sehen hätte erwarten können. Kaum hatte er nehmlich seine Befreiung erlangt und dabei erfahren, auf welche Weise und durch wessen Fürbitte sie bewerkstelligt worden sei, so konnte ihn Nichts abhalten, in größter Hast dem Kloster zuzueilen, in welchem Fräulein Elisabeth

von Bitsch abgestiegen war. Aber so sehr er auch eilte, so kam er doch zu spät. Sie, die er suchte, war bereits abgereist, nur in Begleitung ihres alten Dieners Veit Hornberger. Wohin sie aber gereist sei, das konnte er trotz alles stürmischen Fragens nicht erfahren; denn die Nonnen konnten oder wollten es nicht sagen. Nur Grüße hatte sie zurückgelassen, und ein Roß für Willibald, den sie ihrer Dienste enthob, damit er seinem alten Herrn von Neuem ein treuer Diener sei. „Das Roß ist zur Heimreise nach Stuttgart," sagten die Nonnen.

Graf Heinrich sah wohl, daß sie ihn nicht sprechen wollte, darum stand er auch bald von weiteren Versuchen, ihren Aufenthalt zu erkunden, ab. So trübe ihn aber auch im Anfang diese Nachricht stimmte, so erwachte doch bald wieder seine alte Herzensfreudigkeit.

„Ich bin recht undankbar," sagte er am Abend ihres ersten Reisetages zu Willibald, „undankbar gegen Gottes Allmacht und Allgüte. Ich gräme mich über die vergällte Hoffnung, dem Wesen, dessen Lieblichkeit tief in mein Herz geschrieben ist, nicht begegnen zu dürfen, und denke nicht daran, wie auch dieses Hemmniß vom obersten Lenker unserer Schicksale so wird angeordnet worden sein. Aber ich will diese irdische Liebe aus meinem Herzen reißen und nur noch Den darin wohnen lassen, der mich so sichtbarlich in meiner großen Todesgefahr beschützet hat. Und du, Willibald, du warst ein mäch-

tiges Werkzeug in den Händen Gottes. Mannhaft, kühn und ritterlich hast du gehandelt, und der kriegerische Burgunderherzog selbst mußte dir seine Achtung zollen."

Von jetzt an trübte sich sein Antlitz nicht mehr; es war aber nicht laute und lärmende Lustigkeit, die ihn beseelte, sondern vielmehr jene stille Heiterkeit, welche stets im Gefolge der Gottergebenheit ist. Auf dieser Reise faßte er auch den Entschluß, den Herrlichkeiten dieser Welt für immer zu entsagen, sein Anrecht auf den Bischofssitz zu Mainz aufzugeben und in einen jener tapferen Ritterorden zu treten, welche die Pflichten der Entsagungen des Mönchslebens mit dem kriegerischen Verhalten des Adeligen und Ritters zu verbinden wußten. Vorher aber wollte er seine Rechnung mit Württemberg abschließen.

Am zweiundzwanzigsten Januar ritt er in Stuttgart ein. Sein ganzes Gefolge war Willibald von Sperberseck. Dessenungeachtet hielt ihn Graf Eberhard im Bart so hoch, daß er, sobald er von seiner Ankunft Kunde erhielt, alsogleich zu ihm nach Stuttgart ritt, um der Erste zu sein, der ihn für sein mannhaftes Benehmen und seine mehr als menschliche Standhaftigkeit auf dem Berge Lacrotte begrüße.

Sechstes Capitel.

Das Wiedersehen.

Fast sieben Jahre waren seit den letzten Ereignissen vorübergegangen, sieben lange Jahre, und doch so kurz, nun sie vorüber waren! Gar Vieles hatte sich seither in Württemberg anders gestaltet, und nicht bloß mit den Menschen, sondern auch in denselben waren große Veränderungen vorgegangen.

Was zuerst den Grafen Heinrich von Mömpelgard betrifft, so war er seither aus einem freien Mann in einen Diener Gottes verwandelt worden, denn er hatte sich in seinem Vorsatz, den er nach seiner Befreiung gefaßt, in dem Vorsatze nehmlich, von nun an sein Leben dem Herrn zu weihen und das Gelübde des Rittermönchs abzulegen, durchaus nicht irren lassen, so sehr ihm auch sein Vetter Graf Eberhard im Bart davon abredete.

„Sprich mir nicht vom ehelichen Stande, mein lieber Vetter," erwiederte Graf Heinrich auf alle solche Zusprachen. „Als der Scharfrichter mit dem bloßen Schwerte auf dem

Krauttenberge hinter mir stand und ich in der nächsten Sekunde den tödtlichen Hieb zu empfangen gewärtig war, da hab' ich meine Rechnung mit dieser Welt abgeschlossen. So laß mir denn meinen Willen und such' mich nicht von meinem frommen Vorsatz abzubringen. Mir lebt in Straßburg ein Freund, Herr Nicolaus von Baden, der ist Commenthur des tapferen Johanniterordens, welcher in jener Stadt ein großes Haus, die Commende zum grünen Wörth, eignet. Zu ihm will ich reiten und mich als Bruder des Ordens einschreiben lassen. Zuvor aber gedenke ich, meine Angelegenheiten hier zu ordnen, daß Alles sonder Streit und Zwietracht zwischen dir und meinem Bruder abgehe."

Hiebei blieb er und ließ sich nicht davon abbringen. Bald kam er auch mit seinem Bruder, dem Grafen Eberhard dem Jüngern, dahin überein, diesem die Grafschaft Mömpelgard abzutreten, nur allein mit dem Beding, daß ihm die Herrschaft Reichenweiher mit Horburg verbleibe, nebst einem ordentlichen Jahrgehalte. Dessen war Eberhard der Jüngere über die Maßen froh und versprach Alles, was man von ihm begehrte. Zuvor schon hatte er sich hoch und theuer vermessen, daß all' die Niederträchtigkeiten, so sein Kanzler Doktor Holzinger zu begehen versucht habe, nur allein von diesem ausgegangen seien, ohne sein Wissen und Zuthun, ja, ganz gegen seinen Willen und seine Absicht. Auch bethätigte er diese seine Sprache dadurch, daß er den Holzinger und andere Kameraden

ähnlichen Schlages, welche bis jetzt seine Vertraute gewesen, von sich that und aus seiner Nähe verbannte. Ja, er ging sogar so weit, sich mit seiner Gemahlin, der Brandenburgerin, wie er sie nannte, zu versöhnen, und sie an sein Hoflager zu ziehen, oder vielmehr mit ihr in Nürtingen, wo sie ihr Hoflager aufgeschlagen hatte, zusammenzuleben. Eine größere Freude hätte er dem Grafen Heinrich nicht bereiten können, und als dieser Alles so wohl geordnet sah und Lust hatte, sein eigen Haus in Mömpelgard so bald thunlich aufzugeben, um sich in den grünen Wörth nach Straßburg zurückzuziehen, so übergab er sein Mündel, die junge Marie von Hagenbach und Hornberg, seinem Bruder, jedoch unter der Bedingung, daß sie stets bis zu ihrer Verheirathung bei Frau Elisabeth von Brandenburg, der Gemahlin Eberhards des Jüngern, verbleibe und von dieser erzogen werde. Er ritt sogar selbst nach Nürtingen, und sprach deßhalb mit Frau Elisabeth, und diese säumte nicht in der Gutmüthigkeit ihres Herzens zu versprechen, Mutterstelle an der armen Waise zu vertreten, um so mehr, als diese blos arm in gewisser Beziehung, nehmlich wegen des Verlustes ihrer Eltern, sonst aber eine gar reiche Erbin an Geld und Gut zu nennen war. Feierlichst gab Graf Eberhard der Jüngere seinen Handschlag darauf, die junge Marie stets ehrbar zu halten und ihr nie Zwang anzuthun, wenn die Zeit komme, wo sie sich zu vermählen gedenke.

Nachdem er nun so Alles zu seiner Zufriedenheit geordnet und den Grafen Eberhard im Bart, zu welchem er ein besonderes Zutrauen empfand, bewogen hatte, ein wachsam Auge über die Ausführung seiner Verträge zu halten, ritt er ins Elsaß und legte das Gelübde als Mitglied des Johanniterordens zum grünen Wörth in Straßburg ab. Seinen Schützling aber, Willibald von Sperberseck, behielt er bei sich als seinen Knappen, um ihn vollends zu einem tapfern Ritter zu erziehen und auszubilden.

Mit weit geringerer Consequenz verfuhr Eberhard der Jüngere, der Bruder Heinrichs von Mömpelgard. Eine Zeitlang zwar hielt er sein Wort, und es schien sogar, als wäre er von einem ganz andern Geiste beseelt, denn er zuvor gezeigt hatte. Allein bald übermannte ihn der alte Leichtsinn wieder, und die Lust zu jagen und zu hofiren, zu tanzen und zu bankettiren, zu lieben und zu pokuliren, kehrte mit gedoppelter Gewalt zurück. Seiner Gemahlin ward er in wenigen Monden schon satt, und seine geliebte Sängerin, Barbara Hafner, bezog wieder das kleine versteckte Häuschen in Kirchheim, von dem wir schon oben gesprochen haben. Auch den verbannten Holzinger berief er zurück, und dieser mit dem jungen Hans von Stetten, nebst dem Grafen von Thierstein und dessen Beihälterin der früheren Gräfin von Thengen und nachher verehelichten Hagenbach, bildeten hier seine vertraute Geheimwirthschaft, von der man sich im Munde des Volks

gar wundersame Dinge erzählte. Als aber nun Graf Ulrich der Vielgeliebte, sein Vater, der schon lange kränklich und gebrechlich war, im Jahre 1480 vollends mit Tod abging und ihm die Herrschaft über den Stuttgarter Theil von Württemberg unbeschränkt überließ, da wurde das Uebel und die Tollwirthschaft mit jedem Tage ärger. Von allen Seiten liefen Klagen wegen Erpressung und Mißhandlung ein, und wenn deren gar zu viele sich häuften, so ritt der Urheber derselben außer Landes und vergnügte sich in Ulm, Regensburg und Landshut, oder in Baden, Heidelberg und Würzburg auf eine so außergewöhnlich tolle und verschwenderische Art, daß er in ganz Süddeutschland im Munde Aller war.

Wo ein Fest, ein Gelage, ein Ritterspiel gehalten wurde, da war er obenan. Das Geld mochte herkommen wo es wollte, er wußte es sich zu verschaffen, freilich meist nur mit gedoppelten Zinsen oder sonstigen schweren Bedingungen, zu großem Unheil des Landes. Es war deßhalb ein tiefes Seufzen in dem Theile Württembergs, der dem jüngeren Eberhard angehörte, und es schien Vielen, daß es so in die Länge nicht mehr auszuhalten sei. Die Unterthanen fingen allmählig an, aufsätzig zu werden, und die Ritter und Prälaten machten sich mit dem Gedanken vertraut, solches Joch abzuschütteln. Mit Sehnsucht und Neid sah Jedermann auf den andern Theil des Vaterlandes, welcher vom Grafen Eberhard, dem Aelteren, verwaltet wurde, denn dort lebte auch

der Geringste in Ruhe und Zufriedenheit und Keinem ward sein Recht vorenthalten. Dachte doch Eberhard im Bart nur daran, wie er den Ruhm seines Landes erhöhen, und das Glück seiner Unterthanen vermehren könne! Fand er doch nur hierin allein sein eigen Glück, nicht aber in Verschwendung und Schwelgerei, in Großthuerei und Liederlichkeit, wie sein Vetter, der Graf Eberhard der Jüngere!

Bei solcher Art zu Regieren war's natürlich, daß der Aeltere der beiden Namensbrüder bei seinem ganzen Volke hoch beliebt, und bei Kirche und Reich hochgeachtet und geehrt war, wie solches auch seine Werke und Stiftungen, als z. B. die Gründung der Universität Tübingen, nicht anders erwarten ließen. Bei einer Vergleichung des Thun und Treibens der beiden Fürsten mit einander konnte es also gar nicht fehlen, daß der Haß und die Verachtung gegen Eberhard den Jüngern mit jedem Tage stiegen und diesem das Regieren endlich selbst entleidet machen mußten. Dazu kam noch, daß seine schöne Sängerin, die Barbara Hafner, immer mehr in ihn drang, seine Zeit, statt den langweiligen Regierungsgeschäften, lieber der Lust und Freude ganz und gar zu widmen. Besonders verhaßt war ihr der Aufenthalt im Lande Württemberg, weil sie sich hier immer hintangesetzt fühlte. Galt sie in Stuttgart doch nur als Kebsweib, weil die rechtmäßige Gemahlin in Nürtingen lebte! So kam es endlich durch diese und andere Gründe so weit, daß der Lieblingsplan

Eberhard des Aelteren in Erfüllung ging, und das getheilte Württemberg wieder unter Einem Herrn und Regenten vereinigt wurde. Man nennt diese Einigung den Münsinger Vertrag, der im Dezember 1482 zu Stande kam. Eberhard der Jüngere ließ sich zu Vollziehung desselben um so eher herbei, weil ihm sein Vetter in demselben, außer einer für damalige Zeiten starken Pension von achttausend Gulden, noch die Städte Kirchheim, Nürtingen, Owen und Weilheim überließ, nebst verschiedenen anderen Gerechtsamen, die noch weit mehr werth waren. Der Hauptinhalt des Vertrags bestand einfach darin, daß Graf Eberhard der Jüngere die Regierung gänzlich aufgab und seine Lande an Eberhard den Aeltern abtrat.“ Württemberg sollte von nun an ungetheilt bleiben und immer an den ältesten Grafen von Württemberg sich vererben, dagegen aber für dießmal ausnahmsweise an Eberhard den Jüngern fallen, wenn Eberhard der Aeltere mit Tod abginge, und zwar auch wenn dieser Letztere rechtmäßige Söhne bekäme.“ — Residiren und wohnen durften beide Grafen im Residenzschlosse zu Stuttgart, allein Eberhard der Jüngere machte wenig oder gar keinen Gebrauch von dieser Erlaubniß, sondern ritt nunmehr mit seinen wenigen Vertrauten und seinen lieben Genossinnen von einer Lustbarkeit zur andern, und hatte keinen Kummer mehr, als den, daß sein Geld nie zureichen wollte. Er hatte deßhalb schon vom ersten Jahre an Streit mit seinem Vetter, dem nunmehrigen

Alleinregenten von Württemberg, und begehrte Aufbesserung und Vergrößerung seiner Pension. Regieren wollte er nicht mehr, aber das Einkommen von ganz Württemberg wäre ihm nicht zu viel gewesen, um es mit seiner Zuhälterin und dem Schmarotzergesindel, das ihn umgab, zu verprassen. Den Grafen Eberhard im Bart kümmerten aber solche Anforderungen wenig. Er hielt, was er versprochen hatte, und zwar ganz dem Buchstaben und Geist des Vertrags gemäß; zu Mehrerem aber wollte und konnte er sich nicht verstehen, da er der Wunden ohnehin genug zu heilen hatte, Wunden, die noch von dem Regimente des Grafen Eberhard des Jüngern herrührten.

Also stand es zum Neujahr 1484 im Lande Württemberg, und mit dem auf das heilige Neujahrsfest folgenden Tage nehmen wir den Faden unserer Erzählung wieder auf.

Es war ein kalter, aber sonnebeschienener, Geist und Körper erfrischender Januarmorgen, als zwei Ritter auf der Heerstraße, die von Tübingen nach Nürtingen, einem freundlichen Städtchen am Fuße der Alp, hinführt, rasch dahin trabten. Ihr Gefolge war klein, denn es bestand nur aus zwei Reisigen, die sich in ehrerbietiger Ferne zurückhielten.

„Siehst du, Willibald,“ sagte der Eine der beiden Ritter, ein starker, kräftiger Mann von fünf- bis sechsunddreißig Jahren, auf dessen gebräunter Wange die Fülle der Gesundheit thronte und dessen Schultern ein brauner Mantel mit einem

großen weißen Kreuze bedeckte, „siehst du, Willibald, den hohen Thurm dort oben herüberglänzen? Das ist Hohenurach, die alte württembergische Stammburg. Und hier links die mächtigen Zinnen? Das ist der Hohenneuffen, ein anderes festes Bollwerk unseres gar schönen und liebwerthen Heimathlandes. Allüberall, wo wir hinschauen, nichts als stolze Burgen auf hohen, mächtigen Bergspitzen, und darunter gesegnete Fluren, freundliche Städtchen und Dörfer mit fleißigen, friedlichen, glücklichen Bewohnern! Oh, es ist doch ein herrliches Land, das Land, in dem wir geboren und erzogen wurden, und Nichts kann die Liebe, die wir von der Wiege an zu ihm hegten, uns ersetzen."

Er hielt einen Augenblick still, da sie gerade auf einer Anhöhe angelangt waren, von der man eine herrliche Fernsicht rings herum auf Berg und Thal hatte. Es glänzte Alles gar prächtig im glitzernden Sonnenschein, denn es war ein frischer Schnee gefallen, der die ganze Gegend wie mit einem Kristallüberzug versilberte. Der jüngere Gefährte, den er mit dem Namen Willibald angeredet hatte, und der ein gar prächtiger Jüngling von vier- bis fünfundzwanzig Jahren war, erwiederte nichts, aber um so heller und freudiger leuchtete sein Auge, als er es über die weite Umgebung hinschweifen ließ. Man sah es ihm an, daß sein Herz im Innern vor Lust und Leben pochte, und daß er vor lauter Seligkeit kein Wort zu erwiedern vermochte.

„Wir sind seit den sieben Jahren, da wir die Heimath nicht mehr betreten haben, weit herumgekommen in der Welt," fuhr der Aeltere in seiner heiteren und doch sinnigen Weise fort; „wir haben den ganzen Norden besehen und manch' Abentheuer und manch' Schlachtgewühl mitgemacht. Viel Fröhliches und auch manch Trauriges haben wir erlebt, und der Tag vor Lübeck, wo du deine Rittersporen verdientest, schien uns Beiden der zu sein, den kein anderer an Glück und Befriedigung überbieten könne. Und doch war mein Herz damals nicht so sonderbar bewegt, wie heute, und doch fühl' ich mich heute fast aufgeregter als damals! Es ist mir, als hätte sich Lust und Wehmuth bei mir gepaart und stimmten nun ein Duett in meinem Innern an, für dessen Sprache ich keinen Ausdruck habe."

Thränen standen ihm in den Augen, als er so sprach; aber nicht er allein war so bewegt, sondern auch über seines Gefährten Wangen liefen die hellen Zähren, obwohl sein Mund lachte und sein Auge fröhlich darein schaute.

„Eler Herr," erwiederte der Jüngling, „damals waren wir in der Fremde, und nun sind wir im Vaterlande."

Diese Worte waren so treuherzig und milde gesprochen, daß der ältere Ritter unwillkührlich davon berührt wurde. „Du bist mir ein sonderbarer Heiliger," sagte er, durch die Worte Willibalds zur Fröhlichkeit umgestimmt. „Wir kämpften im Norden von Deutschland für Deutschlands Sache, und

nun nennst du dieß eine Fremde! Aber doch hast du Recht, der Schwabe fühlt sich nur im Schwabenlande zu Hause, und ich glaube, all' unsere jetzige Wehmuth und Lust entspringt nur dem Gefühle, die Heimath nach langen Jahren wieder zu begrüßen. Ha, siehst du dort den Thurm erglänzen, den jetzt eben die Sonne vergoldet? Das ist Nürtingen, das Ziel unserer Reise, die Residenz der verlassenen Elisabeth von Württemberg, des Weibs meines Bruders, dessen er nicht werth ist."

„Und die Heimath Mariens von Hagenbach," rief Willibald ergänzend, und mit einem hellen Freudenstrahle im Gesichte. „Ei, wie freue ich mich, das liebliche Kind wieder zu sehen und zu herzen!"

„Das liebliche Kind?" lachte der ältere Ritter, in dem wohl der Leser längst den Grafen Heinrich von Mömpelgard und Württemberg erkannt haben wird. „Meinst du denn, du närrischer Gesell, die sieben Jahre, seit wir nun vom Vaterlande entfernt waren, seien an der Marie von Hagenbach spurlos vorübergegangen, und sie werde immer noch dasselbe kleine Lockenköpfchen sein, das du in jener schrecklichen Nacht von Breisach nach Mömpelgard brachtest? Du bist seither ein Mann und ein Ritter geworden, und das Mädchen, glaubst du, sei ein Kind geblieben? Bei Gott! sie muß nun zur herrlichen Jungfrau erblüht sein, und wahrhaftig, ich bin begierig, ob sie einen von uns noch erkennt. Aber komm', setz' deinem Rosse die

Sporen ein. Ein Ritt von einer halben Stunde muß uns darüber in's Klare setzen."

Im Schlosse zu Nürtingen residirte schon seit langen Jahren die Gräfin Elisabeth von Württemberg, welche, obwohl eine geborene Prinzessin von Brandenburg, doch keinen lieberen Fleck Land auf Gottes Erde kannte, als eben dieses Schloß und Städtchen Nürtingen. Sie war eine verheirathete Frau dem Namen nach, in der That und Wahrheit aber eine Wittwe, und eine recht verlassene Wittwe. Ihr Gemahl Graf Eberhard der Jüngere, brachte den größten Theil des Jahres im Auslande zu, und wenn er je aus Mangel an Geld im Inlande wohnte, so nahm er seinen Aufenthalt fern von ihr, auf irgend einem seiner Jagdschlösser, oder noch lieber in einem der vielen Klöster weiblichen Geschlechts, welche damals nicht des besten Rufs genossen. Seinen Lieblingsaufenthalt aber hatte er in seinem kleinen Hause bei Kirchheim, wo er gänzlich verborgen vor der Welt seinen Orgien obliegen konnte. Frau Elisabeth, „die Brandenburgerin", wie man sie gewöhnlich nannte, weil ihr Gemahl sie also zu benennen beliebte, war eine Frau von noch ziemlich jungen Jahren, denn sie zählte damals noch keine vierzig, doch hatte sich bereits jene Wohlbeleibtheit bei ihr angesetzt, welche ihr später den Beinamen „der Dicken" erworben hat. Ihr Gesicht drückte Gutmüthigkeit und Behäbigkeit aus, entstanden vielleicht aus dem Gefühl der Wittwenschaft, in das sie sich

schon längst hineinzufinden gewußt hatte. Doch verläugnete sich ein Zug der Wehmuth und Trauer nicht, erzeugt und stets wach erhalten durch ihre lange Verlassenschaft. Die hohe Frau saß in einem luftigen Erkerzimmer des Schlosses von Nürtingen, von dem aus man eine herrliche Fernsicht ins Neckarthal genoß. Sie war mit einer jener weiblichen Arbeiten beschäftigt, welche damals bei den vornehmen Damen im Schwunge waren. Neben ihr, aber auf einem niedrigeren Stuhle, hatte ein junges Mädchen Platz genommen, das äußerst lieblich anzuschauen war. Lange blonde Flechten umrahmten ein rosiges Gesicht, und blaue freundliche Augen stimmten gar sinnig mit dem schalkhaften Munde und den tiefen Grübchen in Kinn und Wangen. Sie mochte wohl achtzehn Sommer zählen und stand eben an der Schwelle, wo die „Jungfrau“ aus dem Kinde sich herausgeschält hat. Auch sie war mit einer Arbeit beschäftigt, doch blieb sie nicht mit derselben Ruhe und Emsigkeit dabei sitzen, wie die ältere Dame, sondern ihre Augen schweiften gar oftmalen über die schneebedeckten Gefilde hinweg, wie wenn die Lebendigkeit ihres Naturells ihr keine Ruhe ließe.

„Ich wette, Marie,“ sprach die Gräfin Elisabeth, „du denkst schon wieder an das Turnier, welches künftige Woche in Stuttgart abgehalten werden soll. Am Ende muß ich doch noch der Einladung meines Herrn Vetters Liebden folgen, ob ich gleich der öffentlichen Lustbarkeit gerne auszuweichen pflege.“

„Nein, nein, hohe Frau,“ rief das junge Fräulein eifrig, „Ihr sollt Euch nicht nach meinen thörichten Wünschen richten. Das Turnier wird auch ohne uns vorübergehen, und ohnehin dürfte es nicht besonders großartig werden, da der Herr Graf Eberhard das Geld nicht zum Fenster hinauszuwerfen pflegt,“ setzte sie schmollend hinzu.

„Ei, ei,“ versetzte Frau Elisabeth lächelnd, „jetzt muß gar noch der edle Graf Eberhard darunter leiden, daß ich die Festivität lieber nicht besuchen möchte. Du denkst dir die Trauben sauer, damit dir der Appetit darnach vergehe. Aber du thust dem edlen Grafen groß Unrecht, und ich wette, du weißt es in deinem Innern gar wohl, daß du ihm Unrecht thust. Freilich ist er sparsam und haushälterisch an seiner eigenen Person und hat nie Geld für unnütze Dinge; aber wo es gilt, den Glanz seines Hauses zu zeigen, und wo er einen guten Zweck zu erreichen strebt, da kann Niemand das Geld mit volleren Händen ausstreuen, als Eberhard der Bärtige. Das ist sein wahrer Charakter, und wollte Gott, alle Männer würden ihm hierin wie überhaupt in seinem ganzen Thun und Treiben nachahmen, so stünde es besser um das Glück von Vielen.“

Die letzten Worte sprach sie in einem fast wehmüthigen Tone. Man sah ihr an, daß sie ohne Zweifel des Mannes gedachte, der ihr am nächsten stand, und welcher leider das gerade Gegentheil des Grafen Eberhard im Barte war.

„Ich thörichtes Mädchen," rief deßhalb die junge Marie aufspringend und zärtlich einen Arm um die hohe Dame schlingend, „da habe ich Euch wieder mit meinem sinnlosen Geplauder, statt zu erheitern, in Trauer und Melancholie versetzt. Aber ich will mir den Mund noch verbinden lassen, damit ich Niemanden mehr verletzen kann."

Doch Frau Elisabeth von Württemberg lächelte schon wieder, und statt aller Antwort drückte sie einen herzlichen Kuß auf die rothen Lippen Mariens.

Jetzt trat die Hofmeisterin der Gräfin ins Gemach und meldete, daß zwei Ritter ins Schloß geritten seien, welche anfragen ließen, ob die Frau Gräfin sie nicht empfangen wolle. „Sie wünschen, ihre Namen zu verschweigen," setzte sie etwas schalkhaft lächelnd hinzu, „um Eure Liebden, wie sie sagen, zu überraschen, aber ich glaube sie erkannt zu haben, wenigstens den älteren; derselbe trägt den Johanniterrittermantel mit dem großen Kreuze und kann wohl kein Anderer sein, als Graf Heinrich von Mömpelgard, der Bruder Eures hohen Gemahls."

„Was? Graf Heinrich?" rief Frau Elisabeth, sich schnell erhebend. „Und du stehst noch hier, Gertrud, und hast ihn noch nicht eingeführt? Schnell, schnell, oder ich eile selbst und hole ihn."

„Nein, da bin ich schon," sagte eine kräftige, heitere Stimme; „ich hab' mir wohl gedacht, meine theure Schwä-

gerin, daß du mich nicht ausschließen würdest, und bin deßhalb der guten Frau Getrude auf dem Fuße gefolgt."

„Endlich, nach langen sieben Jahren," erwiederte Frau Elisabeth, dem Bruder ihres Eheherrn freundlich die Hand reichend; „endlich, nachdem du die halbe Welt durchstreift hast, hältst du es der Mühe werth, auch einmal die Heimath und deine Angehörigen wieder zu besuchen! Aber nun magst du auch warten, bis ich dich wieder fortlasse."

„Und doch bin ich nur gekommen, um gleich wieder fortzureiten, das heißt nicht heute, aber doch morgen oder in den nächsten Tagen," versetzte Graf Heinrich. „Ich hoffe aber, ich werde in Deiner Gesellschaft reiten, denn du bist doch natürlich auch zum großen Turnier in Stuttgart geladen, wo mein Herr Vetter Eberhard all' den Glanz und all' die Pracht enthüllen wird, welche er schon an fremden Höfen gesehen. Er hat mir einen außerordentlichen Boten geschickt und mich inständig bitten lassen, doch ja nicht zu fehlen an diesem seinem Ehrentage, so daß ich es ihm nicht abschlagen konnte. Die Anhänglichkeit an dich aber hat mich getrieben, daß ich schon jetzt eintreffe, und daß ich zuerst nach Nürtingen geritten bin, ehe ich meinen Herrn Vetter, den Grafen Eberhard, begrüßte, was er mir gewiß zu gut halten wird."

„Die Anhänglichkeit an mich hat dich getrieben?" lächelte Frau Elisabeth. „Nun wohl, ich glaube dir und danke dir

für deine Liebe. Vielleicht ist aber auch ein bischen Anhänglichkeit an deine Mündel mit dabei, an dein Pflegekind Marie von Hagenbach, dessen Erziehung du mir anvertraut hast."

„Potz Wetter, theure Base, du hast Recht," rief Graf Heinrich. „Aber wo ist denn die kleine Marie? Ich vermeinte doch, bei meinem Eintritte ein junges Fräulein gesehen zu haben, das mich unwillkürlich an die niedlichen Züge des Mädchens erinnerte?"

Wie sie sich nun Beide, er und Frau Elisabeth, umwandten, um nach dem gesuchten Gegenstande zu sehen, da erschauten sie ein junges Paar vor sich, über dessen Anblick sie unwillkürlich lächeln mußten. Als nämlich Willibald von Sperberseck unmittelbar hinter dem Grafen ins Zimmer getreten war, trafen ihn alsobald die Augen des Fräuleins, welches wir vorhin in der Gesellschaft der Frau Elisabeth gefunden haben. „Willibald," rief das Fräulein und sprang auf den jungen Ritter zu. „Marie," rief er, und eilte dem Mädchen entgegen. Beide streckten die Hände nach einander aus, als wollten sie sich gegenseitig in die Arme schließen. Wie sie aber hart vor einander standen, da wurden sie plötzlich zu Bildsäulen. Eine glühende Röthe übergoß ihre Wangen und sie wagten einander weder zu berühren, noch auch nur ein Wort zu reden. Beide hatten die Augen niedergeschlagen, und wurden röther und immer röther; mit jeder Sekunde wuchs ihre Verlegenheit, aber daraus zu helfen wußten sie sich nicht.

„Das ist mein Pflegkind Marie?“ rief nun Graf Heinrich, nachdem er sich einen Augenblick an dem Anblick des Paares geweidet hatte. „Nun, wahrhaftig, was dieß eine herrliche Jungfrau geworden ist! Du hast mehr gethan, theuerste Frau Schwägerin, als der treueste Verwalter anvertrauten Gutes thun konnte, denn du gibst mir statt eines unscheinbaren Reisleins, das ich in deine Hände legte, einen vollerblühten Rosenstock zurück, wie er nicht lieblicher selbst im Lande Italia gefunden werden könnte.“

Marie von Hagenbach wollte sich ihm zu Füßen werfen, aber er fing sie in seinen Armen auf und drückte einen leisen Kuß auf ihre Stirne.

„Sei gesegnet, mein Kind,“ sagte er, „wenn dein Herz so rein ist, wie dein Antlitz. — Nun aber, theure Frau Elisabeth,“ wandte er sich wieder an diese, „erlaube, daß ich dir meinen Zögling vorstelle, nachdem wir den deinigen bewundert haben. Das ist mein junger Freund und Pflegsohn Willibald von Sperberseck, den der hohe und tapfere oberste Meister unseres Ordens in eigener Person vor Lübeck wegen seiner bewiesenen Kraft und Kühnheit zum Ritter geschlagen hat.

„Das ist der tapfere Jüngling, der dich während deiner ganzen langen Gefangenschaft nicht verlassen hat?“ rief Frau Elisabeth, demselben freundlich die Hand zum Kusse reichend.

„Und derselbe, der den schändlichen Meister Adam, den

Scharfrichter des Herzogs von Burgund, über den Haufen stieß, daß er sein Schwert fallen lassen mußte," fiel Marie begeistert ein, aber nur, um abermals von einer brennenden Röthe heimgesucht zu werden, da sie über ihre eigenen Worte erschrack.

„Und der mir dadurch das Leben rettete," ergänzte Graf Heinrich mit merklichem Beben in der Stimme. „Bei meinem heiligen Schutzpatron, Frau Schwägerin, er ist ein so treuer und ritterlicher Junge, daß ich für ihn um Eure Freundschaft und Liebe bitte, damit er eine Heimath habe, wenn mich ein jäher Unfall treffen sollte."

„Die soll er auch haben," versetzte Frau Elisabeth; „so lange ich lebe, soll ihm mein Schloß Nürtingen offen stehen, bei Tag und Nacht, zu jeglicher Zeit, und kein Gast soll mehr geehrt werden, als er es ist, denn ich werd' ihn von nun an als ein Mitglied unseres Hauses ansehen. Darum will ich ihm auch erlauben, daß er auf dem Turniere zu Stuttgart meine Farben führe und als mein Ritter in die Schranken reite; denn, ich will dir's nur jetzt schon gestehen, Schwager Heinrich, ich will dein Geleit annehmen und der Einladung unsers Vetters Eberhard im Bart folgen."

„Dann reiten wir morgen," rief Graf Heinrich fröhlich. „Aber, theuerste Schwägerin, daraus wird es nichts, daß mein Willibald deine Farben führen darf. Die will ich selbst führen und vertheidigen, wenn du mich zu deinem Ritter

annimmst. Unser junger Freund aber soll deßwegen nicht leer ausgehen, sondern er möge, wenn du es gestattest, die Farben Mariens von Hagenbach führen und für sie rennen, und wenn er in diesem Turnier die Lanze nur halb so ritterlich bricht, als ich es von ihm im Schlachtgetümmel sah, so wirst du ihm einen „Dank" reichen müssen, meine hübsche Marie; auch wird er dadurch das Recht bekommen, nach beendigtem Rennen dich zum Tanze zu führen, und du wirst die ganze Nacht seine Tänzerin bleiben müssen, denn also gebeut es das Turnierrecht. Oder willst du ihm dieß abschlagen, da du doch tageweise vor ihm auf dem Sattel saßest und Thränen vergossest, als man dich von ihm trennen wollte?"

Abermals wurden die Wangen Mariens von einer dunklen Röthe gefärbt, aber sie wurde deßwegen über die Scherzworte des Grafen doch nicht böse und verweigerte auch dem Willibald ihre Farben nicht. Im Gegentheil, ein Gefühl von Glück bemächtigte sich ihrer, das ihr ganzes Wesen beseligte, obgleich sie sich davon keine Rechenschaft zu geben wußte.

Noch nie, seit vielen Jahren, war ein Mittag und Abend so herzlich und fröhlich auf Schloß Nürtingen hingebracht worden, als dieser!

Gerade an demselben Tage war auch Graf Eberhard der Jüngere nach längerer Abwesenheit wieder ins Land gekommen. Sein Gefolge war immer noch das nehmliche, dessen wir früher schon erwähnt haben und sein Absteige-

quartier nahm er, wie fast immer, wenn er nach Württemberg kam, in der Stadt Kirchheim, die er, wie wir wissen, bei der Abtretung seines Landes als Eigenthum zurückbehalten hatte. Allerdings, das „heimliche Anwesen" vor der Stadt außen, in welchem ihn einstens Graf Eberhard im Bart überraschte, besaß er nicht mehr, sondern hatte es, von Geldnoth getrieben, längst verkauft; auch stand damals das Schloß, welches jetzt fürstlichen Personen zum Aufenthalte dient, noch nicht, sondern wurde erst ziemlich später, im Jahr 1538 von Herzog Ulrich zu bauen angefangen; dagegen aber gab es eine andere Behausung in Kirchheim, die für Eberhard den Jüngeren fast noch verlockender war, als früher jenes stille Häuschen am Lauterflüßchen, und diese Behausung war keine andere, als das Frauenkloster daselbst.

Dieses Kloster war ein sehr altes Anwesen und lag außerhalb der Stadtmauer am sogenannten Stegebronnen, unweit des Weges, der nach Stuttgart führte. Schon um's Jahr 986 nehmlich siedelten sich hier fromme Frauen an und bauten sich ein Kloster nebst einer Kapelle. Anno 1051 lebten bereits über fünfzig Nonnen allda und im Jahr 1214 wurden sie in den Dominicanerorden aufgenommen; allein bald darauf siedelten sie (im Jahr 1241) von den Grafen von Aichelberg vertrieben, nach Sirnau bei Eßlingen über, doch nur um andern Klosterfrauen Platz zu machen, die unter dem Schutze des Herzogs Ludwig von Teck anno 1249 die Klostergebäude be-

zogen. Von jetzt an stieg die Macht des Gotteshauses mit jedem Jahre höher, und bald hatten sie der Güter eine solche Menge geschenkt erhalten, daß sie ein fast fürstliches Einkommen besaßen. Sie ließen sich nun in die Ordensregel des heiligen Augustinus aufnehmen und bildeten ein Convent von meist nicht mehr als siebzig Schwestern; auch bauten sie im Jahr 1373 das ganze Kloster um, so daß es jetzt der Säle nicht weniger als fünf nebst einem herrlichen Rebenthale zählte und die Zellen mit ihren ausgehauenen Fenstern in keinem andern Kloster schöner zu treffen waren; überdieß fügten sie eine große Klosterkirche hinzu, an der nicht weniger als sieben Caplane von ihnen angestellt waren; dagegen nahm von jener Zeit an seine Zucht je mehr und mehr ab und es wurde später sprüchwörtlich, wenn Jemand ein recht ausschweifendes Leben bezeichnen wollte, zu sagen, „er lebt, wie die Nonnen von Kirchheim.“ *) Doch — wir kehren nach dieser

*) Es dürfte vielleicht hier am Platze sein, die späteren Schicksale dieses in seiner Art viel berühmten oder vielmehr berüchtigten Klosters kurz zu berühren. Mit der Reformation nehmlich sollte es ebenfalls aufgehoben werden, aber die Nonnen wehrten sich mit aller Gewalt, und in der That gelang es ihrem Widerstande, sich bis 1559 zu halten. Ja sogar jetzt noch gaben sie nicht nach, sondern setzten es durch, daß sie, ihrer sechzehn an der Zahl und ihre Priorin Ursula, Gräfin von Helfenstein, an der Spitze bis zu ihrem Aussterben anno 1575 darin verweilen durften. Nunmehr wurden die Güter des Klosters zu den württembergischen Kirchengütern geschlagen und ein eigener Verwalter darüber gesetzt, den man den Klosterhofmeister nannte, und der in den weitläufigen Gebäuden seine Wohnung

kurzen Abschweifung wieder zu dem Grafen Eberhard dem Jüngeren zurück.

Der Grund, warum er damals in's Land kam, war ein leicht begreiflicher. Er hatte von dem Turniere gehört, das Eberhard im Bart in alle Lande ausgeschrieben hatte und wußte, daß viel edle Herren in Stuttgart zusammenkommen würden, worunter namentlich seiner Frauen Bruder, Markgraf Friedrich von Brandenburg, und sein Vetter und Freund

---

hatte. Anno 1626 nun war in Württemberg eine große Theurung, denn das Jahr zuvor war der Dinkel total mißrathen, und viele Leute starben daher Hungers, während Andere sich kläglich von Disteln und ähnlichen Pflanzen nährten, bis die neue Ernte kam; der Klosterhofmeister von Kirchheim aber hatte eine Menge alte Frucht vorräthig und wollte sie nur nicht hergeben, bis der Preis noch höher gestiegen wäre. Da zogen die Armen des ganzen früheren Klostersprengels vor das Kloster und baten ihn demüthig, er möchte sich doch ihrer annehmen, allein er ließ sich nicht erweichen, sondern jagte sie mit Peitschenhieben davon. Und siehe da, was geschah? Es erhob sich ein mächtiger Sturm mit Blitz und Donner und der Blitz schlug in die Gebäude und zündete daselbst mit solcher Macht, daß sie sämmtlich — selbst die prachtvolle Klosterkirche nicht ausgenommen — in wenigen Stunden theils verbrannten, theils in sich zusammenfielen. Von der ganzen früheren Pracht blieb nichts übrig, als Staub und Schutt, den Klosterhofmeister aber, der sich von dem Untergang im Feuer retten wollte, erschlug beim Flüchten ein Dachziegel. Das war das Ende des berühmten Frauenklosters in Kirchheim, in welchem einst so viel geliebt und getollt worden war. Auf dem Platze, wo es gestanden, baute man ein neues Gebäude für den Klosterhofmeister und dieses ist jetzt dem Kameralverwalter in Kirchheim eingeräumt. Anno 1818 fand man im Garten um dieses Gebäude herum eine ziemliche Anzahl von Grabsteinen aus der Zeit der Herzoge von Teck und bei mehrerem Nachgraben würde man sicher noch viele finden, deren Inschriften gewiß nicht ohne Interesse wären. —

Burggraf Heinrich von Meißen. So dachte er, es werde ihm vielleicht durch deren Fürsprache gelingen, sich von seinem Vetter Eberhard bessere Bedingungen zu verschaffen, als die waren, unter denen er sein Land abgetreten hatte. Die Schulden drückten ihn wieder einmal gar sehr, und so war er des Geldes mehr als je bedürftig! Zugleich aber mußte er das Bewußtsein in sich tragen, daß Eberhard im Bart, welcher der Gründe genug hatte, über seines Vetters Lebensweise erbittert zu sein, keineswegs gewillt sein werde, den ewigen Geldklagen desselben abzuhelfen, oder sie auch nur anzuhören. Darum gedachte er vorsichtig zu Werke zu gehen und mit seiner geliebten Sängerin Barbara Hafner dießmal nicht öffentlich zu erscheinen, besonders da es seinen Schwäher, den Markgrafen von Brandenburg, nothwendig tief hätte beleidigen müssen, wenn er seine Geliebte zum Turnier mitbrachte, an dem ohne Zweifel seine rechtmäßige Gemahlin Elisabeth Theil nahm. Ein eben so großer Stein des Anstoßes war die verwittwete Gräfin von Hagenbach, die Zuhälterin des Grafen von Thierstein, denn auch sie war nach den Sittengesetzen der damaligen Zeit durch ihr Zusammenleben mit dem Letzteren, ohne ehelich mit ihm getraut zu sein, ihrer adeligen Rechte verlustig gegangen. So quartierte er denn diese beiden Frauen bei den Nonnen im Kloster zu Kirchheim ein und nahm mit seinem übrigen Gefolge ebenfalls dort seinen Abstand. War es doch in damaligen Zeiten allgemein Brauch und Herkommen, daß Non-

nenklöster ritterlichen Besuchen offen standen und daß daselbst oft ein freieres Leben herrschte, als in einer öffentlichen Herberge! Kam es doch sogar nicht selten vor, daß, wie die Urkunden des Mittelalters melden, in den Nonnenklöstern ein Verkehr war, noch ungebundener, als in den damals öffentlich geduldeten Frauenhäusern! Hier fanden also die beiden Frauen, mit denen Graf Eberhard der Jüngere in Ehren nicht in Stuttgart einreiten konnte, ein eben so sicheres, als fröhliches Asyl und konnten allda seiner harren, bis er seinen Handel mit dem Grafen Eberhard im Bart abgemacht hatte. Um aber in dieser Sache ganz sicher zu gehen, und zu wissen wie er von seinem Vetter würde aufgenommen werden, hatte er den jungen Hans von Stetten, seinen Liebling, den er unlängst zu seinem Marschall ernannt hatte, an den Stuttgarter Hof vorausgesandt, um die Meinung des Grafen Eberhard in Hinsicht auf den beabsichtigten Besuch einzuholen und bei demselben wegen der zu stellenden Bitten und Forderungen auf den Busch zu schlagen.

Es war am Abend des zweiten Februar, an demselben Abend, da im Schlosse zu Nürtingen vier Personen in stillem Glücke zusammen sich besprachen. Die große Eingangspforte in den Klosterhof zu Kirchheim war fest verschlossen und man hätte meinen können, alles Leben sei in diesem gottgeweihten Hause längst erloschen, wenn nicht die helle Beleuchtung, welche durch die Spalten der Läden drang, und der Ton von

Schalmeien, deren schrille Töne man von Zeit zu Zeit hörte, das Gegentheil bezeugt hätten. Eine Gewißheit von dem, was da drinnen vorging, hatte man außen allerdings nicht, denn so groß und umfangreich die Gebäulichkeiten auch waren so umschloß sie doch sämmtlich eine hohe Mauer, über welche kaum die Giebel des Klosterhauses hinausschauten. In's Innere vermochte Niemand zu schauen, als nur die Bewohner einiger nahen Häuser, welche hoch genug lagen, um über die Mauer hinwegzureichen. Allein auch diese waren ihrer Sache nicht gewiß, was da innen vorgehe, denn gegen ihre Seite zu brauchten die Nonnen die Vorsicht, ihre Fenster fest zu verhüllen und mit starken Läden zu versehen. Dessenungeachtet gab es in der guten Stadt Kirchheim keinen Menschen, der nicht auf's Genaueste von Allem unterrichtet gewesen wäre, wie es im Innern des Klosters zuzugehen pflegte, und gar viele Klagen waren schon über das ärgerliche Leben der heiligen Gottesbräute eingelaufen, jedoch alle vergeblich, weil die Stadt Kirchheim dem Grafen Eberhard dem Jüngern dem Vertrage nach zugeschrieben war, so daß Graf Eberhard im Bart keine Gerichtsbarkeit über dieselbe besaß. Auch am heutigen Abend war wieder das ganze Kloster eitel Lustbarkeit, und diese war um so größer, weil Graf Eberhard der Jüngere dießmal des männlichen Gefolges eine große Zahl mitgebracht hatte, da er nicht ohne Glanz erscheinen wollte, wenn es ihm gestattet würde, auf das Turnier in Stuttgart

einzureiten. So hatte man also den größten Saal des weitläufigen Klosters, denselben, der sonst zum Betsaal benützt wurde, in einen Tanzsaal umgewandelt, und die Paare, Nonnen und Reisige des Grafen, bewegten sich gar lustig und sonder Scheu darinnen hin und wieder, daß man hätte glauben können, man befinde sich auf einem Mummenschanze, wo die Damen sich in Nonnengewande maskirt haben. Im Nebengemache, einem fast nicht minder großen Saale, als der nun zum Ballsaal umgewandelte Betsaal war, standen zwei lange Credenztische, alle voll mit Flaschen und Speisen aller Art, daß Jedermann nur zuzulangen brauchte, um seine Gelüste zu befriedigen. Auch an kleineren und stilleren Nebengemächern fehlte es nicht, so sich Einer mit seiner Tänzerin dahin zurückziehen mochte, um in Abgeschiedenheit zu plaudern und zu kosen. So war Alles gar zierlich geordnet und man durfte mit Recht sagen, daß ein weltlicher Ball oder auch ein Hochzeitsfest unmöglich schmucker und einladender hätte ausfallen können. Nur in Einem war ein Unterschied: die Musiker waren keine Trompeter, sondern weibliche Schalmeienbläser, so im Kloster selbst eine Heimath hatten, und an Sonntagen oder bei sonstigen feierlichen Gelegenheiten den heiligen Kirchengesang begleiteten. Die Klosterfrauen scheuten sich nehmlich doch, trotzdem sie sonst vor gar nichts eine Scheu zu haben schienen, weltliche Musiker kommen zu lassen, weil sonst durch diese des Geredes hätte gar zu viel

werden können, von wegen ihrer Gäste aber, das ist der geladenen Tänzer und fahrenden Ritter, waren sie in dieser Beziehung ganz unbesorgt. Diese, das wußten sie sicher, plauderten nichts aus, so wenig als die Nonnen selbst, die ja als Betheiligte natürlich ohnehin stille zu schweigen Ursache hatten.

Schon lange hatte der Tanz gewährt und die Nonnen, schien es, konnten desselben nicht müde werden. Graf Eberhard aber vermochte seine Ungeduld fast nicht länger zu bemeistern, denn er erwartete den Hans von Stetten, seinen Marschall, von Stuttgart zurück. Er verweilte daher beinahe die meiste Zeit in einem an das Credenzzimmer anstoßenden Gemache und schenkte sich einen Becher nach dem andern voll. Bald leistete ihm der Graf Thierstein Gesellschaft, und die übrigen Vertrauten, worunter die Oberin des Klosters ebenfalls gehörte, blieben auch nicht lange aus, sondern stellten sich ihm zur Seite. Der Wein wollte ihnen aber nicht recht munden, so lange Hans von Stetten fehlte. War doch dieser ihrer aller Liebling, und die Nachricht, die er bringen sollte, gar zu wichtig, um nicht deßhalb in Unruhe und Aufregung zu sein! Endlich klirrte es die Treppe herauf und der längst Erwartete erschien.

„Ich glaubte schon, du würdest ganz ausbleiben," rief ihm Graf Eberhard der Jüngere unwirsch entgegen. „Aber Gott sei Dank, daß du endlich da bist. Heraus jetzt mit der Sprache! Gute Nachrichten oder schlimme?"

Hans von Stetten war, seit wir ihn das Letztemal gesehen haben, um ein Gutes größer und stärker geworden; doch hatte er sich nicht zu seinem Vortheile verändert. Seine Wangen waren voll, aber bleich, seine Augen lüstern, aber trüb, seine Züge verwegen, aber welk. Ohne ein Wort zu erwiedern, trat er an den Credenztisch und schenkte sich einen großen Becher voll, den er auf Einen Zug leerte. Dann schloß er die Thüren, welche in den Tanz- und Speisesaal führten, und schenkte sich einen zweiten Becher voll, den er ebenfalls leerte, ehe er nur ein Wort sprach.

„Du wirst nach und nach eigennützig, Eberhard," sagte er endlich, „und verlangst Sklaven statt der Freunde. Ich bin nun den ganzen Tag wegen deiner geritten und habe mich fast zu Tode abgequält, und kaum bin ich nach scharfem Ritte hier angekommen, so stellst du Fragen an mich, die ich beantworten soll, statt daß du mich mit Speise und Trank erquickest, wie sich's für einen Freund und Bruder schicken würde. Siehst du, die hochwürdige Anna-Renata hat eine weit bessere Manier, die bringt mir doch, was Leib und Seele zusammenhält, und verlangt nicht bloß Dienste, sondern leistet auch Dienste."

In der That schien die Oberin des Klosters mit besonderer Vorliebe für die Nothdurft des jungen Ritters bedacht zu sein, denn sie versah ihn mit Allem, wessen er, um sich zu stärken, bedurfte. Graf Eberhard biß sich in die Lippen vor Ungeduld

mußte aber dennoch harren, bis Hans von Stetten seinen Appetit, wie vorhin seinen Durst gestillt hatte.

„Vortreffliche Nachrichten,“ sagte endlich der Letztere, seine Lippen höhnisch verziehend, „ganz vortreffliche Nachrichten! Ich wundere mich deßhalb auch gar nicht, daß Ihr so ungeduldig seid, dieselben in Empfang zu nehmen. Aber, bei Gott, ich weiß nicht, ob ich nicht am Ende besser thäte, sie ganz für mich zu behalten, damit Ihr noch länger im Vorgenuß schwelgen könntet.“

„Hans, du weißt, Alles hat seine Grenzen,“ rief jetzt Eberhard der Jüngere. „Antworte mir also kurz und verständig. Was sagten Seine Liebden, mein gnädiger Herr Vetter, über meinen Antrag?“

„Ei, du mögest nur ganz ungenirt kommen und mit turniren. Er werde sich gar herzlich freuen, mit deiner Liebden ein paar Lanzenstöße zu wechseln. Was aber deine Forderung um Erhöhung deiner Pension betreffe, so könne daraus nichts werden, und du müssest dich mit dem begnügen, was du habest. So du dich aber erfrechest, deine Zuhälterin, die Barbara Hafner (bei diesen Worten verbeugte er sich gegen die Letztere) mit zum Turniere zu bringen, so würde er dieselbe, wo nicht ins Spinnhaus sperren, so doch über die Landesgrenze bringen lassen, als eine Vagabundin und liederliche Dirne.“

„Der Elende, der Niederträchtige!“ schrie die Geliebte

des Grafen Eberhard wie wahnsinnig aufspringend. Dieser aber drückte sie wieder auf ihren Sitz nieder und gebot ihr zu schweigen. Er biß seine Lippen zusammen, daß Blut nachdrang, doch war er ruhig dem äußern Anschein nach, obgleich man an seinen bebenden Lippen sah, daß der Zorn in ihm arbeitete. Herr von Stetten lachte jedoch höhnisch und sah die übrigen hier Versammelten einen nach dem andern wie herausfordernd an.

„Und was sagte denn der Graf Eberhard im Bart von mir?“ fragte nun der Graf von Thierstein.

„Oh, nicht viel,“ erwiederte Hans von Stetten. „Er meinte nur, sein Vetter, der Graf Heinrich von Mömpelgard, würde auch auf dem Turniere erscheinen, und in diesem Fall könnte er nicht dafür stehen, daß du lebendig vom Kampfplatze kommst, denn Graf Heinrich habe geschworen, dich auf Leben und Tod zu fordern, wo er dich treffe.“

„Und dasselbe habe ich geschworen,“ schrie der von Thierstein. „So möge es sich denn entscheiden, wer im Kampfe Sieger bleibt.“

„Was meinte er aber von mir?“ fragte jetzt die Gräfin von Hagenbach, und ihre feurigen Augen erglänzten, wie zwei Karfunkeln.

„Von Euch, meine schöne Dame,“ entgegnete Hans, sich vor Lust über den Aerger der Andern die Hände reibend; „von Euch meinte er, wenn es Euch Euer Schamgefühl nicht

verböte, auf dem Turniere zu erscheinen, so würden Euch die Turniervögte zeigen, daß Ihr kein Recht zur Anwesenheit bei solchen Festlichkeiten mehr habt; somit würdet ihr von den Gerüsten gewiesen werden, sonder Bedenken, Achtung und Vorbehalt. Was aber Eure Stieftochter Marie anbelange, so wolle er sie lieber in ein öffentliches Frauenhaus geben, als sie Eurer Obhut anvertrauen."

„Da werd' ich wohl auch nichts Gutes von mir erfahren," sprach nun Doktor Holzinger, der wieder die Kanzlerstelle bei Graf Eberhard versah, oder vielmehr mit diesem Titel prangte, da seine Funktionen gar klein bei einander waren.

„Ei bewahre," lachte Hans von Stetten, „von dir dachte und sprach er besonders gut. Er meinte, er wisse noch nicht gewiß, ob er dich hängen lassen werde, so er dich auf württembergischem Gebiet treffe, oder ob er dich deinem Kloster in Constanz, dem du entronnen seiest, wieder überliefern wolle.

„Und was meinte er denn zu dir und deinem Heirathsantrage?" rief darauf Graf Eberhard, dessen Kopf sich immer mehr vor Zorn röthete.

„Nun," entgegnete Hans von Stetten mit einer Stimme, die gleichmüthig oder gar gleichgültig scheinen sollte, „was wird er hievon gehalten haben? Nicht besonders viel. Er meinte, ich sei so ein arger Vagabund, als mein Herr, und vielleicht noch ein bischen liederlicher, wenn es möglich sei. So ich aber im Ernst daran denke, ein verheiratheter Mann

zu werden, so müßte ich vor allem mich bestreben, ein anderer Mensch zu werden, und mich anstrengen, mir durch ritterliche Thaten die Achtung meiner auserkorenen Dame zu erwerben, denn sie habe ganz allein über ihren künftigen Gemahl zu bestimmen, sobald sie ihr zwanzigstes Jahr erreicht habe."

„Also so, mit dieser Verachtung sprach er über uns?" frug Graf Eberhard mit verbissenem Grimme.

„So sprach er," erwiederte Hans von Stetten. „Und nicht blos er sprach so, sondern auch noch ein Anderer, ein gar naher Verwandter von dir, der zum Besuch nach Stuttgart gekommen ist, nehmlich der Markgraf Friedrich von Brandenburg, welcher der ganzen Unterredung beiwohnte."

Bisher hatte Graf Eberhard der Jüngere sich mit aller Gewalt bestrebt, seine Wuth zu unterdrücken, und es war ihm auch gelungen, trotzdem seine Adern bis zum Zerspringen sich anfüllten und seine Augen fast aus dem Gesichte herausquollen. Nun aber Hans von Stetten mit seinem Berichte fertig war, konnte er sich nicht mehr halten. Wie toll sprang er auf und focht mit den Händen in der Luft, als hätte er einen Feind vor sich, den er niederstoßen müsse.

„Er oder ich!" schrie er endlich; „wir Beide können nicht mehr zugleich auf der Welt sein. Ich fordere ihn auf Leben und Tod."

„Und desgleichen thue ich mit dem Grafen Heinrich," setzte der von Thierstein grimmig hinzu. „Komm' zu Rosse, wir reiten noch in der Nacht nach Stuttgart."

„Recht so, das ist gehandelt, wie es Rittern geziemt,“ rief Barbara die Sängerin. „Wir Frauen aber erscheinen ebenfalls beim Turniere und besteigen die erste Schaubühne, ihnen Allen zum Trotz, und wenn sie vor Wuth platzten. Ich will doch sehen, ob sie es wagen, mich anzutasten, mich, die Geliebte des rechtmäßigen Herrn von Stuttgart.“

„Und was thust du, Pfäfflein?“ höhnte, an den Kanzler Holzinger sich wendend, Hans von Stetten, der sich an der ohnmächtigen Wuth der Andern ganz ausnehmend zu ergötzen schien. „Du wirst das beste Theil erwählen und deinen Leichnam in der Flucht sichern?“

„Sag' mir vorher, was du thust, dann sag' ich dir, was ich thue,“ grollte der Angeredete. „Sicherlich gehörst du auch nicht unter die, welche mit offenem Visir kämpfen, und der Gefahr furchtlos entgegen gehen.“

„Was ich thue?“ lachte Hans; „nun, wenn's auf mich ankommt, so bleibe ich hier im Kloster bei der schönen Anna-Renata, und wenn es sich gerade schickt und die Gelegenheit günstig ist, so stehl' ich die Marie von Hagenbach, laß mich dann vom Beichtvater des Klosters mit ihr trauen, sie mag wollen, oder nicht, und wenn die Copulation vorüber, so begnüge ich mich großmüthig mit ihren Gütern und lebe wieder, wie vorher, mit meiner Anna-Renata im Kloster zu Kirchheim unter der Teck.

So fielen der Reden gar viele, und sowohl Eberhard der Jüngere, als auch die Andern sprachen sich immer mehr in

den Zorn hinein. Nur allein die Gräfin von Hagenbach hielt ihr Haupt in die Hand gestützt, als ob sie in tiefem Nachdenken begriffen wäre. Ihre Augen brannten wie Kohlen, und um den Mund hatte sich ein Zug von Haß und Nachgier gelagert, der ihr Gesicht gar unheimlich erscheinen ließ.

„Ihr schwatzt Alle in den Tag hinein,“ sagte sie endlich in ihrer kalten stechenden Weise. „Keiner von Euch wird thun, was er so eben zu thun geschworen hat, denn solch Gebaren wäre fast kindisch zu nennen. Mein Verstand hat wieder für Euch Alle gedacht und ich sag' Euch, nur durch meinen Plan kommt ihr zum Ziele.“

„Und was hast du wieder für eine Teufelsbrühe ersonnen?“ rief der Graf von Thierstein. „Heraus damit, und nicht lange gemunkelt.“

„Ihr wollt Rache,“ fuhr die Gräfin fort; „und so will ich auch; denn wir Alle, wie wir da sind, keinen Einzigen ausgenommen, sind aufs Gröblichste beleidigt worden. Ja, man hat uns noch dazu hin verhöhnt und verspottet, statt unseren Wünschen entgegenzukommen. Gut also, Ihr wollt Rache, und Ihr sollt Rache haben. Aber was nützt uns Rache allein? Wird dadurch unsere Lage eine bessere? Erreichen wir dadurch unsern großen Zweck, der uns hierher führte, den Zweck, den Grafen Eberhard im Bart zur Nachgiebigkeit und Freigebigkeit zu bewegen, damit wir für die Zukunft nicht mehr leben müssen wie der Vogel auf dem Zweige? Wird durch die bloße

Rache die Besoldung unseres Eberhard von elenden achttausend Gulden auf zwanzigtausend Gulden erhöht? Erhalten wir durch die Rache die Ländereien meiner Stieftochter, die Grafschaften Hagenbach und Hornberg? Werden durch die Rache die Schuldbriefe vernichtet, die uns sammt und sonders mit dem Gefängniß bedrohen?"

„Aber, wie zum Teufel willst du die beiden Zwecke einigen?" schrie Eberhard der Jüngere; „denn das sage ich dir, dießmal schenke ich's dem Bärtigen nicht, und wenn ich dafür den Tod leiden müßte. Vorher war er geschmeidig und voll Liebe, bis er mir mein Erbe abgeschwatzt hatte; nun er es hat, behandelt er mich wie einen Aussätzigen. Nein, beim Himmel, das verzeih' ich ihm nicht, sondern er soll mir dafür büßen."

„Das soll er auch," lächelte die Gräfin mit einem teuflischen Blicke. „Er soll büßen und Geld schwitzen zu gleicher Zeit! Aber nun hört zu, daß ich Euch meinen Plan auseinandersetze. Ihr kennt ja Alle die Gewohnheit des Eberhard im Barte, aus lauter vorsorglicher Gutmüthigkeit seinen Unterthanen bei jeglicher Gefahr eifrigst in Person beizustehen. Besonders thut er das, wenn eine Feuersbrunst in seiner guten Stadt Stuttgart oder in der Nähe derselben entsteht. Er reitet dann immer herzu, und ist oft der Erste auf dem Platze. Darauf nun stütze ich meinen Plan und jetzt laßt mich die Rollen austheilen, die Jeglicher von uns zu spielen hat. Du, Eberhard, thust, als ob du in alle Wünsche des

Bärtigen willigest; du reitest nach Stuttgart, nur von wenigen Reisigen begleitet, und etwa dem Hans von Stetten, als deinem Marschalle. Uns Andere aber alle lässest du hier zurück. Der Bärtige soll ganz kirre gemacht werden, und damit er ja keine Gefahr ahne, stellst du dich gar freundlich und nachgiebig gegen ihn. Nun gut, am letzten Turniertage wird wie überall bei solchen Gelegenheiten üblich, großer Tanz im Schlosse sein. Natürlich sind dann dort alle Ritter und sonstigen Gäste des Grafen versammelt, so daß die übrige Stadt wie ausgestorben ist. Um Mitternacht haben Lust und Freude den höchsten Grad erreicht. Diesen Zeitpunkt warten wir ab und gerade zur Mitternachtsstunde lassen wir ein kleines Feuerchen entstehen, das aber immer größer und größer wird. Man wird den Grafen im Augenblicke davon benachrichtigen. Er wird bemüht sein, seine Gäste nicht zu stören, und in aller Stille auf den Brandplatz eilen. Dort aber sind wir, wir Alle, wie wir da sind. Auch du, Eberhard, denn du mußt dich auf dem Tanze so in seiner Nähe halten, daß er dir den Mitritt auf die Brandstätte nicht abschlagen kann. Wir sind also da, du, der Graf Thierstein, der Mönch und der Hans von Stetten, uns zwei Weiber auch nicht zu vergessen. Natürlich sind auch recht viele andere Leute da, Stuttgarter Weingärtner und Bürger, die sich bestreben, dem Feuer Einhalt zu thun. Dasselbe simuliren auch wir, und wir stellen uns zugleich so nahe beim Bärtigen auf, daß er fast in un-

sere Mitte kommt. Nun gibt Einer von Euch seinem Rosse einen Dolchstoß, daß er mit demselben zusammenstürzt. Dann springst du, sein Vetter, vom Pferde und befiehlst uns, ihm beizustehen und ihn ins Schloß zu tragen. Ganz Stuttgart kennt dich, Jedermann wird deinen Befehl respektiren. Wir heben den Gestürzten sorgfältig auf und tragen ihn dem Schlosse zu, aber kaum sind wir etwas von der Brandstätte entfernt, daß man unserer nicht mehr achtet, dann einen Knebel in seinen Mund und fort mit ihm in unsere Herberge, wo wir unsern Wagen mit den besten Läufern bespannt stehen haben. Hinaus zur Stadt! Gejagt, was die Pferde laufen können! Hierher ins Kloster und in den tiefsten Thurm mit ihm! In Stuttgart werden sie in Verzweiflung sein, wenn sie endlich merken, daß ihr Graf ihnen gestohlen ist, aber sie wissen nicht, wo er hinkam, und ehe sie es erfahren, haben wir ihn in seinem harten Gefängniß bei Wasser und Brod schon so weit gebracht, daß er Alles bewilligt, was wir von ihm fordern."

So sprach die frühere Gräfin von Hagenbach und schaute, als sie geendet, triumphirend im Kreise herum. Die Andern aber schwiegen, wie betäubt!

Erstaunt, erschreckt, fast entsetzt hingen sie an ihren Blicken. Viele Minuten wagte es Keiner, ein Wort zu entgegnen, so sehr hatte das Außerordentliche des Planes sie übermannt. Sie brauchten Zeit, um sich von ihrer Betäubung zu erholen!

„Wenn ich nicht gewiß wüßte," sagte endlich, tief aufath-

mend der Graf von Thierstein, „daß du aus Fleisch und Bein geformt bist, wie andere Weiber, so würde ich dich oft für den Teufel in Person halten. Aber das muß man dir lassen, an Furchtlosigkeit und Kühnheit stehst du keinem Manne nach, an Erfindungskraft und Verstand jedoch übertriffst du sie alle.“

„Alle Heiligen!“ rief nun Hans von Stetten, sich schüttelnd und am Ende laut auflachend. „Es wäre der tollste Streich von der Welt, wenn wir den Grafen aus seiner eigenen Hauptstadt entführten, um ihn heimlich hier gefangen zu halten, bis er sich rantionirt.“

„Verdient hätte er den Thurm und die schmale Kost bei Wasser und Brod,“ meinte Graf Eberhard der Jüngere. „Ich stimme dem Plane zu.“

„Aber die Gefahr, die furchtbare Gefahr?“ entgegnete Holzinger mit kläglicher Stimme. „Man wird uns Alle erkennen und ohne Gnade festsetzen, ehe wir's uns versehen. Und, und — am Ende bin ich noch gar dazu auserfehen, das Feuerchen anzulegen? Nein, beim Himmel! solcher Tollkühnheit stimm' ich nicht bei.“

„Spürst du schon den Strick um deinen Hals?“ lachte Hans von Stetten.

„Stille!“ entgegnete jetzt wieder die Gräfin. „Der Plan muß ausgeführt werden, wenn wir nicht lieber gleich auf alle Hoffnung verzichten und wieder unverrichteter Dinge von dannen ziehen wollen. Hab' aber keine Angst, Mönchlein, das Ding sieht gefährlicher aus, als es ist. Wir werden na=

türlich nicht so angethan, wie wir jetzt sind, nach Stuttgart fahren, sondern vielmehr in einer guten Verkleidung, wir zwei Weiber als Bäuerinnen mit Miedern und in kurzen Röcken, du, Graf Thierstein, und der Kanzler als Bauern in Lederhosen und blauen Kitteln, so daß uns kein Mensch zu erkennen vermag. Was nun aber die weitere Austheilung der Rollen anbelangt, so macht der Kanzler den Kutscher und der Thierstein bändigt den gefangenen Eberhard in seinen starken Armen, daß er uns nicht mehr entwischt. Das Feuer zünde ich selbst an, und die Barbara hält einstweilen Wache, und rennt, sobald's brennt, dem Schlosse zu, um dort Feuerjo zu rufen, so daß der Bärtige auf den Platz kommt, ehe noch viele andere Bürger da sind."

„Aber . . ." wandte Holzinger ein.

„Aber, sage ich, wer nicht setzt, gewinnt nicht, rief die Gräfin. „Wenn du zu feige zum Handeln bist, so gehe nach Constanz in dein altes Kloster und nähre dich von Fastenspeisen. Wir aber wollen leben, und damit wir leben können, so wie es sich für unsern Stand schickt, muß der filzige Bartgraf dran glauben und es einmal verschmecken, wie Thurmkost und Gefangenenbrod schmeckt."

Bald stimmten Alle bei, und in der nächsten Stunde schon war die genaueste Rollenvertheilung vollendet. Ein tolles Gelage bildete den Schlußpunkt dieser Berathung.

Heinrich von Mömpelgard

und

Elisabetha von Bitsch.

Historischer Roman aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts

von

Theodor Griesinger.

II. Band.

Stuttgart.
Verlag von Gebr. Mäntler (A. Kröner).
1860.

Druck der K. Hof- und Canzlei-Buchdruckerei von Gebr. Mäntler
in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Siebentes Capitel.

Das Turnier 1

Achtes Capitel.

Die Ballnacht auf der Burg 32

Neuntes Capitel.

Der Dispens des Pabstes 71

Zehntes Capitel.

Die Geburt des Herzogs Ulrich 110

Eilftes Capitel.

Das vierblättrige Kleeblatt 138

Zwölftes Capitel.

Der Ueberfall bei Schlettstadt 173

Dreizehntes Capitel.

Jung Eytel-Heinz's Einzug in Stuttgart 203

Siebentes Capitel.

Das Turnier.

Die Woche nach dem heiligen Dreikönigsfest, oder nach dem „Obersten", wie man damals zu sagen pflegte, des Jahres 1484 war eine der merkwürdigsten, welche die gute Stadt Stuttgart, die Hauptstadt des Schwabenlandes, je erlebt hat. In dieser Woche nehmlich wurde das große Turnier dort abgehalten, das Eberhard im Bart den Rittern der „vier Lande" gab, das ist der Ritterschaft von Schwaben, von Baiern, von Franken und vom Rheinlande. Es war der Zahl nach das einunddreißigste, und ist in dem großen Turnierbuche, worin alle jene ritterlichen Festlichkeiten verzeichnet sind, gar weitläufig und genau beschrieben, wie denn auch in der That die Pracht, welche Graf Eberhard bei dieser Gelegenheit entfaltete, eine wirklich außergewöhnliche war. Sie entsprach aber nur den Anforderungen der damaligen Zeit, welche sich in diesem Punkte ganz absonderlich anspruchsvoll zeigte, obgleich die Erfindung des Pulvers seine Einwirkung bereits geltend zu

machen anfing. Allein diese neue Kunst, die Kunst des Schießens, hatte sich doch noch nicht so sehr vervollkommnet, daß die Art der Kriegführung eine wesentlich andere geworden wäre. Namentlich war die Bewaffnung fast die alte geblieben, und besonders die Ritter sträubten sich über alle Maßen, von ihren Gewohnheiten abzugehen und den Harnisch loszuschnallen, den sie von ihren Ahnen ererbt hatten. Natürlich, je näher der Zeitpunkt rückte, wo die Bewaffnungsweise eine total andere werden mußte, weil der Harnisch nicht vor der Kugel schützte, um so hartnäckiger klammerte sich die Gewohnheit an das Hergebrachte an, und das Ritterthum vermeinte, sich selbst aufgeben zu müssen, wenn es seine ritterlichen Uebungen ändern oder gar ablegen müßte!

So darf es uns also nicht wundern, wenn das einunddreißigste Turnier, das dritte, welches in Stuttgart abgehalten wurde,*) äußerst zahlreich besucht war. Nicht weniger als drei regierende Fürsten, der Markgraf Friedrich von Brandenburg, der Landgraf Wilhelm von Hessen und der Burggraf Heinrich zu Meißen, hatten sich mit großem Gefolge eingefunden. Dazu kamen zwölf vornehme Grafen, von denen

*) Das erste Turnier in Stuttgart hielt Graf Eberhard der Greiner im Dezember 1361, das zweite Graf Ludwig der Erste im Oktober 1436. Letzteres war auch sehr glanzvoll, denn es erschienen 29 Grafen und Freiherren, und nicht weniger als 316 Ritter und Adelige. Regierende Fürsten aber hatten sich nicht eingefunden, wie bei dem dritten Turniere, das wir hier des Nähern beschreiben werden.

jeder mit zehn und mehr Pferden einritt; ferner acht regierende Freiherren und zweiundvierzig Ritter, so mit Rittergütern gesegnet waren. Der Uebrigen „vom Adel“ waren nicht weniger als hundert und neunzig, Jeder wenigstens von einem reisigen Diener und Knappen begleitet. Auch der vornehmen Damen und schönen Fräulein war eine Menge da. Davon nennen wir nur die Gräfin Barbara, Gemahlin Eberhards im Bart und geborene Herzogin von Mantua, die Gräfin Elisabeth, Gemahlin Eberhards des Jüngern, Schwester des anwesenden Markgrafen von Brandenburg, und die Gräfin Mathildis, Gemahlin des Grafen Kraft von Hohenlohe. Diese drei Damen allein hatten zweiundvierzig edle Frauen und Fräulein in ihrem Gefolge. Dazu kamen die Frauen und Töchter der anwesenden Ritter und Adeligen, wie denn z. B. die vornehme Gesellschaft der „Leydtbracken im Kranz“, wie sich eine der anwesenden ritterlichen Innungen nannte, nicht weniger als vierundachtzig geschmückte Frauen und Jungfrauen mitbrachte. Man kann sich hieraus einen schwachen Begriff von der Menge der Fremden machen, welche damals in Stuttgart zusammenkamen. Wundern aber muß man sich, wie es nur möglich war, alle diese vielen vornehmen Gäste, die natürlich als „Geladene des Grafen Eberhard im Bart“ von diesem, ihrem Stande und Range gemäß, bewirthet und gehalten werden mußten, — mit ihren vielen Pferden und Dienern anständig unterzubringen. Die Stadt Stuttgart

war nehmlich damals noch gar klein und fast unansehnlich, ob sie gleich als „befestigte" und sogar gut befestigte Stadt nicht den kleinsten Rang unter den Städten Deutschlands einnahm, sondern im Gegentheil überall wohlbekannt und nicht unberühmt war. An guten Herbergen war aber, trotzdem daß die Einwohnerzahl nicht viel über sechstausend Seelen betrug, kein Mangel, und sogar recht ansehnliche, aus großen und weiten Gebäulichkeiten bestehende Herbergen gab es. Da stand auf dem Markte die Herberge zum schwarzen Adler, auf demselben Platze, den dieser Gasthof jetzt noch einnimmt; zunächst dem innern Eßlingerthor lag die Herberge zum Becher, jetzt ein Privathaus; gegenüber dem Schlosse stand die Herberge zum Bären, da, wo jetzt das Ministerium des Innern steht, neben dem Seelthore auf dem Platze der jetzigen Legionskaserne befand sich die Herberge zur Bretzel und in der Eßlinger Vorstadt gab es eine Herberge zur Krone, deren Name sich noch in einem Hause an der Hauptstätterstraßenecke, gegenüber dem Leonhardsplatze, forterbt. Dagegen war das gräfliche Schloß, oder die Burg, wie man sich gewöhnlich ausdrückte, noch durchaus nicht in der großartigen Weise erbaut, die wir jetzt am sogenanten „alten Schlosse" bewundern. Damals stand nur erst der Theil desselben, welcher nunmehr den südöstlichen Flügel bildet, denn die drei andern Seiten wurden viel später unter Herzog Christoph aufgeführt und an den schon bestehenden Bau gleichsam angelehnt. Dagegen

hatte Graf Ulrich der Vielgeliebte wenige Jahre zuvor ein Sommerhaus gerade vor der Burg, auf deren Nordseite, erbaut, welches, obgleich nur von Holz, dennoch der Gäste viele fassen konnte. Auch standen große Klosterhöfe in Stuttgart, wie der Bebenhäuserhof, der Adelbergerhof, der Lorcherhof und andere, und diese mußten sich ebenfalls bequemen, je einige Dutzend der adeligen Herren auf Kosten Graf Eberhards zu beherbergen, wozu sie wegen ihrer weiten Räumlichkeiten auch besonders geeignet waren. Auf solche Art gelang es, die vielen Gäste mit der Unmasse von Dienern und Rossen gehörig unterzubringen, wobei wir noch bemerken, daß die Fürsten und Grafen sämmtlich in der gräflichen Burg selbst einlogirt und beherbergt wurden.

Nicht minder großartige Vorbereitungen, als die Unterbringung und Bewirthung der Gäste, kostete der Platz, wo das Turnier abgehalten werden sollte, denn es mußte derselbe durchaus mit Planken umgeben und mit hohen Schaugerüsten für die schönen Damen und Fräulein, wie für andere vornehme Gäste versehen werden. Der Platz selbst lag auf den sogenannten Turnieräckern, da, wo jetzt der Spitalplatz sich befindet, nur war er natürlich weit breiter und größer, als der jetzige Spitalplatz ist. Damals stand nehmlich von dem ganzen großen Stadttheile, welcher sich nunmehr nördlich von der Königs- und Rothenbühlstraße ausdehnt, noch wenig, oder fast gar nichts. Nur einer kleinen Kapelle, der Liebfrauen-

kapelle, wird erwähnt, welche sich mitten in den Turnieräckern erhob. Diese Kapelle hatte wenige Jahre zuvor, im Jahr 1471, Ulrich der Vielgeliebte abreißen lassen und den Grundstein zu einer neuen, größeren Kirche gelegt, welche jetzt noch steht und die Hospitalkirche heißt. Vollendet war sie im Jahr 1484, in welchem das Turnier gehalten wurde, noch nicht, sondern sie wurde dieß erst neun Jahre später. Dagegen hatten die Dominikanermönche, welchen der Graf Ulrich die Kirche schenkte, ein Kloster hinter derselben zu bauen angefangen, an dem aber nie mehr als ein Flügel ausgebaut wurde. Weitere Gebäulichkeiten fanden sich zu jener Zeit in besagtem Stadttheile nur wenige vor, und diese lagen zerstreut, gleichsam wie Bauernhöfe. Erst einige Jahre später, um's Jahr 1490, legte Eberhard im Bart den Grund zur Erbauung der „Turnierackervorstadt", wie man sie nannte, und theilte sie in Quadrate, welche von geraden und breiten, der Schnur nach gelegten Straßen durchschnitten wurden; allein ausgebaut, oder vielmehr angebaut und bevölkert wurde diese Vorstadt zu seiner Zeit und unter seiner Regierung doch nicht, sondern dieß geschah erst hundert Jahre später, wo gar stattliche Häuser dort entstanden, die von den ersten Familien Stuttgarts bewohnt wurden, weßwegen sich auch der Name Turnierackervorstadt so zu sagen von selbst in den der „reichen Vorstadt" verwandelte. Doch wir haben es jetzt nicht mit diesen späte-

ren Zeiten, sondern mit der Zeit des großen Turniers zu thun, und kommen demnach auf's Jahr 1484 zurück.

Damals also war in jener, jetzt durchaus mit Häusern bedeckten Gegend, beinahe Alles noch freies Feld, und ein Theil dieses Feldes nun, nämlich der zunächst der Liebfrauenkapelle oder Predigerkirche gelegene, wurde zum Turniere benützt. Schon seit Wochen arbeiteten dort Zimmerleute fast Tag und Nacht, um die Schranken und die Schaugerüste herzurichten. Der Platz, den die Schranken umgaben, war ein großes längliches Viereck, 140 Schritte lang und 100 Schritte breit. Die Schranken hatten eine Höhe von 4 Fuß, so daß man bequem darüber hinwegsehen konnte, waren aber nicht etwa von Brettern oder leichtem Holzwerke gezimmert, sondern bestanden aus starken behauenen Stämmen, die nicht zu durchbrechen waren. In der Mitte der nördlichen Seite des Vierecks wurde eine hohe Bühne errichtet, welche bedeckt war und die Kampfrichter, sowie die hervorragendsten, absonderlich die gräflichen und fürstlichen Gäste aufnehmen sollte. Links und rechts standen etwas niedrigere Bühnen, die dem vornehmen Frauenvolke angewiesen waren. Die westliche und östliche Seite des Vierecks war ebenfalls mit Tribünen geziert, zu welchen die Gäste niedrigeren Ranges Zutritt hatten. Vier andere rundlich geformte Bühnen in den vier Ecken des Turnierplatzes hatte man für die Trompeter und Musikanten bestimmt. Den freien Raum an den Schranken, da, wo keine

Bühnen waren, durften die Stuttgarter, sowie die Bewohner der nächsten Umgegend, Städter wie Landvolk, nach freiem Ermessen benützen, und man konnte darauf rechnen, daß diese Stehplätze am stärksten besetzt werden würden.

So nahte endlich die große Turnierwoche, so auf den „Obersten" folgte, von vielen Hunderten mit Sehnsucht erwartet. Schon am Samstag zuvor waren die meisten Ritter angelangt, denn der Sonntag sollte dazu benützt werden, die Beamten des Turniers zu erwählen: die Preisrichter, die Turniervögte und die Grießwärtel. Mußten ja doch Männer da sein, welche die Turnierfähigkeit der sich Meldenden prüften und nachsahen, ob es „mit den vier Ahnen" (turnierfähig war nur der Adelige, der beweisen konnte, daß zum allerwenigsten sein „Ur-Ur-Groß-Vater" schon adelig gewesen sei) seine wirkliche Richtigkeit habe! Mußte doch während des Turniers selbst strenge Ordnung gehandhabt und darauf gehalten werden, daß keiner der Kämpfenden eine andere Waffe führe, als die erlaubten: den Speer, den Kolben und das Schwert! Mußte man doch die erfahrensten und in adeligen Dingen bewandertsten Ritter auslesen, um nach beendigtem Kampfe darüber zu entscheiden, wer am besten gestritten und sich am ritterlichsten benommen habe!

Unter denen, die recht bald in Stuttgart eintrafen, war auch Graf Heinrich von Mömpelgard, und natürlich wurde er als ein naher Verwandter des Grafen Eberhard im Bart,

mit seinem treuen Ritter Willibald von Sperberseck und seiner ganzen Begleitung im Schlosse selbst einquartirt. Und diese seine Begleitung war keine kleine, denn zu ihr gehörte die edle Frau Elisabeth, die Gemahlin des Grafen Eberhard des Jüngern, mit Marie von Hagenbach und noch zehn andere Frauen und Fräuleins. Am Freitag vor dem Dreikönigsfest waren sie von Nürtingen herabgeritten, und ein gar fröhlicher Ritt war es gewesen, denn in Graf Heinrich rief das Bewußtsein, sich nach langen Jahren wieder einmal in der Heimath zu befinden, den alten Jugendmuth wieder hervor, während Willibald von Sperberseck ohnehin nicht müde wurde, der Marie von Hagenbach von seinen Ritten in fernen Landen zu erzählen, oder sie an das in frühester Jugend mit einander Erlebte zu erinnern! Die junge Dame schien solchem Gespräche gar gerne zuzuhören, denn sie lächelte ihrem Ritter überaus holdselig zu, und wenn auch die Wiederauffrischung jenes schrecklichen Tages in Breisach sie mit tiefer Wehmuth erfüllte, so färbten sich ihre Wangen bald wieder roth, wenn sie des Tages gedachte, wo Willibald durch seine That auf Lacrotte ihre Bewunderung und vielleicht noch mehr errungen hatte! — Nicht minder fröhlich, als der Ritt von Nürtingen her, war der Empfang in Stuttgart. Graf Eberhard im Bart war ihnen eine gute Strecke Wegs entgegengeritten und umarmte den Grafen Heinrich, als ob derselbe sein leiblicher Bruder wäre. Gegen seine Schwäherin,

Elisabeth aber war er voll zärtlicher Theilnahme und Zuvorkommenheit. Er wollte sie gleichsam dadurch entschädigen für die Gleichgültigkeit und Rohheit, mit der sie von ihrem eigenen Gemahle behandelt wurde. Einige Mißstimmung erregte es allerdings, als an dem darauf folgenden Sonntage Graf Eberhard der Jüngere ebenfalls in Stuttgarts Mauern einritt. Allein obwohl sein Gefolge, worunter sein Marschall Hans von Stetten der vornehmste war, nur ein gar bescheidenes genannt werden mußte, so weigerte er sich doch, „um keine weitere Störung zu machen," in der Burg Quartier zu nehmen, sondern stieg im Hause der Herren von Welling, das in der Nähe des Marktplatzes gelegen war, ab, demselben Hause, aus welchem nachher die Herberge zum Hirschen entstanden ist. So war die Störung in der That eine geringe, da der Graf nur bei den größeren Gelagen in der Burg erschien und sich im Allgemeinen gar still und anspruchslos hielt, ganz gegen seine frühere Gewohnheit. Sogar sein eigentliches Anliegen, die Erhöhung seiner Pension, oder im andern Fall Wiederauslieferung seines an Eberhard im Bart abgetretenen Theiles von Württemberg, ließ er ganz unberührt. „Er wolle darüber erst nach dem Turniere verhandeln," meinte er. Nicht ganz so bescheiden, als das seines Herrn, war das Betragen des Hans von Stetten. Im Gegentheile drängte sich dieser, wo er nur konnte, an Fräulein Marie von Hagenbach, und obwohl sie ihm keinerlei Aufmunterung gab,

sondern gerade umgekehrt ihm auswich, so viel es sich nur immer mit der Höflichkeit vertrug, so begehrte er doch, ihre Farben tragen zu dürfen; und als sie sich dessen weigerte, so erklärte er, es trotz ihrem Widerstande thun zu wollen, um sich von ihr einen Dank zu erwerben.

„Meine Farben trägt Herr Ritter Willibald von Sperbersedk," erwiederte Fräulein Marie. „Wenn Ihr sie erlangen wollt, so müßt Ihr sie ihm abkämpfen."

„Und hiezu steh' ich bereit, mit Schwert oder Lanze, in Scherz und Ernst, während der ganzen Turnierzeit und später, wenn's Euch darnach gelüstet," setzte Willibald heftig hinzu.

„Ihr macht gar schrecklich hohe Worte, Herr Willibald von Sperbersedk," versetzte Hans von Stetten mit spöttischem Tone; „und doch erinnere ich mich noch der Zeit, da Ihr einen langen Chorrock truget, und wie ein Meßjunge und Stolaträger aussaht."

„Und wo Ihr von dem Meßjungen und Stolaträger tüchtig abgebläut wurdet," lachte Graf Heinrich, in dessen Gegenwart das ganze Gespräch stattfand. „Nehmt Euch in Acht, Herr Hans von Stetten," setzte er dann mit ziemlichem Ernste hinzu, „man sagt zwar, daß Ihr brav zu Rosse sitzt und eine gute Lanze führt, aber ich wiederhole es Euch, nehmt Euch in Acht, daß Ihr nicht in den Sand geworfen werdet, denn ich kenne Wenige, die es mit meinem jungen Freunde hier aufnehmen könnten."

Der Montag war der erste Festtag. An diesem Tage nämlich wurden die Rüstungen der Ritter, welche sich zum Turniere gemeldet hatten und als turnierfähig in ein großes Buch eingetragen worden waren; sowie ihre Schwerter, Schilde und übrigen Waffen öffentlich ausgestellt und es war zu diesem Behufe neben den Turniergerüsten ein besonderes Zelt aufgeschlagen worden, das zwar nur aus Balken und Brettern bestand, aber innen doch ganz fein aussah, weil seine Wände ganz mit rothem Sammt bedeckt waren. Auch die „Danke", das ist die Preise, welche den „Siegern im Turniere" zu Theil werden sollten, wurden hier zur Schau ausgelegt und bestanden theils aus goldenem Geschmeide, theils aus Waffen allerlei Art, alles gar kostbar und fein gearbeitet. Die „Beschau" dieser Kostbarkeiten nahm ebenfalls einen ganzen Tag in Anspruch, nehmlich den Dienstag, der somit als zweiter Festtag galt, und es war gar lieblich anzuschauen, wie die Frauen und Fräulein, von ihren Rittern sittig und galant an der Hand geführt und natürlich auf's prächtigste herausgeputzt, in das „Beschauzelt" wallten, um die Kleinodien und Preisstücke, sowie auch die Harnische und übrigen Waffen der Ritter zu bewundern. Am Abende dieses Tages war sodann die erste allgemeine Zusammenkunft der Gäste in der großen Ritterstube der Burg, welche oberhalb des noch größeren unteren Rittersaales, der jetzigen Türnitz, lag, und die Herren wie

die Damen, die sich noch nicht persönlich kannten, wurden bei dieser Gelegenheit einander vorgestellt.

Doch dieß Alles bildete nur das Vorspiel zum eigentlichen Feste; denn zu den „wirklichen und wahrhaften Turniertagen" waren der Mittwoch und Donnerstag bestimmt. An diesen beiden Tagen sollten vier verschiedene Rennen stattfinden, nehmlich je eines am Mittwoch Vor-, und eines am Mittwoch Nachmittage, ebenso eines am Donnerstag Vor-, und ein anderes am Donnerstag Nachmittage. Das erste Rennen war das allgemeine, das sogenannte „Ensemble", an welchem alle Turnierende, das ist alle Ritter, welche das Turnier überhaupt mitmachten, zu gleicher Zeit Theil nahmen. Es wurden nämlich zu diesem Zwecke zwei große Parthieen gebildet, von denen sich jede ihren Führer oder König erwählte. Der Kampf war kein Einzelkampf, sondern viemehr eine Schlacht, jedoch eine Schlacht mit stumpfen Waffen, weil dieselbe nur zur Kurzweil dienen sollte. Als Sieger wurden die ausgerufen, welche ihre Lanzen an ihren Gegnern zersplittert hatten, ohne daß sie im Sattel gewankt wären. Als Besiegte mußten sich dagegen alle Diejenigen bekennen, welche entweder vom Pferde geworfen wurden, oder doch den Sitz im Sattel nebst dem Steigbügel verloren hatten. Das zweite Rennen am Mittwoch Mittag war ein Rennen der „vier Lande", und hiebei mußte viermal gerannt werden, nämlich je einmal zu Ehren eines jeden der vier Lande, d. i. das erste Mal zu Ehren

Schwabenlands, das zweite Mal zu Ehren Baierlands, das dritte Mal zu Ehren Frankenlands und das vierte Mal zu Ehren des Rheinlands. In solcher Rangordnung standen damals die vier Haupttheile Deutschlands. Uebrigens bediente man sich auch bei diesen vier Ehrenrennen nur stumpfer Waffen, eben weil es Ehrenrennen waren. Das dritte Rennen am Donnerstag Vormittag war das Rennen der verschiedenen „Gesellschaften", deren nicht weniger als zwölf auf dem Turniere vertreten waren, so die schon genannte Gesellschaft der „Bracken im Kranze", deren König Conrad Späth war, die Gesellschaft derer „im Einhorn", die derer „im Falken und Fisch", die derer „im Steinbock", derer „im Wolf", derer „im Wind", derer „im Esel" und dergl. mehr. Bei diesem „Rennen der Gesellschaften" wurden nicht einzelne Ritter als Sieger erklärt, sondern vielmehr die Gesellschaften selbst; das heißt mit andern Worten, die Gesellschaft deren Mitglieder die meisten Lanzen zersplittert hatten, ohne im Sattel zu wanken oder vom Rosse zu fallen, wurde mit dem Preise gekrönt. Das vierte Rennen endlich war das gefährlichste, denn es bestand dieß in einzelnen Zweikämpfen zwischen Solchen, die einen eigenen Strauß mit einander abzumachen hatten. Ein solcher Zweikampf wurde so lange fortgesetzt, bis einer der beiden Ritter am Boden lag und sich demnach für besiegt erklären mußte. Man bediente sich dabei nicht bloß der Lanze, sondern auch des Schwertes, und obwohl letzteres

nicht geschliffen sein durfte, so kamen doch oft bedeutende Verletzungen vor, die sogar hie und da den Verlust des Lebens zur Folge hatten. Entziehen konnte sich solchem Zweikampf kein Ritter, der von einem Andern dazu aufgefordert wurde, denn sonst hätte er seine Turnierfähigkeit verloren; aber gewöhnlich endigten die Kämpfenden ihren Streit schon nach drei oder vier Gängen damit, daß der Eine, der seine Niederlage vor Augen sah, sich mit dem Werthe seines Pferdes und seiner Rüstung loskaufte, und nur wo eine besondere Erbitterung obwaltete, wurde der Kampf bis auf's Aeußerste getrieben. Selten ging übrigens ein Turnier vorüber, ohne daß zwei oder drei solcher Einzelkämpfe stattfanden und gerade auf dieses letzte Rennen waren die Damen und Ritter am begierigsten, weil ein Kampf auf Leben und Tod natürlich die Nerven mehr aufregt, als nur eine Spiegelfechterei zum Spasse und zur Kurzweil!

Es kann nun natürlich nicht unsere Absicht sein, das Turnier, welches in der Woche nach dem Obersten in Stuttgart stattfand, in allen seinen Einzelnheiten und in seinem ganzen detaillirten Verlauf zu beschreiben, sondern wir wollen nur im Allgemeinen Nachricht geben, wie dasselbe vorüberging, natürlich dem Rechnung tragend, was auf die in dieser Erzählung handelnden Personen besonderen Bezug hat. Zum Voraus aber können wir versichern, daß es eine Festlichkeit sonder Gleichen war, und daß sogar der Himmel günstig auf

dieselbe gestimmt zu sein schien, denn die ganze Woche war kein Wölkchen am Firmamente zu treffen, und die Sonne blitzte so warm und klar, daß man hätte meinen können, im Märzmonate, statt im Januar, zu stehen. Besonders schön erglänzte der Tag an jenem Mittwoch, an welchem das allgemeine Rennen stattfand, und schon früh um 7 Uhr, als es kaum licht zu werden begann, zogen Tausende von Zuschauern dem Turnieracker zu, um sich daselbst einen guten Platz zu sichern. Wenn es nehmlich auch nicht Allen gelang, unmittelbar an die Schranken zu stehen zu kommen, so konnte man doch wenigstens dessen sicher sein, daß Einem der Anblick des Zugs, mit dem das Turnier eröffnet wurde, dort nicht entgehen konnte! Schlag 8 Uhr setzte sich auch wirklich dieser Zug von der Burg, das ist dem jetzigen alten Schlosse aus in Bewegung. Voraus ritten Herolde mit großen Stäben und in seidener Amtstracht; dann kamen Pfeifer und Trompeter, ebenfalls festlich gekleidet; hinter diesen folgten stattliche Männer, welche große Fahnen schwangen, und auf diesen Fahnen waren sowohl die württembergischen, als auch die brandenburgischen Wappen gemalt. Es geschah dieß zu Ehren der beiden Anführer oder Könige der zwei Partheien, in welche bei diesem Rennen die sämmtlichen Ritter abgetheilt worden waren; denn zu diesen Königen hatte man den Markgrafen Friedrich von Brandenburg und den Grafen Eberhard im Barte erwählt. Auf die Fahnenträger folgte eine Rotte von

Reisigen, welche die beiden großen Eingänge, so von zwei entgegengesetzten Seiten her in die Schranken führten, zu bewachen und dafür zu sorgen hatten, daß außerhalb der Schranken keine Unordnung vorfiel. Dann kamen die Grießwärtel mit den Bahndienern, welche innerhalb der Schranken die Ordnung aufrecht halten sollten. Nun folgte eine Schaar prächtig in Sammt und Seide gekleideter Musikanten, welche liebliche Weisen ertönen ließen. Hinter diesen ritten zwei Marschälle mit Kommandostäben, und nun folgten die Damen, Frauen und Fräuleins, von denjenigen Rittern und Herren geleitet, welche nur als Gäste, nicht als Turnierende sich eingefunden hatten, Alle gar herrlich geputzt, mit zierlichen Federn auf den Baretten und lächelnden, fröhlichen Angesichts. Hinter den Frauen und Fräuleins ritt wieder eine Schaar von Reisigen; dann folgten Trompeter, welche einen kriegerischen Marsch bliesen, und nun kamen die vier Turniervögte, einer aus Schwaben, der andre aus Baiern, der dritte aus Franken und der vierte aus den Rheinlanden. Hinter diesen ritten die Kampfrichter, welche man ebenfalls aus den vier Landen auserlesen hatte, und deren zwei vornehmste der Landgraf Wilhelm von Hessen und der Burggraf Heinrich von Meißen waren. Unmittelbar nach ihnen kam der Markgraf von Brandenburg, vom Kopf bis zum Fuße geharnischt, auf einem prächtigen Streitroß; sein Gefolge bildeten etwa vierzig bis fünfundvierzig Ritter, Freiherren und Grafen, die sich zu

seiner Parthei hatten einschreiben lassen. Dann kam der Anführer und König der zweiten Parthei, Graf Eberhard im Barte, nicht minder prächtig gerüstet und beritten, mit einem Gefolge von eben so vielen Rittern und Adeligen, als hinter dem Markgrafen von Brandenburg ritten. Den Schluß bildete ein Fähnlein Reisiger, so sich außerhalb der Bahn aufzustellen hatte.

Langsam und feierlich ritt der Zug von der Burg ab über den Marktplatz durch die Hauptstraßen der Stadt auf den Turnierplatz, und es währte wohl eine gute Stunde, bis die Damen und Fräuleins abgestiegen und ihre Ehrenplätze auf den Gerüsten eingenommen hatten. Nun beeilten sich die Turniervögte, vor den Kampfrichtern, welchen, wie wir oben gesehen, die höchste Bühne innerhalb der Schranken angewiesen worden war, die Danke oder Preise aufzustellen, mit welchen die Sieger dieses ersten Turniers belohnt werden sollten. Alsobald gaben Trommelschlag und Trompetenblasen das Zeichen für die zwei Ritterpartheien, in die Schranken einzureiten. Dieß geschah von zwei Seiten aus, denn sowohl die westliche, als die östliche Seite des Vierecks hatte ein Eingangsthor, welches von einer Anzahl Reisigen bewacht wurde. Unmittelbar vor jedem der Thore, aber innerhalb der Schranken, war ein luftiges Zelt errichtet für die Turnierkönige und ihre Ritter. Auf dem östlich gelegenen Zelte wehte die Fahne Württembergs, auf dem westlich gelegenen die des Markgrafen

von Brandenburg. Zuerst ritten nun alle die Ritter, so am Turniere Theil nahmen, rings in den Schranken herum, in langsamem Schritte, und zwar so, daß Graf Eberhard im Bart und seine Parthei von der Linken zur Rechten, der Markgraf von Brandenburg aber mit den Seinigen von der Rechten zur Linken ritt. Jeder Ritter verbeugte sich tief vor seiner Dame, wenn er beim Vorbeireiten unter ihrem Platze vorüberkam; vor den Kampfrichtern aber machten Alle insgesammt auf einmal eine tiefe Reverenz. Nun stellte sich jede Parthei vor dem Zelte ihres Turnierkönigs in Schlachtordnung auf. Bewegungslos, gleich Bildsäulen, hielten sie in zwei Reihen, einander gerade ins Gesicht schauend, die Lanze in der Rechten, das Visir geschlossen. Jetzt gab der erste Kampfrichter das Zeichen, die Trompeter bliesen und die Ritter sprengten gegen einander, Jeder seinen ihm gegenüber haltenden Gegner fest auf's Korn nehmend.

Merkwürdigerweise hatten sich Graf Eberhard der Jüngere und sein Vertrauter, Hans von Stetten, unter die Parthei Graf Eberhards im Bart einschreiben lassen, obwohl der Markgraf von Brandenburg der Bruder von Frau Elisabeth, der Gattin Eberhards des Jüngeren, war. Umgekehrt aber hielten Graf Heinrich und sein treuer Ritter Willibald zu der Parthei des Brandenburgers. Trug doch Graf Heinrich die Farben der Frau Elisabeth, wie Willibald die von Fräulein Marie! Beim Umreiten der Schranken war Hans von

Stetten so frech gewesen, sich tief vor Marie von Hagenbach zu verneigen; diese aber hatte seinen Gruß gar nicht, oder fast unmerklich erwiedert, während man umgekehrt deutlich sehen konnte, daß sie dem Willibald von Sperberseck nicht bloß sich zuneigte, sondern ihn auch mit einem freundlichen Lächeln ermunterte. Auch Hans von Stetten hatte diesen Vorzug bemerkt, welcher seinem Nebenbuhler geworden war, und ohne Zweifel mochte hierin der Grund liegen, daß er sich beim Einreiten in seine Kampfreihe dem Ritter Willibald gerade gegenüberstellte, denn, seiner großen körperlichen Stärke sich bewußt, dachte er wohl, es werde ihm ein Leichtes sein, seinen Feind — denn als einen solchen betrachtete er ihn — durch einen kräftigen und geschickten Lanzenstoß zu Falle zu bringen und dadurch in den Augen Mariens herabzusetzen. Die Sache aber sollte gerade umgekehrt ausfallen, als er vermeint hatte, wie wir sogleich sehen werden.

Der Anprall der Ritter auf einander war ein furchtbarer. Es krachte und donnerte, als ob die Welt aus ihren Fugen gehen sollte. Waren doch sowohl die Kämpfenden, als auch ihre Rosse, in eine feste Masse von Eisen gehüllt, so daß man, als die ebenfalls schwer mit Eisen beschlagenen Lanzen auf die Harnische geworfen wurden, meinen konnte, es hämmerten wohl hundert Grobschmiede zusammen und zu gleicher Zeit mit ihren Hämmern auf ihren Ambosen herum! Ohne Zweifel wären die Nerven der jetzigen Damen nicht mehr fähig, ein

solch gräßliches Schauspiel zu ertragen, ohne in eine tiefe Ohnmacht zu sinken; allein entweder waren die damaligen Frauen und Fräuleins von einer anderen, derberen Leibesconstitution, oder auch brachte es das Gewohntsein der Sache mit sich — genug, die schönen Gestalten auf den Schaubühnen ertrugen dieses furchtbare Rencontre, ohne daß eine besondere Erschütterung an ihnen zu bemerken gewesen wäre. Allerdings sah man manch' liebliches Gesicht fast tödtlich erbleichen, und namentlich schien bei Marie von Hagenbach fast alles Blut nach dem Herzen zurückgedrängt zu sein, als der Zusammenstoß erfolgte; allein es war dieß weniger das Resultat erschütterter Nerven, als vielmehr die Folge der Angst und Besorgniß, welche einzelne Frauen und Fräulein um diesen oder jenen der kämpfenden Ritter fühlen mochten. Die meisten der lieblich geschmückten Zuschauerinnen behielten ihr rosiges Lächeln bei, als der Anprall erfolgte, und ihr Auge strahlte in Erwartung des Resultats des Rennens nur um so heller. Im ersten Augenblicke konnte man übrigens gar nichts unterscheiden, denn, obwohl der ganze große Platz durchaus von Schnee gesäubert und mit feinem Flußsande bestreut war, so wirbelte doch ein solcher Staub auf, daß kein Auge denselben zu durchdringen vermochte. Kaum aber hatte sich die Wolke verzogen, so zeigte sich ein eben so herzbrechendes, als herzerhebendes Schauspiel.

Von den neunzig Rittern, welche in voller Gesundheit

und Kraft gegen einander gesprengt waren, um ihre Lanzen mit einander zu brechen, saßen höchstens noch dreißig gesund und heil auf ihren Rossen. Die Uebrigen waren Alle von dem Stoße ihres Gegners mehr oder minder hart betroffen worden. Wohl ein Dutzend derselben lag ächzend und stöhnend auf dem Boden, und ihre ledigen Rosse jagten wiehernd im Kreise herum, gefolgt von den Bahndienern, welche sie wieder einzufangen strebten, während den Gefallenen ihre Knappen hülfreich beisprangen und sie wieder auf die Beine brachten, wenn sie anders noch zu gehen vermochten. Zwanzig Andere vielleicht hatten zwar ebenfalls ihren Halt auf den Rossen verloren, aber sie waren doch nicht gestürzt und hatten weder eine Rippe noch ein Bein gebrochen, sondern standen aufrecht und unversehrt, ihre Pferde am Zügel haltend.

Am besten waren die weggekommen, welche bloß die Steigbügel verloren, aber sich im Sattel erhalten hatten. Doch mußten auch sie sich für besiegt erklären, und ihre Rosse sowohl, als ihre Rüstungen waren den Siegern verfallen, konnten übrigens gegen ein zum Voraus bestimmtes, allgemein übliches Lösegeld wieder zurückgekauft werden. Beschämt zogen sich die Besiegten sämmtlich zurück und ritten entweder in aller Stille und gesenkten Hauptes ganz aus den Schranken, oder wurden sie in einem der beiden Zelte von ihren Knappen ihrer Rüstung entledigt, und so unter Beiziehung

des Hofwundarztes, der natürlich anwesend sein mußte, so gut als thunlich verbunden, wenn sie verwundet waren.

Unter denen, die mit dem Pferde gestürzt und übergekollert waren, befand sich auch Hans von Stetten, und so unglücklich war sein Fall gewesen, daß sein Roß auf ihm lag, und er weder aufstehen, noch sich rühren konnte. Die Lanze Willibalds hatte ihn mitten auf die Stirne getroffen, und obwohl dieselbe, da sie stumpf war, nicht durch das eiserne Visir dringen konnte und auch sonst keine Verletzung zur Folge hatte, so war doch der Stoß so furchtbar gewesen, daß der stolze Herr trotz aller seiner Kraft ihm nicht zu widerstehen vermochte. Doch wäre es ihm bei seiner großen Geschicklichkeit und Reiterkunst ohne Zweifel gelungen, sein Roß, das sich auf die Croupe gesetzt hatte, wieder aufzureißen, wenn nicht durch den Rückprall des Pferdes die Bauchgurte gebrochen wäre, so daß er mit dem Sattelzeug den Halt verlor und sich selbst unter sein Roß zu Falle brachte. Auch Willibald hatte einen mächtigen Stoß erlitten. Die Lanze seines Gegners war auf seiner Brust zersplittert, aber sei es nun, daß er eine größere Kraft, denn sein Gegner, besaß oder daß ihn der Gedanke an Marie von Hagenbach unüberwindlich machte, so viel ist sicher, er verlor weder einen Bügel, noch wankte er auch nur in seinem Sattel. Im Gegentheil, sobald er die unglückliche Lage seines Gegners sah, sprengte er hastig auf ihn zu und sprang vom Pferde, um

ihm hülfreich beizustehen. Es gelang ihm auch, denselben unter seinem Rosse hervorzuziehen, und dieses sprang alsobald ebenfalls auf, als der Ritter wieder auf seinen Füßen stand. In diesem Augenblicke kam aber auch anderweitige Hülfe, um den Gefallenen zu unterstützen.

„Habt Ihr Schaden genommen?" fragte Willibald theilnehmend.

„Geh' zum Teufel mit deinem Mitleid," schrie der Andere wüthend. „Du glaubst am Ende, du habest mich besiegt, während doch nur der verfluchte Bauchgurt mich zu Falle gebracht hat. Aber du sollst mir Rede stehen, bei allen Teufeln, das sollst du, und dann wird sich's zeigen, wer die Lanze und das Schwert besser führt, du oder ich."

„Sogleich, heute, morgen, wann Ihr wollt," rief Willibald. „Bestimmt den Tag und die Stunde. Mit scharfen oder stumpfen Waffen, mit Schwert, Keule oder Lanze, oder mit allen Waffen zugleich wird Willibald von Sperberseck Euch treffen."

„Gut also," entgegnete Hans von Stetten. „Morgen Mittag, und zwar mit scharfer Lanze und scharfem Schwert, wenn die Turniervögte einen Zweikampf dieser Art gestatten."

Dann ging er, ohne den Blick zu erheben, dem Zelte zu, dem er angehörte. Auch Willibald sprang wieder zu Rosse und hielt einen Augenblick darauf neben dem Grafen Heinrich von Mömpelgard und dem Markgrafen von Brandenburg.

welche beide mit etwa zehn andern Rittern ihrer Parthei noch hoch zu Rosse saßen. Ebenso hielten auf der andern Seite vor ihrem Zelte die beiden Grafen von Württemberg, nebst etwa einem Dutzend Ritter. Es dauerte nun fast eine Viertelstunde, bis man den freien Platz innerhalb der Schranken ganz gesäubert und wieder mit frischem Sande geebnet hatte. Sobald aber dieß geschehen und die Spuren des ersten Rennens ganz vertilgt waren, gab der Burggraf von Meißen, als erster Kampfrichter, abermals das Zeichen und schmetternd fielen die Trompeten ein. Wiederum sprengten die Ritter auf einander los, daß es donnerte und krachte, und der aufwirbelnde Staub die sämmtlichen Kämpfenden auf einige Minuten in eine dichte Wolke vergrub, doch dießmal war das Resultat ein ganz anderes, denn als der Staub sich verzog, sah man nicht Einen der Ritter auf dem Boden liegen, und nicht Ein lediges Pferd sprengte innerhalb der Schranken herum. Offenbar waren die vom ersten Rennen Uebergebliebenen einander an Kraft und Geschicklichkeit fast gleich, denn Alle hatten ihre Lanzen so kräftig geworfen, daß dieselben sämmtlich zersplitterten, ohne daß auch nur Einer der Reiter zu Falle kam. Ein Einziger hatte den Bügel verloren und ritt deßhalb nach einer leichten Verbeugung gegen seinen Besieger aus den Schranken. Gerade dasselbe Resultat zeigte sich beim dritten und bei den folgenden Zusammenstößen. Immer nur wurden Einer oder Zwei zum Wanken gebracht. So hatte es den

Anschein, dieses Morgenturnier würde weit über den Mittag hinaus dauern; denn als die Trompeter das Zeichen zum achten Rennen gaben, hielten von jeder Seite immer noch acht oder neun Ritter, und diese saßen so fest und warfen ihre Lanzen mit solcher Kraft, daß man nicht wußte, wem man die Palme des Siegs zuerkennen solle. Auch bei diesem achten Zusammenstoße splitterten alle Lanzen, und keiner der Ritter wankte, so daß alle Zuschauer voll Bewunderung in ein großes Beifallsgeschrei ausbrachen Allein statt, wie gewöhnlich nach beendigtem Rennen, wieder vor sein Zelt zu sprengen und sich an die Spitze seiner Parthei zu stellen, ritt Graf Eberhard im Bart, der dießmal mit dem Markgrafen von Brandenburg seine Lanze gebrochen hatte, mit zierlichem Anstand auf den Letzteren zu und schlug sein Visir auf.

„Ich meine," sagte er, freundlich sich verneigend, „für Schimpf und Ehre haben wir nun genug gethan. Wenn es Euch daher recht ist, mein hochgeehrter Herr Vetter von Brandenburg, so wollen wir Beide uns vom Kampfe zurückziehen und die Gewinnung der Danke den jüngeren Rittern überlassen, denn der Jugend Ehrgeiz ist es, Gesundheit und Leben daran zu wagen, ein Lächeln von ihren Damen zu gewinnen, während wir Aelteren doch schon eher auf den Loorbeeren unserer Erinnerung ausruhen können. So Ihr aber darauf besteht, selbst einen Dank zu gewinnen, so werde ich mit Euch ausharren bis auf die letzte Lanze, denn es geziemt

mir nicht, meinem hochgeehrten Gaste gegenüber den Kampf aufzugehen, ehe dieser selbst das Zeichen dazu gibt.“

„Bei Sankt Peter, Ihr habt recht, Herr Vetter von Württemberg“, rief der Markgraf von Brandenburg, „überlassen wir die Sache den Jüngeren und Unverehelichten, und betrachten wir den Verlauf des Kampfes mit Muße von unsern Zelten aus.“

„Ei, wenn Ihr Euch zurückzieht, so will ich auch nicht länger mitkämpfen,“ setzte Graf Heinrich von Mömpelgard lachend hinzu, indem er ebenfalls sein Visir aufschlug; „denn obwohl ich als Johanniterpriester noch unbeweibt bin, so zähle ich mich doch nicht mehr zu den ganz Jungen. Nun, Willibald,“ rief er zum Schlusse dem neben ihm haltenden Ritter zu, „du siehst, ich lasse dir freie Hand; aber bedenke, Marie von Hagenbach hat einen Dank zu vergeben.“

So spreugte er mit dem Markgrafen von Brandenburg vor das Zelt und stieg dort von seinem Rosse; desgleichen that auch Eberhard im Barte, und ihnen folgten von beiden Seiten so viele, daß auf jeder Parthei nur noch drei Ritter überblieben, welche den Kampf fortzusetzen begehrten. Diese Sechse aber bereiteten sich gar sorgfältig auf diesen Gang vor, welcher, wie sie dachten, ohne Zweifel entscheidend ausfallen würde, da sowohl Roß, als Reiter durch die ersten acht Stechen gar sehr ermüdet waren. Jeder nahm von seinem Knappen eine neue Lanze und prüfte diese sorgfältig, ob auch

der Schaft ganz unverletzt und stark sei. Auch sahen sie, Einer wie der Andere, beim Sattelzeug nach, ob sich Alles in gehöriger Ordnung befinde und kein Riemen gebrochen oder locker geworden war. Nachdem nun dieß geschehen und Jeder sich mit einem Becher Wein gestärkt hatte, den man ihnen vom Zelte aus reichte, gab der erste Kampfrichter abermals das Zeichen und die Sechse sprengten auf einander los.

Die Aufregung unter den Zuschauern war eine grenzenlose. Das Volk, welches an den Schranken stand, hob sich auf seine Zehen, um besser zu sehen. Sogar die Damen auf den Tribünen hatten sich fast alle erhoben, um auch nicht ein Titelchen von diesem Rennen zu verlieren. Nur Marie von Hagenbach blieb sitzen und hielt ihr Tüchlein vor die Augen, damit man die Bewegung ihres Innern nicht gewahre. Ihr Herz pochte fast hörbar, so groß war ihre Beklemmung. In der That hatten die Zuschauer aber auch Grund zu solcher Aufregung, denn die sechs Ritter nahmen alle ihre Kraft und Geschicklichkeit zusammen, um diesen Kampf zu einem entscheidenden zu machen. Sie tummelten ihre Pferde so rasch und warfen ihre Lanzen so gewaltsam, daß eine eherne Mauer hätte sollen zum Wanken gebracht werden, wie viel mehr ein schwaches Wesen von Fleisch und Bein. Dennoch wankte keiner der Ritter. Jeder saß fest im Bügel, wie im Sattel, und die sechs Lanzen waren zersplittert, ohne irgend Schaden gethan zu haben. Trotz allem dem war aber dennoch dieses

Stechen das Ende des Kampfes, denn auf der Seite der drei Brandenburgischen that eines der Pferde einen Fehltritt, so daß es den Fuß nicht mehr brauchen konnte, und sein Reiter wurde dadurch kampfunfähig. Umgekehrt aber auf der Seite der Württembergischen verlor der, auf welchen die Lanze Willibaldens gerichtet gewesen war, seinen Helm, weil ihm durch die Gewalt des Stoßes das eiserne Sturmband brach. So erklärte sich auch dieser für besiegt. Nun senkte der Burggraf von Meißen seinen Stab, und der Kampf wurde für beendigt erklärt, da von den vier noch unversehrten Rittern Jeder einen Dank oder Preis erhalten sollte.

Von allen vier Ecktribünen schmetterten jetzt die Trompeten, die Sieger zu bewillkommnen, aber so laut auch die Fanfaren ertönten, der Jubel des Volks war doch noch stürmischer, und man hörte denselben bis in die Stadt hinein. Die vier Ritter wurden von ihren Freunden umringt und mit Lobsprüchen überhäuft, und als nun die Trompeten abermals schmetterten, setzten sich die vier Sieger wieder zu Rosse und umritten in langsamem Schritte neben einander die Schranken. Vor den Kampfrichtern machten sie eine tiefe Verbeugung, dann sprengte Jeder im schnellsten Laufe vor die Frauentribüne, auf der das Fräulein saß, dessen Farben er trug. Nun sah die ganze Zuschauerschaft, von dem Höchsten bis auf den Niedersten, nichts mehr, als nur die vier Fräulein, vor welchen die vier Sieger ihre galoppirenden Rosse durch Einen

Ruck anhielten, daß diese sich zu überstürzen drohten. Dann senkte jeder der Ritter die Lanze und verbeugte sich vor seiner Dame so tief, daß sein Helm die Mähne des Rosses berührte. Auch Marie von Hagenbach gehörte unter diese vier Fräulein, und als Willibald mit aufgeschlagenem Visire vor ihr hielt, da erfaßte sie eine solche Verwirrung, daß sie in die Erde zu sinken vermeinte; aber die Frau Gräfin Elisabeth, neben welcher sie saß, unterstützte sie freundlich, bis sie ihrer Verlegenheit Meister wurde. Die holde Röthe aber, welche ihr Stirne, Wangen, Hals und Busen färbte, konnte sie doch nicht ganz unterdrücken. So erhob sie sich denn und machte dem Ritter eine tiefe Verbeugung, zum Zeichen, daß sie seine Huldigung annehme und damit verspreche, nicht bloß ihm am morgenden Abende den ihm gebührenden Dank bei dem im Rittersaale der Burg stattfindenden Feste darzureichen, sondern auch bei dem diesem Feste nachfolgenden Balle seine Tänzerin für die ganze Nacht zu werden. Gerade so thaten auch die drei andern Jungfrauen, vor denen die Sieger hielten.

Lautlos still hatte die Menge dieser Ceremonie zugesehen; wie aber alle vier Fräulein sich verbeugt hatten und die Ritter wieder ihren Zelten zusprengten, da brach ein so lauter und endloser Jubel aus, daß die Luft förmlich davon erdröhnte. Nun erhoben sich die Kampfrichter, verließen die Tribüne und bestiegen ihre Rosse. Das erste Kampfspiel hatte ein Ende, und alle Anwesenden begaben sich entweder in die

Burg, oder aber in ihre Herbergen, um den Mittagsimbiß einzunehmen, damit sie zu rechter Zeit für das schon um zwei Uhr wieder beginnende zweite Stechen, das Stechen der vier Lande, parat seien. Die Sieger aber waren auf die Burg zur Tafel des Grafen Eberhard geladen, und zehn Trompeter bliesen ihnen voraus, als sie hart neben einander, damit Keiner vor dem Andern einen Vorzug habe, vom Turnierplatze in das Schloß einritten. Erst hinter ihnen kam der Zug der Damen. Unter diesen war aber wenigstens Eine, die in stiller Seligkeit vor sich hinlächelte, und diese Eine hieß Marie von Hagenbach.

Achtes Capitel.

Die Ballnacht auf der Burg.

So schön und herrlich die Sonne am Mittwoch, dem ersten Turniertage, gestrahlt hatte, so lieblich und rein strahlte sie auch am drauffolgenden Tage. Die beiden Rennen, das der „vier Lande", welches am Mittwoch Mittag, sowie das der „Gesellschaften", welches am Donnerstag früh stattgefunden hatte, waren eben so glücklich und solenn vorübergegangen, als das „allgemeine" Rennen. Im Ganzen waren nur etwa zwanzig Bein- und Schenkelbrüche, sowie ein Dutzend Rippenverletzungen vorgekommen; tödtlich aber war kein einziger Fall geworden. Im Rennen der vier Lande hatte sich Ritter Heinrich von Fürstenberg besonders hervorgethan; im Rennen der adeligen Gesellschaften blieben Sieger: Schweikher von Sickingen, König derer im „Esel", und Conrad Späth, König der „Leydtbracken im Kranz". Weder Heinrich von Mömpelgard, noch Willibald von Sperberseck hatten eines dieser

Rennen mitgemacht, so wenig als Graf Eberhard der Jüngere und sein Marschall Hans von Stetten. Am Donnerstag Mittag aber sollten Hans von Stetten und Willibald von Sperberseck die Hauptrolle spielen, denn Ersterer hatte den Letzteren auf den Zweikampf „mit spitzen Waffen" gefordert, und da derartige Kämpfe immer seltener vorzukommen pflegten, so war natürlich nicht bloß die versammelte Volksmenge, sondern besonders auch die Ritterschaft und die Damenwelt auf dieses letzte Turnier besonders gespannt.

Beide Gegner machten, wie natürlich, auf diesen Kampf ganz außergewöhnliche Vorbereitungen. Nicht bloß wurden ihre Streitrosse besonders gut verpflegt, um dieselben auf diesen Tag zu stärken, sondern sie ließen auch Beide ihren Harnisch zum Waffenschmied bringen, um denselben genau untersuchen zu lassen, ob etwa nicht irgend eine Kleinigkeit lädirt sei und einer Nachbesserung bedürfe. Auch wurden besonders starke Lanzenschäfte ausgesucht und mit langen eisernen Spitzen versehen, auf deren Festigkeit die Schmiede besondere Sorgfalt verwenden mußten. Das Schlachtschwert wurde scharf geschliffen und vorher tüchtig geprüft, ob es auch fähig sei, Eisen zu durchhauen. Bei allen diesen und ähnlichen Vorbereitungen stand Graf Heinrich seinem Schützling Willibald gar freundlich und theilnehmend zur Seite, und versäumte gar nichts, um denselben so auszurüsten, daß er sich nicht nachher den Vorwurf der Nachlässigkeit machen müßte.

Auch Graf Eberhard der Jüngere kam einige Stunden vor dem Rennen zu seinem Marschall von Stetten, aber er that es weniger, um ihm beizustehen, als um ihm Vorwürfe zu machen.

„Du wußtest, was wir für heute Nacht vorhaben," sagte er, heftig auf und ab schreitend, „und nun mußt du durch diesen Zweikampf Alles auf's Spiel setzen. Die Sache war klug genug eingefädelt, und ich habe den Thierstein und die zwei Frauen, nebst dem Mönche, heute Morgen schon an den Schranken bemerkt. Sie waren so gut als Bauern und Bäuerinnen verkleidet, daß sie der Teufel selbst nicht erkennen konnte, und daß sogar ich gleichgültig an ihnen vorübergeritten wäre, wenn mir die Barbara nicht einen Wink gegeben hätte. Aber was hilft das Alles, wenn du in diesem Zweikampf unterliegst? Soll ich dich dann hülflos zurücklassen, wenn wir den Bärtigen einfangen und mit ihm nach Kirchheim eilen? Man würde dich in diesem Falle als Mitschuldigen einkerkern, und ich gäbe keinen Pfifferling um dein Leben."

„Ei, wie besorgt du um meine Sicherheit bist!" erwiederte Hans von Stetten in spöttischem Tone. „Mich sollte aber fast bedünken, es sei dir weniger um die meinige, als um die deinige zu thun, denn du meinst wohl, wenn ich im Zweikampf unterliege, so werde ich, um mein Leben zu retten, die Sache verrathen und dich deinem Vetter Eberhard überliefern. Ist's nicht so? Aber sei ganz ruhig, ich werde nicht

unterliegen. Ich habe mich vorgesehen, und wenn sie mich auch nachher des Ritterthums für verlustig erklären sollten, weil ich geheime Waffen gebraucht habe, so mögen sie's immerhin thun, wenn nur Er sein Theil hat. Zweimal hat er mich nun beschimpft, er soll's nicht zum drittenmale thun. Hans von Stetten ist nicht der Mann, solches zu ertragen. Oder sollte ich ruhig zusehen, wie ihm die reiche Mündel zulächelt und er ihren Ritter spielt? Nein, beim Satan, lieber setze ich Leben und Ehre auf's Spiel; ja, lieber wollte ich einen Mord an ihm begehen, als solches noch länger mitanzusehen."

Inzwischen war der Donnerstag Mittag herangekommen, und in stattlichem Zuge begab sich Graf Eberhard der Aeltere mit seinen Gästen auf den Turnierplatz. Jeder der beiden Ritter, die den Zweikampf auszufechten hatten, war von einer Schaar Freunde umgeben, welche sie bis in die Schranken begleiteten, wo Jedem von ihnen eines der beiden Zelte, von denen wir im vorigen Capitel gesprochen haben, angewiesen wurde. Nachdem nun Alles aufs Beste angeordnet war, wurde Hans von Stetten vor die Tribüne der Kampfrichter geführt. Der Erste derselben fragte ihn, ob er auf seiner Ausforderung beharre, und als er dieß bejahte, so mußte er schwören, außer Lanze und Schwert keine verborgenen Waffen zu führen. Solcher Schwur mußte immer bei einer derartigen Gelegenheit geleistet werden, und zwar: „bei

Gefahr, als ehrlos den Schild zerbrochen zu sehen, und aus dem Stande der Ritterschaft ausgestoßen zu werden.“ Nachdem dieß geschehen, setzte Hans von Stetten sein Pferd in Galopp und ritt dreimal in gestreckter Carrière innerhalb der Schranken herum. So oft er jedoch unter der Tribüne, auf der Marie von Hagenbach saß, vorüberkam, spornte er sein Roß dermaßen, daß dieses sich hoch bäumte; ja, das dritte Mal plagte er das edle Thier so sehr, daß dasselbe um keinen Preis mehr vorwärts zu bringen war. So mußte er, damit er sein Roß nicht total verhetze, ohne seinen dritten Umritt vollendet zu haben, umkehren, um seinen Platz vor dem ihm eingeräumten Zelte, wo er stillzuhalten hatte, zu erreichen, was als ein böses Vorzeichen angesehen wurde. Auch murrten die Zuschauer laut genug oder gaben durch sonstige Zeichen ihren Unwillen zu erkennen; denn das Betragen des Herrn von Stetten wollte ihnen gar nicht gefallen. Doch nun kam die Reihe an Willibald von Sperberseck. Auch er wurde von den Kampfrichtern aufgefordert, zu schwören, „bei seiner Ritterehre und bei Gefahr, ausgestoßen zu werden,“ keine verborgenen Waffen zu führen. Er that es mit lauter, vernehmlicher Stimme, und ritt darauf ebenfalls dreimal in den Schranken herum, aber so zierlich und kunstreich, daß er allgemeine Bewunderung erregte. Nun sprengte auch er vor sein Zelt und harrte des Zeichens, wann der Zweikampf beginnen sollte.

Die Ordnung dieses Kampfes war folgende. Zuerst sollten die beiden Gegner drei Rennen gegen einander zu Pferde halten, jedesmal mit einer frischen Lanze. Wenn Einer den Andern in diesen drei Gängen zu Falle brachte, so hatte der Sieger das Recht, zu Pferde fortzukämpfen, während dem der Andere zu Fuße streiten mußte und natürlich dadurch in großen Nachtheil kam. Doch war festgesetzt, daß in solchem Fall bloß das Schwert gebraucht werden durfte. Gingen aber die drei Rennen vorüber, ohne daß Einer den Andern vom Pferde stieß, so mußten die Ritter absitzen und hatten nun zu Fuße weiter zu kämpfen. Ein Ausruhen und Sichstärken war während des Zweikampfs nicht gestattet, sondern der Streit mußte so lange unausgesetzt fortgeführt werden, bis Einer oder der Andere so schwer verwundet war, daß er um Gnade bat, oder vielmehr sich für unfähig erklärte, den Kampf fortzusetzen. That er dieß, so war zwar sein Leben gerettet, aber er verfiel dem Sieger zum Eigenthum, und blieb dessen Gefangener, bis dieser sein Lösegeld bestimmte, das natürlich nicht gering, aber doch meist nicht höher angesetzt wurde, als es für den Ueberwundenen erschwinglich war. Bat jedoch der Ueberwundene nicht um Gnade, so hatte der Sieger das Recht, ihn zu tödten, wenn er wollte; doch war es gewöhnlich, daß auch in diesem Fall das Leben gegen ein Lösegeld geschenkt wurde. Man sieht hieraus, daß bei derlei Zweikämpfen nicht Geringes auf dem Spiele stand.

Nachdem man nun über solche Ordnung übereingekommen und dieselbe durch einen Herold laut ausgerufen worden war, erhob der Burggraf von Meißen seinen Stab und rief: „Lasset los!" Im selben Augenblicke schmetterten die Trompeten und die Ritter sprengten gegen einander, ihre Lanzen mit mächtiger Wucht schleudernd. Beide hatten richtig gezielt, aber Beide mit gleicher Geschicklichkeit die Kraft des Stoßes durch die vorgehaltenen Schilde aufgefangen. So blieb Jeder auf seinem Sitze und Keiner hatte Schaden genommen, obwohl die Lanzen zersplitterten und die Spitzen derselben in den Schilden stecken blieben. Sie ritten wieder vor ihr Zelt zurück und ließen sich von ihren Knappen frische Lanzen reichen. Kaum war dieß geschehen, so erscholl schon wieder das Commandowort: „Lasset los!" und die Trompeten bliesen und die Kämpfer sprengten gegen einander. Dießmal aber gedachte Jeder auf seine Art den Kampf mit Einem Male zum Ziele zu führen. Der von Sperberseck beschloß, auf das Auge seines Gegners zu zielen, und, obgleich dieser Stoß ein ungemein schwerer war, und zehnmal für einmal sein Ziel ganz verfehlte, war er sich doch seines sichern Armes so sehr bewußt, daß er mit Bestimmtheit hoffte, auf diese Art seinen Widerpart kampfunfähig zu machen. Um jedoch diesen Letzteren über seine wahre Absicht zu täuschen, gedachte er zu einer List seine Zuflucht zu nehmen, und seine Lanze viel niederer zu halten, wie wenn er statt nach dem Auge auf die Brust

zielte, und zweifelte keineswegs, dadurch seinen Feind so irre zu führen, daß dieser mit dem Schilde nicht richtig parire. Zu einer ähnlichen, obwohl minder ehrenwerthen List gedachte Hans von Stetten zu greifen. Auch er wollte anscheinend gegen die Brust Willibalds zielen, aber dann im schnellsten Rosseslaufe die Richtung seiner Lanze ändern und diese sofort gegen den Kopf des Pferdes seines Gegners schnellen. Ein solcher Stoß war zwar nicht verboten, wie er denn auch nicht selten bei ungeschickten Turnierern vorkam, aber für tapfere, in den Waffen geübte Ritter galt er als besonders schimpflich, weil man hierdurch seinen Gegner wehrlos machte, ohne ihn verwundet zu haben; denn traf man wirklich den Kopf des Pferdes, der nur durch schwache Eisenplatten geschützt war, so mußte dieses zusammenstürzen, und begrub meist seinen Reiter unter seinem Leibe, ihn der Gnade oder Ungnade des Gegners überliefernd.

So hatten es sich die beiden Kämpfer ausgedacht, und in der That ging auch Alles so, wie sie es sich vorgenommen hatten; denn beide waren allzu geschickt in Führung ihrer Waffen, als daß sie ihr Ziel verfehlt hätten. Die Wirkung dieses Zusammenstoßes war daher eine fast mehr als furchtbare. Die Lanze des von Stetten hatte das Roß Willibalds in den Kopf getroffen, wo sie stecken blieb und hiedurch das kräftige Thier in einen Paroxismus der Wuth versetzte, der gar nicht zu beschreiben ist. Es machte einen Satz, als wollte

es die Tribünen überspringen; dann erhob es sich mit Blitzesschnelle auf den Hinterfüßen und überstürzte sich, daß es todt auf dem Platze liegen blieb, denn die Lanzenspitze war gar tief ins Gehirn eingedrungen. Allein so furchtbar auch dieses Schauspiel für die Zuschauer war, welche in einen allgemeinen Schrei des Entsetzens ausbrachen, so zeigte doch der nächste Augenblick, daß der Reiter des tollen Rosses unversehrt davon gekommen war. So groß war nämlich die Reitergewandtheit Willibalds von Sperberseck, daß er, obgleich das Ganze nur einen Moment dauerte, in demselben Augenblicke zur Erde sprang, wo das Pferd überkugelte. Er kam glücklich auf seine Füße zu stehen und hatte in der nächsten Minute sein Schwert gezogen, um seinen Gegner zu erwarten. Dieser war jedoch durch die Lanze Willibalds eben so schwer, wenn nicht noch schwerer betroffen worden. Wohl suchte er, als er im Ansprengen die veränderte Richtung der Lanze Willibalds bemerkte, dem Stoße durch das Vorhalten seines Schildes zuvorzukommen; allein es gelang ihm dieß nur zur Hälfte. Die Lanzenspitze durchdrang den Schild, riß den Helm von seinem Kopfe und verwundete ihn nicht unbeträchtlich, obwohl nicht gefährlich, unter der rechten Schläfe. Die Wunde war aber nicht die Hauptsache, sondern die Wucht des Stoßes, denn diese war so stark, daß Hans derselben unmöglich widerstehen konnte. Es wirbelte ihm im Kopfe, er wankte im Sattel und sank dann rückwärts vom Pferde, als

wäre er ein großer Mehlklumpen. Im Augenblicke darauf stand Willibald neben ihm, setzte ihm ein Knie auf die Brust, zückte das Schwert und rief ihm zu, sich zu ergeben und um Gnade zu flehen.

Man kann sich denken, daß während des ganzen Gefechts die Theilnahme der Zuschauer eine außerordentliche war, und dieselbe bethätigte sich vom Anfang bis zum Ende sowohl durch große und angestrengte Aufmerksamkeit, als auch durch Zurufe der lautesten Art.

„Pfui über die Schande!“ riefen ein paar Dutzende zumal, als sie die schmähliche Kampfesweise des von Stetten gewahr wurden. „Pfui, Pfui, er will ein tapferer Ritter sein, und zielt nach dem Rosse!“

„Gieb's ihm!“ schrieen Andere dem von Sperbersed zu, als dieser den von Stetten übermannt hatte. „Gieb's ihm, er verdient's nicht besser, der Feigling! Stich ihn nieder, er braucht keinen Pardon!“

Plötzlich erscholl eine Alles übertönende Stimme: „Zieh deinen Dolch, Hans; kümmere dich den Teufel um ihre Gesetze, und stich ihn nieder.“

So rauh und ungestüm erscholl diese Stimme, daß Willibald unwillkührlich nach dem Orte sich umschaute, woher sie kam. Er glaubte sie zu kennen, diese Stimme, denn sie konnte nur Einem Manne angehören, der zwar seit einer Reihe von Jahren verschollen war, den aber Willibald nim-

mermehr aus seinem Gedächtniß verloren hatte. Und wie nun der junge Ritter nach dem Platze schaute, von woher diese Stimme erklungen war, so schien es zwar, er habe sich getäuscht, denn es stand dort ein Mann in bäurischer Tracht, auf jeder Seite ein Weibsstück, ebenfalls in Bauernkleidung; aber plötzlich, wie eine dunkle Erinnerung, flog das Gesicht der Einen dieser Frauen und die Physiognomie des Mannes selbst durch sein Gehirn. Uebrigens hatte er keine Zeit, sich zu besinnen, oder lange über dieß Begegniß nachzudenken, denn plötzlich rief's von allen Seiten: „Nehmt Euch in Acht! Vorgesehen, Herr Ritter, er hat seinen Dolch gezogen!" Wie ein Blitz drehte sich Willibald um, aber es war schon fast zu spät. Der auf dem Boden Liegende hatte in der That seinen Dolch, den er sorgfältig verborgen gehalten hatte, gezogen, und stieß eben mit demselben gegen Willibald, als dieser sich drehte. Die Folge war, daß der Stoß, anstatt zwischen Hals und Kopf, wo der Panzer nicht fest anschloß, einzudringen, bloß den Arm streifte und eine Fleischwunde hervorbrachte, die, wie sich nachher zeigte, nicht viel zu bedeuten hatte. Aber im selben Momente, wo der Stoß geschehen war, ergriff Willibald den Arm des Hans von Stetten, und hielt ihn wie in einer Schraube fest.

„Unritterlicher Bube," rief er, „feiger, elender Meuchelmörder! Ich hätte wahrhaft Lust, dich auf der Stelle dafür zu bestrafen."

In diesem Augenblicke sprengten mehrere Ritter herbei, welche der Burggraf von Meißen, als oberster Turniervogt und Kampfrichter, sobald er das schmähliche Benehmen des Hans von Stetten sah, beordert hatte, mit Gewalt einzuschreiten.

Zwei Minuten darauf war nicht nur der unritterliche Bube entwaffnet, sondern es hatte sich auch ein Kreis von adeligen Herren um ihn versammelt, unter denen die Turniervögte und Kampfrichter obenan standen.

„Schnallt ihm den Harnisch ab," befahl Burggraf Heinrich von Meißen mit lauter, zorniger Stimme; „nehmt sein Schwert und führt ihn auf unsere Tribüne, damit wir Gericht über ihn halten, denn er hat nicht nur die Turniergesetze verletzt, sondern auch seinen Schwur als Ritter und Christ gebrochen, den Schwur, keine verborgenen Waffen bei sich zu führen. Der Elende muß aus unserer Gemeinschaft ausgestoßen werden, denn er ist der ritterlichen Ehre baar geworden."

Die Befehle des Burggrafen wurden in einem Nu ausgeführt. Während aber dieß geschah, hatten sich Andere des von Sperberseck freundlich angenommen.

„Du bist verwundet?" fragte eine zärtliche Stimme, welche dem Grafen Heinrich von Mömpelgard angehörte.

Willibald hatte Nichts davon gespürt, so groß war seine Aufregung gewesen, aber man sah das Blut unter seinen

Armschienen herabrieseln, und sein treuer Knappe war bereits damit beschäftigt, den Panzer zu lösen, damit man die Wunde untersuchen könne. In diesem Moment schoß es dem Willibald wie ein Blitz durch den Kopf. Er wußte nicht warum, aber unwillkührlich mußte er an die rauhe, wüste Stimme denken, welche dem von Stetten zugerufen hatte, den Dolch zu gebrauchen.

„Heintz", flüsterte er seinem Knappen zu, „wende dein Auge dorthin, wohin ich mit meinem Finger weise. Siehst du jenen breitschulterigen Mann in Bauerntracht mit den buschigten Augenbraunen und dem blutunterlaufenen Auge? Er steht inmitten von zwei Bauernweibern, die zwar wie die anderen Bauernweiber um Stuttgart herum gekleidet sind, die aber durch ihre feinen weißen Gesichter und die noch feineren Hände gegen das übrige Landvolk außerordentlich abstechen."

Der Diener folgte dem Winke, und wie er hingeschaut und den breitschulterigen Mann herausgefunden hatte, nickte er bejahend.

„Nun merke dir, was ich dir sage," fuhr Willibald noch leiser fort. „Kümmere dich nicht um mich. Ich bin nicht schwer verwundet. Aber ich muß wissen, wo jene Menschen dort ihren Aufenthalt haben. Entferne dich unter irgend einem Vorwande aus den Schranken, sage, du habest einen wichtigen Auftrag von mir zu besorgen, und schleiche dem

Bauern und seinen Begleiterinnen nach. Ich werde mich in mein Zimmer auf der Burg begeben, und sobald du erkundet, wo jene Leute sich aufhalten, so erstattest du mir Bericht. Aber, kein Mensch sonst darf ein Wort davon erfahren."

Während dieser schnellen und geheimen Unterredung hatte der Knappe immer fortgefahren seinen Herrn der schweren Rüstung zu entledigen, und Keiner der Umstehenden hatte eine Silbe von Allem gehört. Nunmehr aber kam Graf Eberhard im Bart selbst herangeritten und brachte zugleich seinen Leibarzt mit, um die Wunde des jungen Ritters zu untersuchen. Man führte also den Willibald in sein Zelt, wo ihn der Medicus genau untersuchte und die ganze Wunde für eine Hautritze erklärte, die nicht einmal eine Schramme zurücklassen werde.

„Das Ding da," sagte der Arzt lächelnd, indem er ein Heftpflaster darüber legte, „wird Euch nicht verhindern, heute Abend Euren Dank in Empfang zu nehmen und den Ehrentanz mit Eurem Fräulein zu thun, sonderlich, da es der linke Arm ist. Nur muß ich Euch ersuchen, Euch nicht beim Festmahle im Weine zu übernehmen, denn sonst könnte Euch die Ritze, statt einem, zwei Tage zu schaffen machen."

Eine Viertelstunde darauf saß Willibald schon wieder zu Rosse; nur hatte er den Harnisch abgelegt. Sein Diener und Knappe aber war auf einen Wink von ihm längst

heimlich verschwunden, um den Auftrag, den er erhalten hatte, auszuführen.

Unterdessen war Hans von Stetten auf die hohe Tribüne der Turniervögte mehr geschleppt, als geführt worden. Seinen Harnisch hatte man ihm abgerissen, und er stand ohne Helm und sonstige Zier, mit verschränkten Armen, vor seinen Richtern. Die Augen hatte er zu Boden gesenkt, aber seine Züge waren von innerlicher Wuth verzerrt.

„Hans von Stetten," begann Burggraf Heinrich von Meißen, „du hast geschworen, diesen Kampf in ritterlichen Ehren zu streiten, und doch hast du einen Dolch verborgen gehalten, gleich einem Meuchelmörder. Hans von Stetten, du hast die Gesetze unseres fürnehmen Standes mit Füßen getreten und bist geringer geworden, als ein leibeigener Sklave. Nun sagt an, Ihr Herren und Ritter, was gebührt diesem Menschen für seine feige, niederträchtige That?"

Die Kampfrichter, sowie die Turniervögte und die andern anwesenden ritterlichen Herren hatten einen Kreis um Hans von Stetten geschlossen und sahen mit tiefer Verachtung auf ihn nieder.

„Er hat, wenn nicht sein Leben, doch seine Ehre verwirkt," sprach der Landgraf von Hessen mit feierlicher Stimme. „Man striegle ihn mit Steigbügelriemen und jage ihn mit Schimpf und Schande aus den Schranken. Er ist von nun an kein Ritter und kein Adeliger mehr, und so er es

wieder wagt, auf einem Turniere zu erscheinen, so hetze man ihn mit Hunden vom Platze und mache dieß durch Herolde bekannt durch alle deutschen Lande."

Und wie der Landgraf von Hessen sprach, so sprachen alle Uebrigen, und nur der Fürbitte des Grafen Eberhard im Bart, der seinen Vetter, den Grafen Eberhard den Jüngeren, erbleichen sah, hatte der Elende es zu verdanken, daß das Auspeitschen mit den Steigbügelriemen unterblieb. Dagegen nahm man sein Schwert und zerbrach es ihm über dem Kopfe; dann nahm man seinen Schild und zerschlug ihn mit einem Hammer in tausend Stücke; endlich kam man an ihn selbst und jagte ihn von der Tribüne herab; und wie er ging und stand, seiner Rüstung entledigt, mit bloßem Haupte und Gesicht, blutend von seiner Wunde, die Sporen abgetreten, rannte er von den Schranken hinweg, als wäre ihm eine Meute Hunde auf den Fersen. Gleich darauf, ebenfalls auf die Veranlassung Graf Eberhards im Barte, der seinen Vetter gerne hätte schonen mögen, bliesen die Trompeten zum zweiten Rennen des heutigen Mittags, denn es war noch ein Einzelkampf, obwohl mit stumpfen Waffen, abzumachen. Man gedachte dadurch die Aufmerksamkeit der Menge von dem erschütternden Vorgange des ersten Zweikampfes abzubringen; allein sei es nun, daß dieser erste Kampf zu sehr auf die Nerven gewirkt hatte, oder daß der zweite Einzelkampf des Interessanten nicht allzuviel bot,

genug, die Menge fing an, sich allgemach zu verlaufen, und schenkte dem letzten Akte des Turniers bei weitem weniger Aufmerksamkeit, als man dem Anfange des gestrigen Tages nach hätte vermuthen können. In dem Gedränge nun, das hiedurch entstand, gelang es dem Hans von Stetten, so ziemlich unbeschadet zu entkommen, denn sonst wäre er wohl von den entrüsteten Zuschauern so mit Spott und Hohn, und wohl auch mit Schlägen traktirt worden, daß er sich hätte Glück wünschen müssen, das nackte Leben gerettet zu haben. Das meiste zu diesem glücklichen Entrinnen trug aber der Umstand bei, daß einige Bauern und Bäuerinnen ihn alsobald außen vor den Schranken in ihre Mitte nahmen, wodurch er dem Auge der Uebrigen entrückt wurde. Ohne Zweifel waren diese bäurisch Gekleideten frühere Bekannte von ihm, denn sie hielten zusammen, als hätten sie von jeher zusammengehört. Ihre Richtung nahmen sie dem Tunzhofer Thore zu, welches damals da stand, wo jetzt die Schloßstraße in die Königstraße ausmündet, gerade gegenüber dem Platze, welchen das heutige Hotel Marquardt einnimmt. Sie gingen bedächtigen Schrittes vorwärts, wahrscheinlich, um kein Aufsehen zu erregen; daran aber dachten sie nicht, oder wenigstens entging es ihren Blicken, daß ihnen von weitem ein junger Mann in der Tracht eines ritterlichen Dieners folgte und all ihr Thun und Treiben genau beobachtete.

Ungefähr eine halbe Stunde darauf saß Willibald von

Sperbersed in seinem kleinen Gemache, das ihm in der Burg zu Stuttgart, unweit der Zimmer seines Herrn, des Grafen von Mömpelgard, angewiesen worden war, und harrte seines Dieners, den er, wie wir wissen, in geheimem Auftrage ausgesandt hatte. Er war, nachdem der Arzt seine geringe Wunde verbunden hatte, einmal in den Schranken herumgeritten, um sich den Zuschauern zu zeigen und damit zu beweisen, daß seine Wunde nur eine geringfügige sei. Vor der Tribüne, auf der Frau Elisabeth mit ihren Fräulein ihren Sitz hatte, verneigte er sich gar anmuthig und konnte auch das Erröthen Mariens von Hagenbach deutlich genug erkennen. Dann aber ritt er, troß dem, daß eine Menge Ritter ihm gar aufmunternd zusprachen und ihn durch ihre Lobsprüche auf seine Tapferkeit aufzuhalten versuchten, hinweg, als ob er sich zum Banquette und Tanz auf heute Abend festlich ankleiden wolle. Sogar dem Grafen Heinrich von Mömpelgard, der ihm freundlich zur Seite hielt, gab er dieselbe Antwort und meinte, er würde nicht ermangeln, ihn beim Festessen in der Burg, das um fünf Uhr beginnen sollte, zu treffen. Wenn er aber mit der Wahrheit herausgerückt wäre, so hätte man erfahren, daß er blos heimritt, um seinen Diener zu erwarten, denn er glaubte ganz sicher, in dem vierschrötigen Bauern, der dem von Stetten so rauh und ungestüm zugerufen hatte, seinen Dolch zu brauchen, den Grafen Oßwald von Thierstein, sowie in

einer der Bäuerinnen die Gräfin von Hagenbach, jenes schrecklich freche Weib, das ihm von Breisach her nur zu sehr ins Gedächtniß geprägt war, erkannt zu haben.

„Und wenn es so ist, wie ich mir denke," so fragte er sich selbst, „was thun diese Leute in Stuttgart? Was thun sie hier in dieser Verkleidung?" Dahinter mußte, wie er ganz richtig schloß, ein Geheimniß stecken, und zwar ein Geheimniß, das seinen väterlichen Freund und Herrn betraf, denn der Graf von Thierstein war ja der erbittertste Feind des Grafen Heinrich von Mömpelgard, und die Gräfin von Hagenbach war die entwürdigte Zuhälterin des Thierstein. Diese Gedanken veranlaßten ihn, sich auf sein Zimmer zurückzuziehen, um dort seinen Knappen zu erwarten. Die Botschaft, welche dieser brachte, sollte ihm dann den Weg zeigen, den er einzuschlagen hatte. Aber bereits fing es an dunkel zu werden, und noch immer war sein Diener nicht zurückgekehrt. Doch endlich kam er.

„Was hast du entdeckt, Heinz?" rief Willibald ungeduldig. „Ich fürchtete schon, du möchtest nie mehr zu mir zurückkehren."

„Bauersleute sind's keine," entgegnete der Gefragte mit geheimnißvollem Tone, „so viel hatte ich bald heraus. Wer es aber ist, weiß ich nicht. Aber denkt Euch nur, der mit Schimpf und Schande weggejagte Hans von Stetten befindet sich mitten unter ihnen, und sie thun mit einander, als wären

sie von jeher befreundet gewesen. Hättet Ihr mir nicht die größte Eile anbefohlen, so möchte ich sie wohl näher belauscht haben."

„Aber wo sind sie? Wo haben sie ihren Aufenthalt genommen?" fragte Willibald noch ungeduldiger. „Gingen sie in eine Herberge der Stadt, oder eilten sie auf und davon, dem Lande zu?"

„Keines von beiden," versetzte Heinz, „und das ist wohl der Hauptverdachtsgrund. Zuerst wandten sie sich dem Tunzhofer Thor zu und marschirten dann vorwärts, als wollten sie auf die hohe Prag. Plötzlich aber schlugen sie sich links, und eilten dem schmalen Wege nach, der zu den Kriegsbergen führt. Ihr kennt doch die kleine Marienkapelle*) am Fuße der Kriegsberge? Nun gut, gleich rechts davon, bereits in den Weinbergen, steht ein kleines Weingarthäuschen. In dieses gingen sie. Ich schlich mich hinter die Kapelle, theils um nicht gesehen zu werden, theils um besser beobachten zu können. Und was meint Ihr, daß ich entdeckte? Einen Leiterwagen mit zwei kräftigen Rossen bespannt, welchen Heu vorgeworfen war. Man hatte sie an einen Baum angebunden. Natürlich zog ich mich sogleich wieder zurück, gewahrte aber nach ein paar Minuten, wie Rauch aus dem Weingarthause

*) Diese Kapelle steht noch, wird aber längst zu andern Zwecken benützt. Vor etwa zehn Jahren war eine Schmiede darin.

aufstieg. Sie hatten also Feuer angemacht, um sich zu wärmen. Auch schloß ich daraus, daß sie sich eine Zeitlang aufhalten würden, und somit eilte ich, so schnell ich konnte, Euch die Botschaft zu bringen."

Voller Aufregung schritt Willibald in seinem kleinen Gemache auf und ab. Er überlegte, wie er am klügsten handeln möchte. Sollte er vielleicht den Grafen Eberhard im Barte, oder seinen Herrn, den Grafen Heinrich von Mömpelgard, von dem Verdachte, den er hatte, benachrichtigen? Endlich faßte er einen Entschluß. Er wollte sich vor Allem überzeugen, wer die Verkleideten seien.

„Heinz, gib mir dein Koller und deinen Hut," sagte er zu seinem Diener. „Zuerst aber nimm mir meine Sporen ab. So, und nun reich' mir den Dolch dort, denn ich möchte doch nicht ganz unbewaffnet sein. Wenn ich in einer Stunde nicht zurückgekehrt bin, so zeige es dem Grafen Heinrich an, daß mein Endzweck war, jene Leute in dem Weingarthaus zu belauschen. Sendet man wegen des Bankettes in der Burg nach mir, so antwortest du, ich werde mich erst nach der Mahlzeit einfinden, weil es der Arzt mir so geboten habe. Im Uebrigen aber sagst du keinem Menschen ein Wort von Allem, was vorgegangen ist."

Schnell eilte er die breite Wendeltreppe hinab und befand sich bald im Freien. Die Nacht war sternhell, aber der Mond schien nicht. So konnte er hoffen, unbeschrieen wenigstens in

die Nähe des Weingarthäuschens zu gelangen. In der Stadt selbst hielt ihn, seiner Verkleidung wegen, Jedermann für den Diener eines der vielen Ritter, die sich zum Turnier eingefunden hatten. In wenigen Minuten hatte er das Tunzhofer Thor erreicht. Man machte ihm keine Schwierigkeiten, dasselbe zu öffnen, und schnell eilte er der Marienkapelle zu, hinter welcher der Bauernwagen mit den zwei Rossen halten sollte, Bald konnte er sich davon überzeugen, daß sein Diener ihm die Wahrheit gesagt hatte. Er hörte die Rosse schon von weitem schnauben, denn es war kalt. Im selbigen Augenblick sah er auch eine Gestalt sich hinter der Kapelle hervor dem Weingarthäuschen zu bewegen; wahrscheinlich war es Einer von den dort befindlichen Leuten, der sich nach den Pferden umgeschaut und ihnen neues Futter vorgeworfen hatte. Willibald warf sich platt auf den Boden, um nicht gesehen zu werden. Dann kroch er langsam auf allen Vieren vorwärts, bis er an der hintern Seite des Häuschens angelangt war. Hier richtete er sich auf, um zu lauschen. Sehen konnte er nichts, denn es war weder ein Fenster, noch ein Kamin, noch überhaupt eine Oeffnung da, außer der Thüre an der Vorderseite des Häuschens, und dahin durfte er sich natürlich nicht wagen, wenn er nicht entdeckt sein wollte. Wenn er aber auch nicht sehen konnte, so konnte er dafür um so deutlicher hören, denn bei der einsamen Lage des Häuschens, wohl eine Viertelstunde von der Stadt entfernt, und bei der Vorgerückt-

heit des Abends — es mochte bereits gegen sieben Uhr gehen — herrschte natürlich ringsum eine fast tödtliche Stille, und er konnte das Prasseln des Feuers, welches die Leute innerhalb des Häuschens unterhielten, gar deutlich vernehmen, obgleich er lediglich nichts davon sah. Bald ließen sich auch flüsternde oder halblaut sprechende Stimmen vernehmen.

„Nun, Bärbele," sagte Einer mit spottendem Tone, „du läßt dir's ja gar nicht schmecken. Denkst wohl an deinen Eberhard, wie er beim Bankette in der Burg es sich wohl sein läßt, während du hier in einer kalten Februarnacht, fast im Freien campirend, dich mit kalter Küche begnügen mußt. Wart' nur, morgen entschädigen wir uns in Kirchheim. Gelingt unser Streich, so müssen die Nonnen auftragen, daß die Tische brechen, und ich kenne dann Einen, der schlechter daran ist, als wir jetzt hier bei unserem lustigen Feuer und unserem Kruge Wein."

„Hans," erwiederte die Angeredete, „du kannst doch das Spotten nicht lassen, und wenn du unterm Galgen stündest. Vor ein paar Stunden warst du dem Tode so nahe, daß du ihn fast mit Händen greifen konntest, und jetzt lachst du schon wieder darüber. Aber ist es noch nicht an der Zeit? Es fängt an bitterlich kalt zu werden."

„Pah, kalt!" versetzte eine rauhe, grobe Stimme, in welcher Willibald alsobald den Grafen von Thierstein erkannte. „Setze dich näher zum Feuer, daß dein zartes Herzchen

nicht erfriert. Ich sage Euch, es ist kaum sieben Uhr vorbei, und vor zwei Stunden dürfen wir also nicht daran denken, unsern Schlupfwinkel hier zu verlassen, denn ehe der Tanz im Schlosse begonnen hat, würde jede, auch noch so kurze, Abwesenheit des Bärtigen auffallen. Wenn wir also wollen, daß er, ohne seine Gäste zu stören, auf den Brandplatz eilt, so müssen wir uns gedulden. Lasset uns lieber die Zeit benützen, nachzusehen, ob wir nichts versäumt haben, daß unser Plan gelinge. Denn eine ähnliche Gelegenheit findet sich vielleicht niemals wieder."

„Es ist nichts vergessen," sprach eine andere weibliche Stimme, deren herber, fast harter Laut alsbald eine andere Erinnerung in Willibald auffrischte. „Das Beguinenkloster zur hohen Krähen,*) in welchem das Feuerchen auflodern soll, liegt kaum fünf Minuten von hier entfernt. Es steht isolirt und verlassen, und deßhalb wird es immerhin eine geraume Zeit andauern, bis sich viele Menschen zum Löschen eingefunden haben. Somit bleibt uns die Gefangennahme des Bärtigen sicher, wenn er, wie zu hoffen, gleich nach dem Ausbruch des Brandes angeritten kommt. Haben wir aber

*) Es stand da, wo jetzt das Gymnasium steht. Nach der Reformation wurde es aufgehoben und die erste lateinische Schule Stuttgarts darin errichtet. In der Zeit, in welcher unsere Geschichte spielt, stand es ganz verlassen und isolirt, denn die Häuser, die jetzt dort ringsum errichtet sind, wurden erst hundert oder gar zweihundert Jahre später erbaut.

den Grafen gefangen, so schleppen wir ihn hierher, und in einer Viertelstunde nach dem Beginn des Feuers sind wir mit unsern schnellen Rossen über alle Berge. Wenn sie dann endlich merken, daß ihr vielgeliebter und bewunderter Herr Eberhard gestohlen ist, so mögen sie ihn suchen, werden aber lange brauchen, bis sie ihn finden, denn es kann ja kein Mensch auch nur eine Ahnung von unserm Plane haben."

„Aber wird das Kloster auch Feuer fangen?" fragte eine weitere Stimme, deren breiter Ausdruck Willibalden ebenfalls nicht fremd war.

„Warum soll es denn nicht fangen?" erwiederte das Weib. „Es ist ja ein großer Holzstoß im Hofe aufgeschichtet, und daneben liegt Reisach in Menge. Wenn ich nun über die niedere Mauer steige und mein brennendes Abwerg hineinwerfe, so gibt's im Augenblick eine so helle Lohe, daß man das Feuer eine Meile weit sieht. Aber das Mönchlein hat über Alles Mäuse, wahrscheinlich aus Neid, weil seine Weisheit den Plan nicht erfunden hat. Oder," setzte das Weib mit einem höhnischen Lachen hinzu, „ist dir vielleicht wieder die Angst in die Glieder gefahren?"

„Nun, ich kann's nicht läugnen," erwiederte der Mönch, „daß es mir immer ist, als ob unser Vorhaben mißlänge. Wie nun, wenn unser Graf Eberhard der Meinung wäre, wir hätten wegen des Mißgeschicks, das den Hans betraf, die ganze Sache aufgegeben? Müßte nicht in diesem Fall

wenn er seinen Vetter, den Bärtigen, nicht auf die Brandstätte begleitete, unser Plan total scheitern? Ja, wer weiß, ob er nicht aus Aerger über den Ausgang des unsel igen Zweikampfs schon ganz von Stuttgart weggeritten ist und sich Kirchheim zugewendet hat, wo er den Hans sicherlich zu treffen glauben muß?“

„Ha,“ rief jetzt Hans von Stetten, „darin liegt eine Wahrheit. Unser toller Freund Eberhard ist in seinem Zorn zu Allem fähig. Am besten wäre es, wenn wir ihm eine Nachricht zukommen ließen, daß es bei dem bleibe, wie wir es verabredet haben.“

„Aber wie ist dieß möglich?“ riefen sie fast einstimmig Alle zusammen.

„Das ginge ganz einfach,“ meinte Hans. „Der Ring am kleinen Finger der Barbara ist dem Eberhard gar wohl bekannt. Es käme daher nur darauf an, denselben einem der Hofdiener zu übergeben, mit dem Auftrag, ihn dem Herrn Grafen Eberhard dem Jüngeren zu Handen zu thun, mit den Worten: es bleibe bei der Verabredung. Der Diener, wie Jedermann sonst, dem er's etwa erzählte, würde glauben, es sei eine Liebesbotschaft von irgend einer Dame; der Graf aber würde wissen, woran er ist.“

„Aber wer soll den Ring in die Burg bringen? Wir dürfen uns der Gefahr, erkannt zu werden, nicht aussetzen,“ war wieder die Gegenfrage.

„Da könnte ich vielleicht aushelfen," versetzte der Mönch, in welchem die Leser natürlich längst den Doktor Holzinger erkannt haben. „Ich kenne einen der gräflichen Köche ganz genau, und er wird sich nicht wundern, wenn er mich in dieser Verkleidung sieht, denn wir haben schon manche Nacht mit einander durchschwärmt und oft noch ärgere Schwänke aufgeführt, als der ist, sich in Bauerntracht zu hüllen. In die Küche zu kommen, ist aber am heutigen Abende, wo auf der Burg Alles drunter und drüber geht, nicht schwer, besonders da dieselbe im neuen hölzernen Sommeranbau liegt, den Graf Ulrich aufgeführt hat. Es ist also keine Gefahr vorhanden, daß mich einer von den aufwartenden Dienern sieht, und wenn mich einer sieht, so meint er, ich sei ein schmarotzendes Bäuerlein, das einen Vetter unter den Köchen habe und sich den heutigen Abend zu Nutzen machen wolle."

„Und das Letztere ist auch der Grund, warum du dich freiwillig zu dem Gang anbietest," lachte Hans von Stetten laut auf. „Dich gelüstet nach den Fleischtöpfen Egyptens; du möchtest in der Küche dein Bäuchlein streichen. Aber sei es darum. Gib ihm den Ring, Barbara, und du, Mönch, höre, was ich dir sage: der Graf soll seinen Ring als Gegenantwortung schicken. Dann wissen wir gewiß, daß er uns verstanden hat."

Nun war es für Willibald die höchste Zeit, sich zu entfernen. Auf allen Vieren kriechend, rutschte er, so schnell und

leise er konnte, rückwärts, und verbarg sich in einem Graben, bis der Mönch ihm vorausgeschritten war. Dann folgte er ihm vorsichtig und von weitem, ließ ihn aber deßwegen doch nicht aus den Augen. Am Thore dauerte es eine Minute, bis man den vermeintlichen Bauern einließ, und diesen Aufenthalt benützte Willibald, ihn einzuholen. Kaum stand er neben ihm, so holte er mit seiner kräftigen Faust weit aus und schlug den Verkleideten mit Einem Schlage nieder. In der nächsten Sekunde steckte er ihm einen Knebel in den Mund, daß er keinen Laut von sich geben konnte. Natürlich sprang der erschreckte Thorwächter schnellstens herbei, zu sehen, was es gebe, und sich des Niedergeschlagenen anzunehmen; aber Willibald gab sich dem Manne alsobald zu erkennen, und verlangte einen Thorknecht, der ihm den Mönch in die Burg tragen helfe, denn derselbe sei ein schwerer Verbrecher, auf dessen Beifahung Graf Eberhard im Barte eine Belohnung ausgesetzt habe. Der Thorwächter gehorchte augenblicklich und beauftragte zwei von seinen Gehülfen, eine Tragbahre herbeizubringen. Auf diese wurde der Mönch festgebunden, und nach wenigen Minuten lag derselbe, hart geknebelt und die Hände und Füße zusammengeschnürt, in einem der Gemächer, welche dem Grafen Heinrich angewiesen waren. Nun eilte Willibald, seinen Herrn aufzusuchen.

Inzwischen war das große Festessen und Banquett, welches am heutigen Abende zum feierlichen Schlusse des Tur-

niers in der gräflichen Burg stattfand, schon fast zu Ende gekommen; dennoch aber müssen wir dem Verlaufe desselben einige Worte widmen, denn es war dieß eine gar großartige und herrliche Festlichkeit, die wohl einer Beschreibung werth ist.

Zwei Säle waren dazu hergerichtet, der untere Rittersaal und die obere Ritterstube. Beide Säle sind jetzt noch vorhanden, haben sich aber im Laufe der Zeit gar sehr verändert. Besonders ist es der große untere Rittersaal, welcher eine bedeutende Umwandlung erlitt, denn in dem zwar immer noch sehr großen, aber dennoch vielfach verbauten und dadurch um die Hälfte seiner frühern Ausdehnung geschmälerten, wie auch alles seines ehemaligen Schmuckes beraubten Lokale, welches jetzt unter dem Namen „Türnitz" bekannt genug ist, ist der prachtvolle Turnier- und Banquettsaal vom fünfzehnten Jahrhundert nicht mehr zu erkennen. Seine Länge (ehe er baulich umgewandelt wurde) betrug nicht weniger, als hundertundsechsunddreißig Schritte, und die Breite einundfünfzig, denn der Saal nahm das ganze untere Stockwerk der damaligen Burg ein, und nur dem sogenannten Kellerstübchen, in dem der Kellermeister saß, und welches der großen Reitschneckentreppe, welche rechts vom Portale kunstvoll erbaut in die obern Gemächer führte, gegenüber lag, war ein kleiner Fleck eingeräumt. Der Länge und Breite des Saales entsprach die Höhe, und das Ganze war mit Säulen und Spitzbogenfenstern geziert. Hier in diesem ungeheuren Saale waren am heutigen Abende nicht

weniger als sechsundvierzig Tische aufgestellt; drei für die Fürsten, Grafen und Freiherren, so am Turniere sich betheiligt hatten, achtunddreißig für die Ritter und Edelleute, und fünf für die Trompeter und Spielleute, welche während der Mahlzeit lustige Weisen und kriegerische Melodieen zu blasen hatten. Am ersten Tische saß Markgraf Friedrich von Brandenburg, welcher zu seiner Rechten den Grafen Eberhard den Aeltern, und zur Linken den Grafen Heinrich von Mömpelgard hatte. Graf Eberhard der Jüngere setzte sich, wie gewöhnlich, auch dießmal nicht, sondern ging von einem Tisch zum andern, bald da, bald dort etwas zu sich nehmend, oder einen Becher Weins leerend, den er hastig hinunterstürzte. Viele wollten nachher behaupten, ihn an diesem Abende besonders unruhig gesehen zu haben, denn sonst habe er doch oft Minutenlange während des Essens stille gehalten, aber dießmal sei er, wie von Quälgeistern getrieben, in ewiger Hast auf- und niedergegangen. Doch äußerte sich während des Banquetts Niemand darüber; im Gegentheil, Jedermann war oder schien nur mit der Pracht beschäftigt, welche Graf Eberhard im Bart an diesem Abende entfaltete. Schienen doch die Tische unter den Speisen, die aufgetragen wurden, brechen zu wollen! Floß doch der Wein förmlich in Strömen, und wurde nicht bloß inländischer, sondern auch auswärtiger, besonders ungarischer und italienischer, credenzt! Kurz, Alles war in Hülle und Fülle vorhanden, und lediglich

an gar Nichts gespart oder gar geknausert worden. Das Kostbarste aber, der Credenztisch, auf welchem nicht weniger als hundertundzweiundneunzig Silbergeschirre: Becher, Kannen, Leuchter u. s. w. aufgestellt waren. Solchen Reichthum besaß sonst kein Herzog, und Eberhard der Bärtige war doch nur ein Graf!

Ganz dem Banquette, welches Eberhard im Bart im großen Rittersaale gab, entsprechend, war das Banquett, welches in der obern Ritterstube zu Ehren der weiblichen Gäste, unter dem Vorsitze der Gräfin Barbara, der Gemahlin Eberhards im Barte, einer geborenen Herzogin von Mantua, stattfand. Die Ritterstube im obern Stocke, gerade oberhalb der Türnitz gelegen, konnte allerdings in Beziehung auf Größe mit letzterer nicht wetteifern, dagegen war sie ohne Zweifel weit schöner und zierlicher eingerichtet und auch von den Baumeistern und Steinmetzen mit mehr Kunst hergestellt, wie man jetzt noch an den Fenstern und Gesimsen sehen kann. Die Pracht des Banquettes vom heutigen Abend übertraf aber noch ihre prächtige Bauart, denn es standen hier zweiundzwanzig Tische, einer für die Fürstinnen und Gräfinnen, achtzehn für die adeligen Frauen und Jungfrauen, und drei für die Musikanten; alle aber, besonders aber der Tisch der Gräfinnen und Fürstinnen, waren auf's zierlichste geordnet. Auch sah man, wie im großen Rittersaale unten, einen Credenztisch mit den kostbarsten silbernen Gefäßen, als: Becher, Schaalen,

Leuchter u. s. w., aber es waren der Stücke nur hundertundsiebenzehn; dagegen übertraf in Beziehung auf feine Speisen und süße spanische Weine die Pracht der Ritterstube die des Rittersaales bei Weitem. Die Fröhlichkeit war in beiden Gemächern vielleicht gleich groß, nur äußerte sie sich bei den Damen etwas minder laut, als bei den Rittern, wo man vor lauten Zurufen und schmetternden Trompetenstößen oft sein eigen Wort nicht mehr vernahm.

Eben hatte die Fröhlichkeit im Rittersaal den höchsten Punkt erreicht, als ein Tafeldiener dem Grafen Heinrich einige Worte ins Ohr flüsterte. Dieser schaute verwundert auf, als er die Botschaft vernahm, verließ aber, ohne ein Wort zu sagen, den Saal. Nach wenigen Minuten schon kehrte er wieder, allein alle Fröhlichkeit war aus seinem Gesichte gewichen, und so furchtbar ernst und blaß sah er drein, daß Graf Eberhard im Barte, dem er sich mit schnellen Schritten nahte, auf's Tödtlichste erschrack.

„Um Gott, Vetter Heinrich," rief er, „was ist dir begegnet?"

„Sei stille," flüsterte Heinrich mit unheimlicher Stimme, „und frage mich nicht. Mache kein Aufsehen und folge mir auf dem Fuße. Und auch Ihr, Herr Vetter Brandenburg, folgt mir ebenfalls unbemerkt."

Langsam schritt er zwischen den Tafeln hindurch, während die zwei Andern, ihm unwillkührlich gehorchend, von Weitem

folgten. An der untersten Tafel stand sein Bruder, Eberhard der Jüngere, einen vollen Becher in der Haud. Graf Heinrich schlug ihn auf die Achsel, daß er den Arm sinken ließ und der Becher weit weg auf den Boden flog. Dann nahm er ihn an der Hand, als ob er diese brechen wollte.

„Sprich kein Wort und folge mir," sagte er mit eisiger Kälte, obwohl leise.

„Gottes Donner!" fluchte der jüngere Graf Eberhard, vor Zorn bis über die Stirne erröthend. Schon wollte er einen Schlag nach seinem Brüder führen; wie er jedoch das furchtbar bleiche Antlitz desselben sah, erschrack er im Innersten und folgte fast willenlos. Sie schritten zum Saale hinaus und die breite Schneckentreppe hinauf, bis in's dritte Stockwerk, wo die Gastzimmer lagen. Graf Heinrich öffnete die Thüre seines Gemaches und ließ zuerst seinen Bruder, dann den Grafen Eberhard im Bart und dessen hohen Besuch, den Markgrafen von Brandenburg, eintreten, und nun, wie alle eingetreten waren, ging auch er hinein und schloß die Thüre hinter sich mit doppelten Riegeln. Es war Niemand im Zimmer, als Willibald von Sperberseck und ein Mensch in Bauernkleidern, der mitten in der Stube auf seinen Knieen lag.

„Bruder Eberhard," sprach jetzt Graf Heinrich mit feierlicher Stimme, indem er zugleich hart vor Eberhard den Jüngern hintrat. „Bruder Eberhard, du bist ein Elender, und

nicht mehr mein Bruder. Erkennst du diesen Menschen, der hier auf den Knieen liegt?"

Der Eindruck, den diese Scene auf die Andern machte, läßt sich eher denken, als beschreiben. Keiner sprach ein Wort, aber Staunen, Angst und Schrecken lagen auf allen ihren Gesichtern. Graf Eberhard der Jüngere war wie vom Donner gerührt; er erkannte in dem Bauern seinen Kanzler, Doktor Holzinger.

„Nun sprich, Mensch," fuhr Graf Heinrich fort, den Mönch mit dem Fuße anstoßend.

„Vorerst versprecht mir mein Leben," stammelte der in den Bauernkleidern, indem er auf seinen Knieen bis vor Eberhard im Barte hinrutschte, und hörbarlich mit den Zähnen klapperte.

„Sprich, Mensch," rief Graf Heinrich, dem die furchtbarste Erbitterung und Verachtung zugleich aus den Augen leuchtete, obwohl er sich zur äußeren Ruhe zwang. „Sprich, oder ich tödte dich mit einem einzigen Faustschlage. Erzähle deine Mähr', wie du sie mir so eben erzählt hast; erzähle sie Wort für Wort, Silbe für Silbe, und hüte dich, auch nur einen Buchstaben zu verschweigen, oder, beim ewigen Gott, die nächste Minute ist die letzte deines Lebens."

Nunmehr besann sich der Mönch keinen Augenblick länger, sondern erzählte ohne weitere Umschweife und ohne etwas zu verbergen (denn er zitterte vor Angst) Alles, was er mit

dem Grafen Thierstein und den Andern verabredet gehabt hatte. Immer ernster wurden die Gesichter des Grafen Eberhard im Bart und des Markgrafen von Brandenburg, je länger der Mönch sprach. Dem Grafen Eberhard dem Jüngern aber schwollen die Adern an, als ob sie springen wollten.

„Das ist ja ein höllischer, niederträchtiger Plan," rief der Markgraf, als der Mönch geendet hatte.

„Er ist erlogen von Anfang bis zu Ende," schrie Eberhard der Jüngere; „ich will einen heiligen Eid darauf ablegen, daß ich keine Silbe davon wußte, und daß alles dieß in dem Hirne dieses Schurken gewachsen ist."

„Willst du zu deiner andern Erbärmlichkeit auch noch die der feigen Lüge fügen?" sprach Graf Heinrich mit fast tonloser Stimme. „Willibald, mein treuer Sohn, tritt hervor und sag', was du gehört hast. Sag' Alles sonder Scheu und Rücksicht."

Willibald gehorchte natürlich und gab einen genauen Bericht über sein Abentheuer vom heutigen Abend; wie er nun aber Wort für Wort wiederholte, was die Verkleideten im Weingarthäuschen zu einander gesprochen hatten, da blieb auch nicht mehr der geringste Zweifel übrig, daß Alles sich so verhalte, wie der Mönch vorhin gebeichtet. Graf Eberhard der Jüngere sprach jetzt kein Wort mehr. Bleich und zerstört, aber doch noch hämisch und trotzig sah er vor sich nieder.

Nunmehr trat Graf Eberhard im Bart mit dem Mark-

grafen Friedrich von Brandenburg an ein Fenster und beide besprachen sich einige Minuten lang leise. Dann kehrte Markgraf Friedrich zurück und stellte sich vor seinen Schwager.

„Armer, verblendeter Mensch," sagte er, mit verachtenden Blicken auf ihn schauend. „So weit hat dich also deine Zügellosigkeit und Liederlichkeit gebracht? Nur noch ein Schritt, und du wärest zum Meuchelmörder herabgesunken. Dein Vetter Eberhard will aber in seiner Großmuth nicht, daß deine Schande Jedermann offenbar und für die ganze Welt kundbar werde. Darum schenkt er dir die Strafe und weitere Demüthigung. Geh', laß dein Roß satteln; trage deine Schlechtigkeit in ferne Lande, aber kehre nie wieder nach Württemberg zurück, so lange Graf Eberhard lebt. Er wird dich an nichts Mangel leiden lassen und dir deine bisherige Pension auszahlen; jedoch nie, ich wiederhole dir's, nie mehr wag' es, so lange er lebt, in's Vaterland zurückzukehren. Geh', und hüte dich, dich irgendwo den Schwager des Markgrafen von Brandenburg zu nennen; er und seine Schwester, deine so lange Jahre mißhandelte Gattin, schämen sich deiner."

Er wandte ihm den Rücken.

Lautlos, Scham und Grimm im Gesichte wie im Herzen, verließ Graf Eberhard der Jüngere das Gemach. Wenige Minuten darauf hörte man ihn über die Zugbrücke sprengen. Nie mehr, von diesem Tage an, betrat er Württemberg, so lange Graf Eberhard im Barte lebte.

Es wurde nun natürlich Befehl gegeben, daß ein Häuflein Reiter aufbreche, um die Verkleideten im Weingarthäuschen zu überraschen und gefangen zu nehmen, aber man that es mit der Schonung und Rücksicht, welche aus dem Willen, nichts von diesem schändlichen Plane bekannt werden zu lassen, hervorgingen. Die Verschworenen mußten jedoch, durch das lange Nichtwiedererscheinen des Holzinger mißtrauisch geworden, auf den ersten hörbaren Hufschlag hin entflohen sein, denn man fand zwar noch die Spuren ihres Feuers, sie selbst aber waren über alle Berge.

Den Pater Holzinger, den verlaufenen Augustinermönch, den Willibald gefangen hatte, hielt man natürlich fest und sandte ihn seinem Kloster in Constanz, um ihn dort Buße thun zu lassen. Eine weitere Strafe statuirte man nicht an ihm, so sehr er es auch verdient hätte.

Eine halbe Stunde später, nachdem sie aus dem Banquettsaale abgerufen worden waren, kehrten Graf Eberhard im Barte und Markgraf Friedrich von Brandenburg wieder in diesen zurück. Wohl waren ihre Gesichter ernster, als gewöhnlich, aber deßwegen blieb doch der Grund, warum sie den Saal auf eine Zeitlang verlassen hatten, Allen verborgen. Sie erfüllten, so schwer es sie auch ankam, ihre Pflicht, der Gäste Lustbarkeit und Ergötzen nicht nur nicht zu stören, sondern sie vielmehr mit aller Zuvorkommenheit zu unterhalten bis an den frühen Morgen, wo der Tanz ein Ende hatte. Graf

Heinrich aber hatte sich nicht entschließen können, den Saal nochmals zu betreten. Er war zu erschüttert von dem Vorgange mit seinem Bruder, als daß es ihm möglich gewesen wäre, mit den Fröhlichen fröhlich zu sein. So schloß er sich in seinem Zimmer ein. Allein war er aber deßwegen doch nicht, denn trotz allem Zureden ließ es sich Willibald nicht nehmen, sein Gesellschafter in diesem herben Leide zu sein. Nur bat er den Markgrafen von Brandenburg, ihn bei Fräulein Marie von Hagenbach zu entschuldigen, daß er ihr Tänzer auf heute Nacht nicht sein könne. Auch solle er den Dank, so er zu empfangen hatte, für ihn einnehmen.

Noch selten wohl hatten sich zwei junge Herzen so sehr auf eine Ballnacht gefreut, als Marie von Hagenbach und Willibald von Sperberseck auf diesen Schlußtag des Turniers; aber noch selten wohl ward eine Nacht so traurig hingebracht, als sie Marie von Hagenbach und Willibald von Sperberseck hinbrachten. Dessenungeachtet ging der Tanz so splendid und solenn zu Ende, als je irgend einer gefeiert wurde, denn so groß war die Pracht, daß sich die drei anwesenden Fürsten bei jedem Tanze, den sie thaten, zweiunddreißig Kerzen oder Windlichter vortragen ließen, damit man ihren Glanz um so besser anschauen könne.

Marie von Hagenbach kam die ganze Nacht nicht von der Seite der Gräfin Barbara, welche nicht tanzte. So viel auch der Ritter kamen, das schöne Fräulein zu einem Tanze

aufzuforden, sie konnten sie doch nicht dazu bewegen. „Sie seie unwohl,“ gab sie einem Jedem zur Antwort, und ihr thränenfeuchtes Auge bestätigte diese ihre Aussage.

Den andern Tag, am Freitag, zerstreuten sich die Gäste des Grafen Eberhard im Bart wieder in aller Herren Länder. Nur wenige Vertraute und nähere Verwandte blieben zurück, um noch einige Tage zu verweilen. So endigte das große Turnier, welches zu Stuttgart in der Woche nach dem Obersten gefeiert wurde.

Am selbigen Freitag Morgen aber, als Willibald von Sperberseck die Reitschnecke der Burg hinabstieg, um Einigen seiner abgehenden Bekannten das Geleite zu geben, ward ihm ein prächtiges Streitroß vorgeführt, auf welchem eine eben so herrliche Ritterrüstung lag. Es war ein Geschenk des Grafen Eberhard im Bart für die in dieser Ballnacht geleisteten Dienste.

Neuntes Capitel.

Der Dispens des Pabstes.

Es mochten etwa acht Tage seit dem Turniere vergangen sein, da sah man auf dem Wege, welcher von Stuttgart nach Nellingen, und von da über Denkendorf nach Nürtingen führt, eine gar stattliche Reiterschaar sich fortbewegen. Dieselbe bestand sowohl aus edlen Damen, als ritterlichen Herren, denn der Graf Eberhard im Bart gab seinem hohen Gast, dem Markgrafen von Brandenburg, sowie dessen Schwester, der Gräfin Elisabeth, und seinem Vetter, dem Grafen Heinrich, die sich Beide wieder nach Hause verfügten, das Geleite. Die Gräfin kehrte auf ihren Wittwensitz nach Nürtingen zurück, denn ein Wittwensitz war es für sie seit vielen Jahren, trotzdem ihr Gemahl lebte, und blieb es auch noch viele viele Jahre, bis sich endlich ihre müden Augen schlossen); Graf Heinrich aber wollte über Tübingen nach Straßburg, seiner jetzigen Heimath, reiten, und nahm seinen Weg nach Nürtingen, um noch eine Zeitlang länger in der Gesellschaft seiner lieben

Verwandten zu sein. Innerlich hatte er vielleicht noch einen andern Grund, und vergönnte es wohl dem jungen Willibald, da derselbe in der letzten Nacht, die auf das Turnier folgte, so unfreiwillig um seine Lustbarkeit beim Tanze gekommen war, sich noch einmal des Zusammenseins mit Marien von Hagenbach zu erfreuen.

Durch die Straßen der Stadt ritt die Cavalcade — und der Zug war nicht klein, da bei so viel vornehmen Herrschaften das Gefolge nicht gering sein konnte — in der Ordnung, wie es die Sitte gebot und der Rang der verschiedenen Persönlichkeiten mit sich brachte; vor der Stadt aber außen, als es die steile Bopsersteige hinaufging, wurde diese Ordnung nicht mehr eingehalten. Graf Eberhard schickte einige seiner Leute voraus, um bei dem Probste in Denkendorf, dessen Kloster sie passiren mußten, einen Imbiß zu bestellen. Dann ritt er dem Grafen Heinrich hart zur Seite und bat ihn, sein Pferd anzuspornen, da er mit ihm gerne ein paar Worte im Vertrauen sprechen möchte. Der Weg war gar steil und glatt, so daß sowohl der Markgraf von Brandenburg, welcher neben seiner Schwester ritt, als auch Willibald von Sperberseck, welcher sich unversehens an die Seite Mariens von Hagenbach gefunden hatte, von ihren Rossen stiegen, um vorsichtigerweise die Pferde ihrer Damen am Zügel zu führen, damit diese nicht zu Schaden kämen. Somit ward es den beiden Vettern von Württemberg leicht, der übrigen Gesellschaft aus

dem Gesichte zu kommen, daß Niemand ein Wort ihrer Unterhaltung vernehmen konnte.

„Vetter Heinrich," sagte Graf Eberhard im Bart, als er sich unbeobachtet wußte, „ich habe etwas auf dem Herzen, das möglicherweise von Vielen gar sonderbar gedeutet werden könnte, das ich aber aussprechen muß, weil ich es für meine Pflicht halte. Es ist ein Ding gar delikater Natur, und Mancher würde mich vielleicht für zudringlich halten und deßhalb derb abweisen, von dir aber hab' ich eine andere Meinung und bessere Ueberzeugung, denn du weißt, ich schätzte dich immer höher, als irgend Einen meiner übrigen Verwandten und Vetter."

Mit diesen Worten hielt er einen Augenblick inne, als ob er in Verlegenheit wäre, wie er fortfahren sollte.

„Sprich frei heraus, Vetter Eberhard," sprach nun Graf Heinrich. „Es mag sein, was es will, wenn du es sagst, so ist's damit in Richtigkeit, denn deinesgleichen an Verstand, Ehrbarkeit und Tapferkeit gibt's in der Christenheit nicht Viele. Auch könnte ich mir deßhalb gar Nichts denken, was frei von der Leber weg auszusprechen dich in Verlegenheit bringen könnte."

„Und doch geht es mir jetzt nicht besser," erwiederte Graf Eberhard mit halbem Lächeln. „Aber es muß heraus, sonst komme ich nicht zu meinem Ziele. Vetter Heinrich, sage mir, hast du je geliebt? Nicht davon spreche ich, was man

im gewöhnlichen Thun und Treiben Liebe heißt, sondern ich spreche von Liebe in jenem Sinn, in welchem die Engel im Himmel von Liebe sprechen, von der Liebe, die im tiefsten Innern thront, und dort unvergänglich lebt, wenn sie auch äußerlich nie offenbar wird?"

Der Eindruck, den diese Rede auf Graf Heinrich machte, war ein merkwürdiger. Zuerst malte sich das äußerste Erstaunen in seinem Gesichte, dann wich dieses einer brennenden Röthe, welche sich bis zur Stirne hinauf und zum Halse hinab verbreitete, und endlich legte sich ein Ausdruck von Ernst auf die Züge des Mannes, daß Graf Eberhard fast davor erschrack.

„Wie kommt Ihr" — nahm der Erstere nunmehr nach einer längern Pause das Wort, aber er sprach gar langsam und feierlich und sein Blick ruhte fest und streng auf seinem Vetter Eberhard, während er zugleich sein Roß mit Einem Ruck anhielt — „wie kommt Ihr zu dieser Frage, Herr Graf Eberhard von Württemberg? Seid Ihr vielleicht in der Laune, mit Absicht meine Gefühle zu verhöhnen?"

„Hab' ich es nicht gesagt?" rief jetzt Graf Eberhard mit großem Eifer, obwohl nicht ohne einige Verlegenheit. „Hab' ich dir nicht im Voraus gesagt, daß meine Frage von der Art sei, daß sie einer derben Zurechtweisung gewärtig sein müsse? Und doch, bei Gott, ich wollte dich nicht beleidigen, und hatte noch weniger die Absicht, dir wehe zu thun. Aber ich will

dir deine Frage beantworten, klar und deutlich, ohne Umschweife. Man hat mir gesagt, und auf den Mann, der mir's sagte, kann ich mich verlassen, also man hat mir versichert, es sei dir, nachdem du von der burgundischen Gefangenschaft losgeworden, der Antrag gemacht worden, die Wittwe jenes Karl zu ehelichen, der dich so lange gefangen hielt. Der Antrag war ein gleich ehrenvoller und verlockender, denn die Wittwe war nicht blos eine reiche und mächtige, sondern auch eine gar herrlich anzuschauende Frau, und im schönsten Weibesalter. Du hast jedoch den Antrag, nach welchem hundert Höhere, als du bist, mit tausend Freuden gegriffen hätten, ruhig und ohne Verzug, aber bestimmt und für immer abgelehnt, und man sagte mir, der wahre Grund dieser auffallenden That sei der gewesen, daß du eine heilige Lieb' im Herzen tragest, der du geschworen habest, nicht untreu zu werden dein Leben lang, es möge kommen, was da wolle."

„Und wenn dem so wäre, Graf Eberhard," erwiederte Graf Heinrich mit gleich ernstem Tone, wie zuvor, „was hätte es für dich für ein Interesse, es aus meinem Munde bestätigt zu hören?"

„Auch diese Frage will ich dir beantworten," versetzte der Andere mit bewegter Stimme, „und wenn ich es gethan habe, so wirst du mich vielleicht mit anderen Augen betrachten, als du jetzt thust. Zuvor aber erlaube mir noch eine Frage und beantworte mir sie ohne Rückhalt: warum hast

du dein Lieb nicht zu deinem Weibe gemacht, nachdem du der Gefangenschaft entledigt warst?"

Graf Heinrich schwieg eine Zeitlang still und sah vor sich nieder.

„Ich weiß nicht, wo du hinaus willst," sagte er endlich ausweichend, „aber deine letzte Frage ist bald beantwortet. Du weißt, ich war von jeher zur Kirche bestimmt, und bin nun schon lange Jahre ein Ritter vom heiligen Kreuze. Wie konnt' ich mich also verehelichen, oder auch nur an diesen Stand denken, da ich ja von meinem zehnten Jahre an schon Domherr war?"

„Das ist nicht der Grund, Heinrich," sagte Graf Eberhard weich. „Für solche Gelübde, wie du es gethan, ist gar leicht Dispens zu erhalten. Sag' mir den wahren Grund, Graf Heinrich; denk', ich wär' deine Mutter und du müßtest mir beichten."

Abermals überzog Graf Heinrichs Gesicht eine tiefe Röthe, dann aber lagerte sich darauf eine so tiefe Wehmuth, daß sein Vetter auf's Tiefste davon ergriffen ward.

„Vetter Eberhard," sprach Graf Heinrich ernst, fast feierlich: „die, die ich liebe, liebt' ich vom ersten Tage an, da ich sie sah. Ich liebte sie während meiner Gefangenschaft und lieb' sie noch heute. Manch zarte Weise habe ich im Gefängniß auf ihre Augen gedichtet, und manch' zierlich Reimlein auf ihren süßen Mund. Aber sie weiß nichts davon

und wird nie etwas davon erfahren, denn sie liebt mich nicht. Sie war es, deren Fürsprache mich aus dem Gefängniß befreite, denn sie hatte Mitleid mit meiner Lage; aber als ich frei war und zu ihr eilen wollte, um mein dankbares Herz ihr zu Füßen zu legen, da hatte sie sich mir bereits entzogen und hinterließ nur den Befehl, ihr ferne zu bleiben. „Sie sei eine Geweihte des Herrn geworden, und jeder Versuch, den ich machen würde, mich ihr zu nähern, wäre ein Frevel am Himmel,“ so sagten mir die frommen Frauen, in deren Mauern sie bei meiner Befreiung in Brügge gewohnt hatte.“

„Und du liebst sie noch immer?“ frug mit tief bewegter Stimme Graf Eberhard.

„Ob ich sie liebe?“ erwiederte Graf Heinrich leise, kaum hörbar. „Ich weiß es nicht, ob ich meinem Gefühl diesen Namen geben darf. Vielleicht verehre ich sie mehr, als ich sie liebe, denn sie ist mir, was die Engel im Himmel den Sterblichen sind. Glaubst du wohl,“ fuhr er mit einem düstern, ja unheimlichen Blicke fort, „glaubst du, jener Tag sei spurlos an meinem Geiste vorübergegangen, jener furchtbare Tag, da der Scharfrichter mit blitzendem Schwerte hinter meinem Rücken stand? Da ich jede Sekunde nicht wußte, wenn sein Hieb fiel? Ha,“ rief er plötzlich mit rollenden Augen, „ich sehe ihn noch, den furchtbaren Mann mit dem rothen Blutmantel, und ihn, den Würgengel, den Karl von Burgund; ich sehe sie noch, diese Beiden, und neben ihnen

das schwarzsammtene Schaffot, das mit meinem Herzblut getränkt werden sollte. Ich sehe sie Alle, die Ritter und Reisigen, wie sie auf mich blickten, als wäre ich ein sterbender Mensch. Und drüben, über dem schmalen Thale, das den Lacrotte von Burg Mömpelgard trennt, drüben, da stand eine liebliche Gestalt auf der höchsten Zinne meines festen Schlosses, und die Gestalt winkte mir mit dem weißen Tuche, als wollte sie mir Trost zuwehen, und von da an war mein Herz getröstet, und weder Karl der Kühne, noch sein Scharfrichter konnten mir mehr bange machen. Das war sie, mein Schutzgeist, mein Engel, sie, die ich liebe und lieben werde in Ewigkeit!"

Diese letzten Worte flüsterte er wieder mehr, als er sie sprach, denn die plötzliche Aufregung, welche ihn ergriffen hatte, war milderen Gefühlen gewichen. „Sieh, Eberhard," sagte er zuletzt, mit fast zärtlichem Ausdruck in der Stimme, „es kommen hie und da im Jahre Augenblicke, wo ich gar gräßlichen Anfällen unterworfen bin; so oft ich aber von ihnen gequält werde und meine, der Wahnsinn werde mich nun erfassen, da kommt sie, und tröstet mich, und lächelt mir zu, und die Anfechtung ist vorüber. Darum lieb' ich sie, wie man die Engel des Himmels liebt."

Schweigend ritten sie eine Zeitlang weiter, ein Jede mit seinen Gedanken beschäftigt. Bald darauf aber brach Graf Heinrich das Schweigen.

„Du weißt nun Alles, Vetter Eberhard,“ sagte er; „aber jetzt beantworte mir *meine* Frage: was hätte dieses Alles für ein besonderes Interesse für dich, denn Neugierde ist's nicht, das weiß ich.“

„Auch ich will offen sein, wie du,“ erwiederte Graf Eberhard, seinem Vetter die Hand reichend. „Du weißt, Gott hat mir wohl ein Weib, und ein braves, herrliches Weib beschert, aber die Kinder hat er mir verweigert, und es ist keine Hoffnung, daß die Gräfin Barbara je fruchtbar sein könnte. Auch die Ehe deines Bruders ist nicht mit Kindern gesegnet, und es ist keine Aussicht vorhanden, daß dieß je anders werde. So besteht der ganze württembergische Stamm aus uns drei Männern, dir, deinem Bruder und mir. Er wird mit uns dreien aussterben, so auch du ohne Erben bleibst, und unser schönes Stammland muß in fremde Hände fallen. Dann wird hier ein Verwandter ein Stück sich aneignen, und dort ein Nachbar ein anderes Stück, während mit dem Reste der Kaiser einen seiner Lieblinge belohnen mag: *Württemberg aber hat aufgehört, als Haus Württemberg zu existiren.* Das ist's, was mir das Herz schwer macht schon manches Jahr her. Und wie ich nun einmal wieder meinem Kummer nachhing, da dachte ich an dich und deine Unbeweibtheit, und urplötzlich kam es, wie eine Eingebung, über mich. Deßwegen lud ich dich so dringend zum Turniere, denn ich dachte, unter den vielen schönen Frauenbildern, die sich da

versammelten, würde dir vielleicht wenigstens Eine gefallen, und vom Papst Dispens wegen deines Gelübdes zu erhalten, wäre mir ja ein Leichtes. Nun sag' an, muß ich auch diesen letzten Hoffnungsanker aufgeben? Heinrich, Vetter, Bruder, denk' an Württemberg, entschließe dich, gib unserem Hause einen Erben!"

Eindringlich bittend war die Rede Graf Eberhards im Bart; aber Graf Heinrich schüttelte traurig mit dem Kopfe.

„Ich kann meinen Schutzengel nicht verrathen," sagte er leise; „ich habe geschworen, nur ihm anzugehören, und werde meinen Schwur halten."

Düsterer Ernst lagerte auf dem Gesichte Graf Eberhards im Barte. Er gedachte der Zukunft Württembergs! Doch plötzlich war es, als ob ein Funke der Erleuchtung seine Augen erhellte; sein Gesicht ward freudiger und freudiger, und sein Auge funkelte wie das eines Begeisterten.

„So Gott will, soll sich doch noch Alles zum Guten wenden," sprach er, und gab seinem Vetter abermals die Hand. „Gedenk' des letzten Wortes, das du gesprochen, des Wortes, nur ihr anzugehören, die dein Schutzgeist geworden ist."

Während die beiden Grafen und Vettern diese für die Zukunft Württembergs so überaus wichtige Unterredung hielten, fand am Schlußpunkt der Cavalcade ein anderes Zwiegespräch statt, das zwar nicht für Württemberg, aber doch für die Entwicklung unserer Geschichte nicht minder wichtig

sein dürfte. Die Letzten im Zuge waren nehmlich, wie schon oben gesagt, Willibald von Sperberseck und Fräulein Marie von Hagenbach. Anfangs hatte Willibald das Pferd Mariens am Zügel geführt, um dasselbe bei der steilen, glatten Steige vor dem Fallen zu schützen; als aber die Steige immer jäher und jäher wurde, da war das Fräulein auch abgestiegen und ging nun zu Fuße neben dem Ritter, der beide Pferde an der Hand hielt. Schweigend schritten sie eine lange Zeit den Berg hinan; ihre Blicke sahen zu Boden und ihre Wangen rötheten sich. Sie hatten Beide geglaubt, sich so Vieles zu sagen zu haben, und doch wagte jetzt Keines von ihnen, den Mund zu öffnen. Sie gingen weiter und immer weiter; ihre Herzen waren voll zum Zerspringen, und doch sprach Keines auch nur ein einziges Wörtlein! Die übrige Gesellschaft war ihnen längst aus dem Gesichte verschwunden, es gab Niemanden, der sie hätte belauschen können, und doch blieben sie so schweigsam, wie im Grabe! Von der Seite wohl wagten sie es hie und da sich zu betrachten, aber zu sprechen? — das wagte Keines! So kamen sie den Berg hinan, langsamen Schrittes neben einander hergehend, das Herz voll zum Ueberfließen und die Zunge wie in Fesseln geschlagen; wie sie aber oben ankamen, war Niemand von der Gesellschaft mehr zu sehen. Dieser Umstand löste die Zunge Mariens.

„Um Gott, Herr Willibald,“ rief sie, „wir haben uns

verspätet. Lasset uns aufsitzen, um das Versäumte wieder nachzuholen."

„Wie Ihr befehlet, Fräulein Marie," erwiederte Willibald demüthig. „Ich kann mir wohl denken, daß es Euch nicht wohl sein kann in der Gesellschaft dessen, der sich als einen so unhöflichen Gesellen erwiesen hat, daß er sich noch nicht einmal des verabsäumten Tanzes wegen entschuldigte. Aber wenn Ihr wüßtet . . ."

„Stille, Willibald," rief Marie mit holdem Erröthen. „Stille, ich weiß Alles. Die edle Dame, unter deren Schutz ich lebe, hat mich in das Geheimniß eingeweiht. Ach, Willibald, wie edel, wie tapfer, wie ritterlich habt Ihr doch in dieser Ballnacht gehandelt! Und ich weiß es, Graf Eberhard, der strenge Herr, bei dem es so schwer hält, sich in der Achtung festzusetzen, er hält Euch deßwegen besonders hoch, höher, als irgend einen der jungen Ritter an seinem Hofe, und er hat Euch im Gemache der Gräfin Elisabeth einen Lobspruch ertheilt, den er sonst nicht leicht Jemanden angedeihen läßt."

Jetzt war der Eisgürtel gebrochen, der bisher den Mund des jungen Paares verschlossen gehalten hatte.

„So seid Ihr mir also nicht böse wegen meiner anscheinenden Nachlässigkeit?" rief Willibald, die helle Freude im Gesichte.

„Ich Euch böse?" versetzte hastig das Fräulein. „Ich war Euch in meinem Leben nie böse, und werde Euch gar

nie böse werden, denn Ihr war't ja mein Ritter von Jugend an."

„Und würde es bleiben mein Leben lang," erklärte Willibald feurig, „so Ihr mir es zu bleiben erlaubtet. Aber, ich rede Thorheit, Ihr seid eine reiche Erbin, um die sich Hunderte von edlen Freiherren und Grafen bewerben, und bald, nur zu bald wird der arme Willibald vergessen sein."

„Nie, nie," rief Marie, hoch erröthend, „das heißt, ich werde gar nicht heirathen. Aber kommt," setzte sie in tiefster Verlegenheit hinzu, „wir müssen eilen, die Frau Gräfin Elisabeth einzuholen, die nicht wenig wegen meiner in Sorge sein wird."

Sie zog ihre Handschuhe zurecht, um sich zum Aufsitzen fertig zu machen. Indem aber fiel einer der Handschuhe zu Boden und mit ihm ein gülden Ringlein, das sie sich ohne Zweifel in der Eile vom Finger gestreift hatte. Es klingelte gar hell, als es zu Boden fiel, und alsobald war Willibald bemüht, es aufzufangen.

„Laßt mir das Ringlein zum Angedenken, holde Marie," sagte er, ein Knie vor ihr beugend. „Wer mag wissen, ob und wann wir uns wiedersehen, so mag mich das Ringlein getrösten in allen Fährlichkeiten und Trübnissen."

Sie erwiederte kein Wort, weder Ja, noch Nein. Er aber streifte das Ringlein an seinen kleinen Finger und be-

hielt es dort sein Leben lang. Nunmehr ritten sie im schnellsten Trabe den Uebrigen nach; doch so sehr sie sich auch sputeten, als sie im Kloster Denkendorf einritten, war die ganze Gesellschaft längst dort eingetroffen. Allein Niemand dachte daran, ihnen ihrer Saumseligkeit wegen einen Vorwurf zu machen; im Gegentheil, Frau Elisabeth lächelte, als Fräulein Marie sich entschuldigen wollte. Sah man ja doch an den glühenden Gesichtern der beiden jungen Leute, wie sehr sie sich beeilt hatten! Oder hatte jene Röthe vielleicht einen andern Grund?

Eine Stunde darauf trennten sie sich. Der Markgraf von Brandenburg umhalste seine Schwester, denn es war ein Abschied für's Leben; der Graf Eberhard im Bart aber schüttelte dem Grafen Heinrich die Hand und rief ihm noch beim Scheiden zu, der letzten Worte ihrer geheimen Unterredung eingedenk zu sein. In Nürtingen schied auch Graf Heinrich von Frau Elisabeth und ritt mit Willibald nach der alten Stadt Straßburg, um von nun an wieder seinen Pflichten — als Mitglied des Bruderhauses zum grünen Wörth — obzuliegen.

So schien nach dem Turniere Alles wieder ins alte Geleise zurückgekehrt zu sein, denn auch der Markgraf von Brandenburg hatte Stuttgart nach wenigen Tagen verlassen; allein die besser Eingeweihten am Württemberger Hofe theilten diese Ansicht nicht, und in der That ließ auch das geheimniß-

volle Benehmen des Grafen Eberhard im Bart auf etwas gar Absonderliches schließen, aus dem jedoch Niemand recht klug werden konnte.

Alsobald nehmlich, nachdem die letzten Gäste sich aus Stuttgart entfernt hatten, sandte Graf Eberhard im Bart einen seiner vertrautesten Räthe mit geheimer Botschaft an den Grafen Simon Wecker von Zweibrücken, Herrn zu Bitsch und Lichtenberg, und sobald dieser Bote zurückgekehrt war, eilte er selbst nach Nürtingen, um einer langen, geheimen Unterredung mit Frau Elisabeth, seiner Schwägerin, zu pflegen. Was da verhandelt worden sei, wußte Niemand zu sagen, aber etwas überaus Wichtiges mußte es gewesen sein, denn wenige Tage darauf reiste Frau Elisabeth mit Marie von Hagenbach und ziemlichem Gefolge nach Zweibrücken ab, um sich da bei den Verwandten der jungen Marie — die Gräfin von Zweibrücken war ja ihre Großmutter — eine geraume Zeit lang aufzuhalten. Auch ritten während dieses ganzen Aufenthaltes fast jeden vierzehnten Tag eigene Eilboten zwischen Zweibrücken und Stuttgart hin und her, so daß sich die Hofdiener fast den Kopf zerbrachen, was denn solche geheime Botschaften zu bedeuten haben sollten. Ja, das Geheimniß sollte immer geheimnißvoller und dunkler werden, denn endlich reiste sogar der eigene Kanzler des Grafen, der berühmte Doktor Ludwig Vergenhans, mit dem noch berühmteren Ritter Georg von Ehingen im

Auftrage des Herrn Eberhard im Bart nach Rom, wo sie eine Audienz beim Papste hatten und mit großer Huld und Gnade aufgenommen wurden. Allein mit der ersten Audienz war es nicht gethan, sondern es dauerte vielmehr Wochen und nahm sogar Monate hinweg, bis sie sich wieder auf den Rückweg nach Stuttgart machen konnten, woraus man wohl schließen durfte, daß sie keiner Kleinigkeit wegen nach Rom gekommen seien.

Inzwischen, noch während die Gesandten in Rom verweilten, war Frau Elisabeth von ihrem langen Aufenthalte in Zweibrücken und Bitsch wieder nach Nürtingen zurückgekehrt, und aus der frohen Miene des Grafen Eberhard im Barte konnte man schließen, daß sie ihm keine ungünstige Nachrichten gebracht habe. Allein derselbe gab sich damit noch nicht zufrieden, sondern er sandte gleich darauf einen geheimen Botschafter nach Straßburg an den Ritter Niclas von Baden, den Bruder des Markgrafen gleichen Namens. Unter diesem Ritter Niclas ist übrigens kein Anderer zu verstehen, als der Comthur des Johanniterordenshauses zum grünen Wörth in Straßburg, dessen Mitglied Graf Heinrich von Mömpelgard war. Auch dieser Bote kam allem Anschein nach mit froher Botschaft zurück, denn die früher so besorgten Mienen des Grafen Eberhard wurden immer heiterer und klarer. Und als nun vollends gar der Ritter Georg von Ehingen und der Doktor Bergenhans eine gute Rückantwort

vom Pabste überbrachten, da strahlte das Gesicht des edlen Herrn vor lauter Jubel, und er sank in seinem Geheimzimmer auf seine Kniee nieder und dankte Gott inbrünstiglich für die viele Güte und Gnade, so Er ihm auch in diesem Falle erwiesen. Gleich darauf gab er Befehl zu einer Reise, die er zu seinem vielgeliebten Vetter, dem Johanniterritter Graf Heinrich von Württemberg und Mömpelgard, unternehmen wolle.

Es war im Spätherbst des Jahres 1484, als Graf Eberhard im Bart mit einem kleinen, aber auserlesenen Gefolge die Stadt Stuttgart verließ und der alten Reichsstadt Straßburg zuritt. Nicht weniger als neun lange Monate hatte er gebraucht, um alles das ins Werk zu setzen, was er sich seit der letzten Unterredung mit seinem Vetter auf dem Wege nach Denkendorf vorgenommen hatte. Jetzt aber mußte die Sache zu einem gedeihlichen Ende kommen, wenn ihn nicht alle Umstände trügten! — Die Hofleute wunderten sich, wie der Graf um diese Zeit eine Reise antreten möge, denn das Wetter war gar nicht einladend; im Gegentheil, der Himmel ergoß sein Füllhorn des Regens im vollsten Maße, und die Wege wurden dadurch fast unergründlich. Allein was kümmerte den Grafen Eberhard solch äußerliches Hinderniß, da es sich um Erfüllung einer Pflicht gegen sein Land und gegen sein Haus handelte? Wohlgemuth ging es vorwärts, sonder Rast und Ruh, und am dritten Tage kam er

mit den Seinigen glücklich mit der Fähre über den Rhein nach Straßburg, denn eine Brücke führte damals noch nicht hinüber. Sie lenkten ihre Rosse nicht erst in eine Herberge in der Stadt, sondern ritten alsogleich dem Johanniterhause zum grünen Wörth zu. Es war dieß aber weniger ein Haus, als vielmehr eine starke Burg innerhalb der Ringmauern der Stadt, wohl mit Zinnen und Laufgräben versehen und aus vielen festen Gebäulichkeiten bestehend.

Fast schien es, daß Graf Eberhard vorher geheime Botschaft von seiner Ankunft gesandt habe, denn als der Thorwächter über der Ziehbrücke in sein Horn stieß und den vornehmen Besuch ankündigte, da war der Comthur Niclas von Baden im Augenblicke bereit, seinen hohen Gast zu empfangen. Beide Herren, sowohl Eberhard im Bart, als der Comthur Niclas, schüttelten sich die Hände als alte Bekannte, obgleich sie sich von Antlitz heute zum ersten Male sahen, und begrüßten sich, wie es Personen von fürstlichem Geblüte geziemt.

„Er weiß noch nichts?“ fragte Graf Eberhard leise, als die üblichen Höflichkeiten gewechselt waren.

„Keine Silbe,“ erwiederte Niclas von Baden lächelnd. „Unser Ordensgelübde gebietet uns Schweigen, wo Reden nicht am Platze ist. Ihr werdet ihn durchaus überraschen, mein Herr Graf Eberhard von Württemberg. Erlaubt, daß ich Euch in mein bescheiden Haus geleite.“

Graf Eberhard stieg vom Pferde, wie sein ganzes Gefolge. In diesem Augenblicke aber stürzte Graf Heinrich in den Hof, wo die fremden Gäste hielten, und gleich hinter ihm drein kam sein vertrauter Diener und Freund, Willibald von Sperberseck.

„Der heilige Johannes segne mich," rief der Erstere schon von weitem, „was führt dich hierher, mein Herr Vetter von Württemberg? Ist es Traum oder Wahrheit, du würdigest unsere arme Clause mit deinem hohen Besuche?"

„Hoho!" entgegnete Graf Eberhard lustig; „da kommt mein Herr Vetter und fragt mich nach dem Grund meines Kommens, und voll lauter Verwunderung heißt er mich nicht einmal willkommen. Als ob man nicht aus purer Sehnsucht, seine Verwandten zu begrüßen, einen Ritt nach Straßburg machen könnte!"

Hierüber aber schüttelte Graf Heinrich den Kopf. „Der Eberhard im Bart macht keine Lustritte, um einen armen Vetter zu besuchen," sagte er. „Dafür ist seine Zeit zu gemessen und er selbst zu beschäftigt. Aber sei dem, wie ihm wolle, ich heiße dich herzlich willkommen und danke dir für deine Güte, daß du den in seinen Klostermauern Begrabenen nicht ganz vergessen hast."

„Ei, da ist ja auch dein früherer Page, der treue Willibald von Sperberseck!" sagte jetzt Graf Eberhard. „Herzlich willkommen mein tapferer Kämpe. Rüste dich nur auf morgen

frühe, denn ich bin gekommen, deinen Herrn, den Grafen Heinrich, auf einige Tage seiner Clause zu entführen und auf das Stechen in Worms mitzunehmen, das am zweiten November dort stattfinden soll, und da wird wohl der junge Ritter von Sperberseck nicht zurückbleiben, sondern sich viel lieber neue Lorbeeren erwerben wollen."

„Zum Stechen nach Worms willst du uns abholen?" rief Graf Heinrich noch verwunderter als zuvor. „Vetter Eberhard," setzte er dann nach einer Weile kopfschüttelnd hinzu, „mit dir muß was Besonderes vorgegangen sein, denn ich gestehe dir offen, ich begreife dich nicht.".

„Sollst mich noch begreifen lernen," lachte der im Barte; „aber ich hoffe, du wirst mir keinen Korb geben, sondern morgen getreulich mit mir ziehen, da wir lediglich keine Zeit zu verlieren haben, wenn wir zur rechten Stunde an Ort und Stelle eintreffen wollen."

Unter solchen Gesprächen betraten sie das Ordenshaus, wo dem edlen Gaste die seiner hohen Würde angemessenen Gemächer angewiesen wurden. Einige Zeit darauf rief die Glocke zum Abendimbiß im großen Speisesaale, und so hoch und herrlich es auch sonst im Johanniterhause zum grünen Wörth in Straßburg herzugehen pflegte, so war dieser Abend doch einer der fröhlichsten, der dort gefeiert wurde. Nur Graf Heinrich war nicht recht zur Freude zu bewegen. Immer und immer wieder schaute er auf seinen Vetter, den Grafen

Eberhard, und konnte sich seinen Besuch mit einem bloßen Vergnügungsritte zu einem Preisstechen in Worms nicht recht zusammenreimen. Doch sprach er kein Wort, sondern sah bloß träumerisch vor sich nieder. Erst spät in der Nacht ward das Gelage aufgehoben und Graf Eberhard im Bart war einer der Letzten, der sich erhob, ganz im Widerspruche mit seiner sonstigen Gewohnheit. Auch nahm er das Geleite seines Vetters Heinrich in seine Schlafgemächer nicht an, sondern ließ sich von dem Comthur selbst vorleuchten, eine Ehre, die nur regierenden Fürsten erwiesen zu werden pflegte, auf die aber sonst der einfache Graf Eberhard keinerlei Ansprüche machte. Nicht minder fiel es dem Grafen Heinrich auf, daß der Vorsteher des Ordenshauses sich nicht sogleich wieder aus dem Schlafzimmer des Grafen Eberhard zurückzog, sondern wohl noch eine gute Stunde bei ihm eingeschlossen blieb, um sich insgeheim mit ihm zu besprechen. Das waren lauter Dinge, über die es sich nachzudenken wohl verlohnte!

Den andern Morgen schon in aller Frühe war Graf Eberhard zur Abreise bereit, und trotz des strömenden Regens, der hie und da, wie Ende October zu geschehen pflegt, sogar mit Hagel und Schnee vermischt war und das Reisen gar unangenehm machte, ließ sich der edle Herr doch nicht abhalten, schon vor Sonnenaufgang aufzubrechen, um, wie er sagte, noch am selbigen Tage das Städtchen Weißenburg zu

erreichen. Das Gefolge, welches er mitgebracht hatte, hatte sich durch den Anschluß des Grafen Heinrich von Mömpelgard ziemlich vermehrt, denn dieser ließ natürlich seinen unzertrennlichen Gefährten, den Ritter Willibald von Sperberseck nicht zurück und verfehlte auch nicht, da es seiner Meinung nach zu einem Preisstechen ging, die nöthigen Diener mitzunehmen. So war es eine ziemlich starke Cavalcade, die nun aus den Thoren Straßburgs ritt; allein dessen ungeachtet ging es etwas still und, wie es schien, sogar verdrossen unter derselben her, da, wie wir schon gesagt, das Wetter abscheulich und in Folge dessen die Wege wahrhaft grundlos waren. Nur allein der Graf Eberhard blieb bei stets gleich guter und sogar fröhlicher Laune, die Verdrossenheit der Anderen verspottend und zugleich zur Eile und Beschleunigung der Reise antreibend. Ihre Mittagsrast hielten sie in dem Städtchen Hagenau, und von da hofften sie in Weißenburg noch vor der Ave-Maria-Glocke einzutreffen. Doch so sehr sie sich auch eilten, so war doch schon längst die Sonne untergegangen, und sie fanden noch immer keine Spur von der Nähe ihres heutigen Reisezieles. Oft und viel besprach sich Graf Eberhard insgeheim mit Einem von seinem Gefolge, der wahrscheinlich in der Gegend mehr vertraut sein mochte, als die Uebrigen, und allemale ging es nach solchem Zwiegespräche wieder unaufhaltsam vorwärts, aber Weißenburg wollte sich immer noch nicht zeigen, obwohl ihre Pferde bei der grundlosen

Straße schon große Spuren von Ermüdung zeigten. Die Nacht war dunkel, fast finster. Man konnte des strömenden Regens wegen keine zehn Schritte vor sich sehen, und kein Sternlein zeigte sich am Himmel. Sie mußten etwas langsam zureiten, um die Richtung nicht zu verfehlen. Da standen sie plötzlich an einem Kreuzwege, und kein Zeichen verkündete ihnen, welche der beiden Straßen die richtige sei.

„Wir müssen links abreiten," sagte Graf Heinrich von Mömpelgard nach einigem Besinnen; „ich bin dieses Weges schon früher gekommen, und obwohl es schon mehrere Jahre her ist, so erinnere ich mich der Richtung doch noch ganz genau."

„Mit Nichten," erwiederte Einer der Begleiter des Grafen Eberhard, derselbe, den dieser in Beziehung auf die Richtung des Weges insbesondere zu Rathe zu ziehen pflegte. „Mit Nichten, der richtige Weg ist der zur Rechten."

Graf Heinrich widersprach natürlich, da er seiner Sache nur zu gewiß war, allein ohne dessen Gegenrede anzuhören und ohne den Vorwurf zu beachten, daß sie sich nun sicherlich verirren müßten, schlug Graf Eberhard die Richtung zur Rechten ein, und die Uebrigen mußten ihm nachfolgen. Sie ritten nun noch eine geraume Zeit weiter, da sahen sie plötzlich Lichter vor sich blinken.

„Hier sind Häuser und Menschen drin," rief jetzt Graf Eberhard fröhlich. „Hier bleiben wir, und wenn man uns

die Herberge verweigern sollte, so erzwingen wir sie mit des Schwertes Spitze, denn kein Mensch kann es länger bei solchem Unwetter im Freien aushalten."

Rasch sprengten sie auf die Lichter los. Allen voran Graf Eberhard und ihm zur Seite der, welcher den Weg angegeben hatte.

„Bist du deiner Sache ganz gewiß?" flüsterte der Graf. „Hast du dich bei der pechschwarzen Dunkelheit nicht getäuscht?"

„So gewiß ich meine Rechte von der Linken unterscheiden kann," erwiederte der Angeredete ebenso leise, „so gewiß ist dieß das Beguinenkloster. Ich habe diesen Sommer auf Euren Befehl die ganze Gegend genau genug ausgekundschaftet."

Sie kamen den Lichtern immer näher. Bald erblickten sie ein langes Gebäude, das mit einigen Nebengebäuden von einer hohen Mauer rings umschlossen war. Man konnte es entweder für eine große Meierei oder auch für eines jener halbweltlichen Klöster halten, welche damals unter dem Namen Beguinenhäuser bekannt waren. Die Beguinen oder barmherzigen Schwestern, wie man sie auch nannte, beschäftigten sich mit der Verpflegung von Kranken sowohl, als auch mit der Aufnahme von armen Reisenden, denen sie Herberge und Speise reichten „um Gottes Willen". Ihre Häuser waren dieses Zweckes halber immer von ziemlichem Umfange,

und sie selbst standen mitten inne zwischen eigentlichen Nonnen und Laienschwestern. Sie gehörten meist dem Orden des heiligen Franciscus dritter Ordnung an, und nicht wenige derselben traten, wenn sie sich der Verpflegung der Menschheit eine Zeit lang gewidmet hatten, wieder in's weltliche Leben zurück, ohne daß ihnen die Bischöfe, welche das Recht des Dispenses hatten, deßwegen besondere Schwierigkeiten machten. Nur die Oberin eines solchen Beguinenklosters mußte, wenn sie ihren Orden verlassen und sich verehelichen wollte, Dispens vom Papste haben, obgleich auch diese Regel nicht immer eingehalten wurde.

Ein breites Thor führte in den inneren Klosterhof, in welchem die Gebäulichkeiten lagen; unsere Reisenden fanden aber das Thor fest verschlossen. Kaum jedoch hatten sie einige harte Schläge an dasselbe gethan, so öffnete sich ein Fenster in einem Häuschen hart daneben, und eine männliche Stimme fragte nach ihrem Begehr.

„Reisende, welchen das Unwetter nicht erlaubt weiter zu reiten," erwiederte Graf Eberhard. „Wir bitten um Nachtquartier für uns und unsere Rosse."

Der Thorwärter besann sich einen Augenblick, und schien die Cavalcade mit prüfendem Auge zu betrachten.

„Ihr gehört," entgegnete er sodann höflich, „Eurem Aufzuge nach nicht zu den Reisenden und Wanderern, von denen wir gewöhnlich heimgesucht werden, verzieht daher

eine kleine Weile, bis ich unsere Oberin gefragt habe, ob ich Euch Einlaß geben darf oder nicht."

Mit diesen Worten schloß er das Fenster und man hörte ihn die Treppe herabsteigen, ohne Zweifel, um seine Oberin aufzusuchen. Er brauchte jedoch nicht weit zu gehen, denn bereits näherte sich ein anderer Mann, der sich durch einen großen Schlüsselbund an der Seite als eine Art Hausmeister oder Majordomus auswies, und welchem ein Diener mit einer Fackel voranleuchtete.

„Schließ das Thor auf," rief der Hausmeister schon von weitem, „bei solchem Unwetter darf man Niemanden warten lassen, er sei arm oder reich, vornehm oder gering."

Natürlich that der Thorwächter wie ihm befohlen war, und nunmehr wandte sich der Haushofmeister an den Grafen Eberhard und sein Gefolge, um sie zum schleunigen Eintritte einzuladen.

„Folgt mir, ihr Herren," sagte er sich höflich verbeugend, „Ihr werdet wenigstens ein warmes Zimmer finden und Eure Pferde eine Krippe mit Heu, wenn auch im Uebrigen Eure gewohnten Ansprüche an's Leben unberücksichtigt bleiben müssen, da unser Kloster nur für Kranke und Arme eingerichtet ist."

Mit diesen Worten schritt er voran, und die Reisenden folgten ihm natürlich auf dem Fuße, während der Thorwächter das Thor wieder verschloß. Als sie in's Haupt-

gebäude kamen, stiegen sie Alle ab und der Hausmeister führte sie in eine große Halle zu ebener Erde, wo bereits ein mächtiges Feuer auf dem Herde flammte, denn es waren schon vor ihnen einige Reisende angekommen, welche hier ebenfalls Obdach erhalten hatten.

„Tretet einstweilen hier ein, wärmt Euch am Feuer und trocknet Eure Kleider," sprach der Hausmeister weiter, „bis ich meiner Herrin, der Oberin des Hauses, Eure Ankunft gemeldet habe und Anordnung für Eure Abendmahlzeit und nächtliche Unterkunft getroffen ist. Zunächst will ich Eure Diener anweisen, wo sie die Pferde versorgen können, denn einem guten Ritter liegt ja mehr an seinem Rosse, als an sich selbst," setzte er lächelnd hinzu.

Sie machten es sich so bequem, als thunlich. Die nassen Mäntel hingen sie an's Feuer und richteten sich überhaupt so ein, wie es Leute zu thun gewohnt sind, die nach einer beschwerlichen Tagesreise in einem gräßlichen Unwetter eine halbwegs gastliche Unterkunft gefunden haben. Nur allein Graf Heinrich schritt unruhig im Zimmer auf und ab. Er legte weder Mantel noch Hut ab, sondern war in tiefes Nachsinnen versunken.

„Diese Stimme habe ich schon gehört," sagte er laut vor sich hin, „und der ganze Mensch ist mir bekannt. Willibald," rief er diesem zu, „wo ist uns der Mann, — den Hausmeister, der uns so eben verlassen hat, meine ich, —

wo ist uns derselbe schon vorgekommen? Es mag verschiedene Jahre her sein, aber ich täusche mich nicht, den Mann sah ich in einem wichtigen Abschnitt meines Lebens, und somit befinden wir uns in einem Hause, dessen Bewohner mir offenbar nicht unbekannt sein können."

Eben wollte Willibald antworten, da sah er, wie Graf Eberhard den Finger bedeutsam auf den Mund legte. Einige Zeit darauf kehrte der Hausmeister zurück.

„Der Abendimbiß wird so eben bereitet," sagte er, „und die hochwürdige Oberin des Hauses, meine Herrin, wird dann selbst erscheinen, Euch zur Tafel einzuladen. Auch habe ich Euch auf ihren Befehl das beste Nachtquartier, das in diesem unserem armen Beguinenordenshause zu treffen ist, angewiesen, so daß Ihr Euch nach eingenommenem Imbiß alsobald zu der bei einem solchen Unwetter gewißlich mehr als ersehnten Ruhe begeben könnt."

„Sind noch mehr Gäste im Hause?" fragte Graf Eberhard im Barte, „oder sind wir die Einzigen, die heute Nacht Eure Wohlthätigkeit in Anspruch nehmen?"

„Gäste haben wir alle Tage, seit meine Herrin dieß Asyl für die Armen und Kranken gegründet hat," erwiederte der alte Hausmeister lächelnd. „Gäste in Eurem Sinn aber, vornehme Herren und Edelleute, bekommen wir selten oder nie, und auch heute sind keine angelangt."

In diesem Augenblicke aber schien es, als ob seine Rede

Lügen gestraft werden sollte, denn es geschahen ein paar heftige Schläge an's Thor, als ob neue Reisende angekommen wären, die Einlaß begehrten. Er wollte sich daher schleunigst entfernen.

„Halt!" rief plötzlich eine heftige Stimme, und Graf Heinrich, der bisher im Hintergrunde gestanden hatte, trat eiligst vor. „Halt, Mann! du mußt mir Rede stehen; du bist ein Diener der Gräfin Elisabeth von Zweibrücken. Beim ewigen Gotte, ich täusche mich nicht, ich habe dich in dieser Eigenschaft gesehen, und dein Name ist Veit, genannt Hornberger.

Er trat dicht vor den Hausmeister hin, daß ihn dieser im vollen Schein der brennenden Fackeln zu erschauen vermochte. Nun ging in dem Gesichte des Hausmeisters eine merkwürdige Veränderung vor, denn so ruhig und kalt, obwohl freundlich er vorher gewesen war, so aufgeregt und von Jubel verklärt erschien er jetzt.

„Mein Herr Graf Heinrich von Mömpelgard," schrie der alte Mann laut auf und sank vor Graf Heinrich auf seine Kniee nieder. „Ihr lebt und seid wohlauf? Gott sei gelobt in Ewigkeit. Unserem Hause ist Heil widerfahren, denn nie war ein geehrterer Gast in unseren Mauern. Aber laßt mich eilen und es meiner Herrin verkündigen."

„Um Gott, Mann," rief Graf Heinrich bleich wie der Tod, „sag' an, wer ist deine Herrin? Wer ist die Oberin

dieses Hauses? Ist 'es Elisabeth, Gräfin von Zweibrücken und Bitsch?"

In diesem Augenblicke geschahen neue Schläge an's Thor, als ob die Reisenden ungeduldig wären, daß ihnen so lange nicht geöffnet werde. Zugleich rief eine laute Stimme nach Veit Hornberger, dem Majordomus des Hauses.

„Ich muß fort und öffnen," rief der Knieende und sprang hastig auf; „aber ich werde in einigen Minuten wieder hier sein."

Er eilte hinaus. Graf Heinrich aber ward bleicher und bleicher.

„Wohin hast du mich geführt, Vetter Eberhard?" flüsterte er endlich mit fast heiserer Stimme. „Sie ist hier, sie, sie, sie! Kommt, schnell, laßt uns aufbrechen, denn sie hat mir verboten, mich ihr zu nähern!"

Aber es war schon zu spät. In demselben Augenblicke nehmlich kamen zwei Beguinennonnen mit Armleuchtern den Gang herab und hinter ihnen drein schritt die Oberin, um ihre Gäste zu begrüßen. Es war eine hohe, volle Gestalt und in den sieben Jahren, daß wir sie nicht gesehen haben, schien die Zeit spurlos an ihr vorübergegangen zu sein. Nur machte sie das weite graue Gewand und der weiße Schleier, der ihre Haare bedeckend über ihre Schultern herabfiel, etwas unkenntlich. Fest und ruhig, sich ihrer Würde bewußt, schritt sie dem Gemache zu, in welches Graf Eberhard mit

seinen Genossen gewiesen worden war. Sie hatte keine Ahnung dessen, wer ihre Gäste sein mochten.

„Elisabeth,“ flüsterte plötzlich eine Stimme neben ihr, „Elisabeth von Bitsch, so sehen wir uns wieder?“

Die Stimme drang durch ihr Innerstes, und als im selben Momente ein Mann vor ihr auf die Kniee sank und ihre Hand mit Küssen überschüttete, da drohten sie ihre Kräfte zu verlassen. „Heinrich von Mömpelgard!“ hauchte sie, und alles Blut kehrte zu ihrem Herzen zurück.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre abermals und eine edle Matrone, gefolgt von einem ritterlichen alten Herrn, erschien auf der Schwelle. Es waren wohl die Gäste, die so eben an's Hofthor gepocht hatten.

„Meine Mutter! Gelobt sei Jesus Christ, meine Mutter!“ schrie die Oberin des Klosters laut auf und warf sich in die Arme der Matrone, die so eben das Gemach betreten hatte.

Auf einen Wink des Grafen Eberhard verließ dessen ganzes Gefolge das Zimmer, und mit thränenschwerem und doch heiterem Blicke überschaute der edle Herr die Gruppe vor ihm. Unter der Thüre noch, fast auf der Schwelle, stand Simon Wecker, Graf von Zweibrücken und Herr von Bitsch und Lichtenberg, ein ehrwürdiger Greis; vor ihm hielt seine Gattin, die edle Frau von Bitsch, und hatte die Tochter fest umschlossen, während diese ihr Gesicht am Busen der Mutter

verbarg. Auf den Knieen lag Graf Heinrich von Mömpelgard, die Augen sehnsuchtsvoll zu Elisabeth erhoben.

„Gebt mir Eure Hand, edles Fräulein Elisabeth von Zweibrücken," sagte nun Graf Eberhard, einen Schritt vortretend, mit fester, klarer Stimme, „und du, Heinrich von Mömpelgard, erhebe dich und stelle dich neben mich. Sieben Jahre habt Ihr Beide eine heimliche Liebe zu einander im Herzen getragen, und Keines wagte es, diese Liebe zu gestehen. Sieben Jahre habt Ihr Euch Beide geopfert, im falschen Wahne, eine göttliche Pflicht zu erfüllen. Sieben Jahre habt Ihr Euch Beide unglücklich gemacht, und Euch eingeredet, das Unglück des Einen befördere das Glück des Andern. Nunmehr aber hat Wahn und Unglück ein Ende. Gott hat mich zum Werkzeuge erwählt, Euer Inneres Euch klar zu machen, und der heilige Vater in Rom hat mich beauftragt, zwei Herzen zu vereinigen, die Gott schon längst zusammengefügt hat."

Wie ein Kind schluchzte Fräulein Elisabeth, die bisherige Oberin des Hauses, in den Armen ihrer Mutter, aber sie vermochte es nicht, ihre Augen aufzuschlagen.

„Laßt mich sie zuerst vorbereiten, edler Herr von Württemberg," sprach nun die Gräfin von Zweibrücken. „Dieß Glück ist so unerwartet über sie gekommen, daß es sie fast zermalmen muß. Komm, meine Tochter, laß uns auf deine Zelle gehen, daß ich dir Alles erkläre."

So entfernten sich Mutter und Tochter, die letztere von

der ersteren mehr getragen, als geführt. Einen langen, langen Blick warf ihr Graf Heinrich von Mömpelgard nach.

„Träum' ich, wach' ich?" sagte er endlich zu den beiden Grafen von Zweibrücken und Württemberg gewandt. „Ich kann mir dieß Alles nicht zusammenreimen."

„Jetzt wachst du, mein theurer Freund und Bruder," erwiederte Graf Eberhard mit leiser Stimme. „Aber bisher hast du geträumt, und einen bösen, schweren Traum geträumt, als du meintest, die Gräfin Elisabeth sei mit Haß und Verachtung oder gar Gleichgültigkeit gegen dich erfüllt."

Es war ein stiller, fast wortkarger Abend, den die drei edlen Herren mit einander verbrachten, denn weder die Gräfin von Zweibrücken noch ihre Tochter erschienen mehr im Zimmer. Die übrigen Gäste, sowie das Gefolge der beiden Grafen hielten ihre Abendmahlzeit in einem andern Gemache, und begaben sich nach den Strapazen dieses Tages aus Ermattung und wohl auch, um die beiden Grafen von Württemberg nebst dem edlen Herrn von Bitsch in ihren Zwiegesprächen nicht zu stören, schon frühzeitig zu Bette. So still aber auch der Abend war, so gab es doch keinen, an dem Graf Heinrich sich innerlich seliger gefühlt hätte, und auch aus den Zügen des Grafen Eberhard sprach eine solche Zufriedenheit, daß man wohl sah, ein Lieblingswunsch sei ihm endlich in Erfüllung gegangen. So saßen sie lange bei einander bis in die späte Nacht hinein, jeder mehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, als

dieselben äußernd und in Worte verwandelnd. Speise und Trank stand vor ihnen, denn der alte Veit Hornberger, der langjährige Diener bei der gräflich Bitsch'schen Familie und jetzige Hausmeister des Beguinenklosters, hatte sie reichlich damit versehen, doch sprachen sie weder dem Essen noch dem Weine besonders zu, nur der alte Herr von Zweibrücken und Bitsch schenkte sich hie und da einen Becher voll ein.

„Vergönnt mir ein Wort, Herr Graf Eberhard von Württemberg und nunmehriger vielgeliebter Vetter," sprach endlich der alte Herr, als Mitternacht schon längst vorüber war. „Wie habt Ihr es nur angefangen, daß Ihr Alles so glücklich zu Ende geführt habt? Ich weiß vom Ganzen fast kaum mehr, als daß Ihr mich und mein Weib auf den heutigen Abend hierher in dieß Kloster zu meiner Tochter geladen habt, mit dem bestimmten Befehl, nicht früher und nicht später einzutreffen, als heute Abend, wenn mir das Wohlergehen meines Kindes am Herzen liege."

„Aber Euer Weib weiß um so mehr davon," erwiederte Graf Eberhard mit leisem Lächeln, „und ich gesteh' Euch, es hat mich mit hoher Achtung gegen sie erfüllt, daß sie bis jetzt geschwiegen und durch kein Wort das Geheimniß verrathen hat. Sie und meine edle Base, die Frau Elisabeth von Nürtingen, der ich mich dafür ewig verpflichtet fühle, sie beide haben das glückliche Ende herbeigeführt, für das ich Gott von nun an alle Tage auf den Knieen danken werde. Ich wußte

nur, daß mein Vetter Heinrich von tiefer Liebe und Verehrung für Eure Tochter erfüllt, dagegen aber im Glauben war, dieselbe vergelte Liebe mit Haß, und Verehrung mit Gleichgültigkeit. So unternahm ich es denn, zuerst den Aufenthalt des Fräuleins Elisabeth zu erkunden; nachdem aber dieß geschehen, war es meine Aufgabe, zu erfragen, ob Eure Tochter wirklich einen besondern Grund zur Gleichgültigkeit oder gar zum Haß gegen den Grafen Heinrich habe, und dieses zu ergründen wäre mir wohl ohne meine Frau Base Elisabeth nie gelungen. Nun wißt Ihr, warum diese Euch diesen vergangenen Sommer den langen Besuch abstattete. Gott sei aber gepriesen, sie erreichte ihren Zweck vollkommen, und bald erfuhr ich, daß nicht Haß und Gleichgültigkeit es sei, was Eurer Tochter Herz erfülle, sondern das falsche Schamgefühl, daß sie ihrer Unbemitteltheit wegen des reichen Grafen von Mömpelgard nicht würdig sei.*) Dazu kam noch der Glaube, mein Herr Vetter sei unwiderruflich an die Kirche gebunden, da er ja zum Erzbischof von Mainz bestimmt und

*) Die Armuth des Grafen von Zweibrücken und Herrn zu Bitsch und Lichtenberg war trotz dieses mächtigen Titels in der That so groß, daß er seiner Tochter nur eine Mitgift von 1000 fl. und dazu das Versprechen geben konnte, ihr nach ihrer Mutter Tod noch weitere 2000 fl. zu verabfolgen, oder aber ein jährliches Einkommen von 100 fl. Graf Heinrich aber verschrieb seiner Frau ein Witthum von 10,000 fl. nebst dem Wittwensitz in Reichenweiher und einem großen Hofgute daselbst, so daß sie im Falle seines Absterbens vor ihr nicht geringer leben konnte, denn eines Fürsten Wittwe.

Domprobst zu Eichstädt war. Kann es uns da bei der hochherzigen Denkungsweise Eurer Tochter wundern, wenn auch sie sich dem Himmel zu weihen beschloß? Der Himmel selbst aber hat es nunmehr anders beschlossen, denn er will nicht, daß diejenigen der Welt entsagen, deren Herz von weltlicher Liebe erfüllt ist, er will nicht Menschen durch Trennung unglücklich machen, welche durch Vereinigung selig würden. So haben mir auf meine Bitte und Vorstellung nicht blos der Bischof von Speier, dem dieses Beguinenhaus hier unterthan ist, und nicht blos der edle Niclas von Baden, der Comthur des Hauses zum grünen Wörth, dem mein Herr Vetter angehört, sondern der Pabst selbst hat mir mit Freuden den nöthigen Dispens ertheilt, und meinen Herrn Vetter Heinrich, sowie Eure Tochter Elisabeth von ihren Gelübden entbunden, so daß ihrer Verbindung nun nichts mehr im Wege steht."

Nach solcher Auseinandersetzung trennten sie sich, um sich durch einige Stunden Ruhe auf den andern Tag zu stärken. Graf Heinrich aber schritt in dem kleinen Gemache, das ihm angewiesen worden war, noch lange auf und ab. Seine Gefühle waren zu mächtig erregt, als daß es ihm möglich gewesen wäre, durch Schlaf sich zu erquicken, und doch war er den andern Morgen fast der Erste, der frisch und heiter den Tag begrüßte. Gott hatte ihm ja ein Glück beschieden, das zu erreichen er nimmermehr gehofft hätte!

Es stand aber nicht lange an, so trat Graf Eberhard zu

ihm ins Zimmer, und an seiner Hand die Gräfin von Zweibrücken. Die Gräfin streckte ihm die Hand entgegen und betrachtete ihn lange mit einem zärtlichen Blicke.

„Mit Freuden und von Herzen begrüße ich Euch als meinen Schwiegersohn, Herr Graf Heinrich von Mömpelgard," sagte sie mit Thränen in den Augen; aber die Thränen waren Freudenthränen.

„Und Elisabeth?" flüsterte Heinrich fast athemlos.

„Elisabeth hat Euch immer geliebt, und mehr geliebt, als sich selbst," erwiederte die Mutter. „Sie willigt ein, die Eure zu werden. Aber erspart ihr die Scham, daß sie sich Euch jetzt sogleich noch im Nonnengewande verlobe. Laßt uns, meinen Eheherrn und meine Tochter, ruhig noch einen Tag hier verweilen, um dieses Haus einer neuen Oberin zu übergeben; dann werden wir nach unserer Heimath ziehen und die Vorbereitungen zu Eurer Vermählung treffen. Ihr selbst aber reitet mit Graf Eberhard und bringt Eure Angelegenheiten in Eurer Grafschaft und mit dem Johanniterhause zum grünen Wörth in Ordnung. Bis dahin wird sich meine Tochter gefaßt haben, und wenn Ihr uns dann auf Schloß Bitsch heimsucht, so werde ich mit Freuden die Hand Elisabeths in die Eure legen."

„Und nicht einmal sehen soll ich sie?" fragte Graf Heinrich vorwurfsvoll.

„So Ihr es befehlt, so wird Elisabeth Euch gehorchen,

und Ihr könnt ihr die Aufwartung machen," erwiederte die Gräfin von Bitsch. „Das sind meiner Tochter eigene Worte, denn sie will Euch jetzt schon den Gehorsam zeigen, den die Ehefrau dem Eheherrn schuldig ist. Aber bitten läßt sie Euch, ihr die Scham zu ersparen."

„Und nie soll mich Elisabeth um Etwas vergeblich bitten, und wenn es zehnmal meinen eigenen Wünschen zuwider wäre," entgegnete Graf Heinrich. „Komm, Eberhard, laß uns gleich aufbrechen; ich begleite dich zu dem Stechen nach Worms."

„Mit dem Stechen in Worms hat es gute Weile," lachte Graf Eberhard. „Das war nur ein Vorwand, um dich hierherzubringen. Wir reiten wieder nach Straßburg zurück. Aber zuvor erlaube mir wenigstens einen Morgenimbiß, denn ich bin nicht, wie du, von Liebesseligkeit gesättigt, und wir haben eine starke Tagreise vor uns."

Auf diese Art ging der Verspruch vor sich, den Graf Heinrich von Mömpelgard mit Elisabeth von Zweibrücken und Bitsch hielt. Die Hochzeit ließ auch nicht lange auf sich warten, denn sie fand statt auf dem Schlosse Bitsch überm Rhein drüben und zwar am Montag nach den Dreikönigen, am 10. Januar 1485, gerade ein Jahr nach dem berühmten Turniere zu Stuttgart. Graf Eberhard im Bart war durch unaufschiebbare Geschäfte verhindert, persönlich zu erscheinen, und auch Frau Elisabeth von Nürtingen konnte der Hochzeit

nicht beiwohnen, da eine Unpäßlichkeit sie ins Bett fesselte. Dagegen erschien in des Grafen Namen und um seine Stelle zu vertreten der Ritter und Haushofmeister Hermann von Bouwighofen, und im Namen der Gräfin der Ritter und Marschall Schimpf von Gültlingen. Der Bruder des Grafen Heinrich, Graf Eberhard der Jüngere, bekümmerte sich um die Sache nicht ein Jota, und gratulirte weder schriftlich noch mündlich, noch durch einen Stellvertreter, aber andere hohe Herren fanden sich genug bei der Hochzeit ein, oder schickten sie Botschaft und Glückwunsch. Sogar der König von Frankreich that dieß, denn er sandte seinen Prior Heinrich von Paris, um die Trauung vorzunehmen, und gab hierdurch zu erkennen, wie hoch er den Grafen Heinrich wegen des Heldenmuthes, welchen derselbe auf dem Chatelot de la Crotte vor Mömpelgard bewiesen hatte, ehre und achte.

Das neuvermählte Paar nahm seinen Sitz auf Schloß Reichenweiher, und Graf Eberhard im Bart hatte nichts verabsäumt, um dasselbe so reich und fürnehm auszustatten, als es in damaliger Zeit üblich war.

Zehntes Capitel.

Die Geburt Herzog Ulrichs.

Zwei Jahre sind vergangen seit den letzten Ereignissen. Es ist eine lange Zeit für die, welche im Elend und in der Betrübniß schmachten; für die aber, welchen Gott Glück und Zufriedenheit beschieden hat, fliegt ein solcher Zeitraum hinweg, als wäre er nur ein einziger Tag.

Zwei Jahre hatte Graf Heinrich mit Elisabeth von Zweibrücken vereinigt gelebt, und jeder Tag in diesen zwei Jahren war ihm rosiger und goldener aufgegangen, als der vorhergehende. Es war ihm wie ein Tranm, daß seine Ehe schon so lange gedauert haben sollte, denn er vermeinte, es sei erst gestern gewesen, daß er die Vielgeliebte heimgeführt habe! Und siehe, mit jedem Tage blühte sie frischer und herrlicher auf, wie eine Blume, welche ihre Blüthe nicht auf einmal entfaltet, sondern einen Blüthenstengel nach dem andern emportreibt. In jede Laune ihres Gemahls wußte sie sich zu fügen, jeden Wunsch sah sie ihm zum Voraus an, und

wenn je einmal eine jener trüben Stunden über ihn kommen wollte, von denen Graf Heinrich nach dem Turniere zu Stuttgart zu Graf Eberhard im Bart gesprochen hatte, so sang sie ihm die herben Gefühle hinweg und scherzte so lange und herzte ihn so zärtlich, daß er vergaß, je einmal in seinem Leben im Unglück gewesen zu sein und am Rande des Grabes gestanden zu haben.

War aber ihr Glück schon diese zwei Jahre her groß und fast überschwenglich gewesen, so hatte es doch seinen Höhepunkt noch nicht erreicht. Es war ihnen ja bis jetzt noch kein Kind geboren worden! Nunmehr aber nahte der Zeitpunkt, wo die Gemahlin des Grafen Heinrich ihren Eheherrn zum stolzesten der Männer machen sollte: denn auf was könnte ein Mann stolzer sein, als auf einen Knaben, den ihm die zärtlichste aller Frauen geboren? — Es war am ersten Februar des Jahres 1487. Schon seit zwei Tagen lag Frau Elisabeth in herben Schmerzen darnieder. Drei Aerzte, die geschicktesten, die in Straßburg aufzutreiben gewesen waren, standen um ihr Bett, um ihr in ihren Nöthen behülflich zu sein. Eine Zeitlang glaubte man, es würde dazu kommen, daß das Kind aus ihrem Leibe geschnitten werden müßte,*) aber endlich fügte sich doch Alles noch zum Rechten. Zwei

*) Nur ein einziger Chronist meldet, daß Herzog Ulrich aus seiner Mutter herausgeschnitten worden sei; die andern Alle aber wissen von diesem Kaiserschnitte nichts, sondern nur von einer sehr schweren Geburt.

Nächte und zwei Tage war Graf Heinrich nicht von dem Bette seiner Gemahlin gewichen. Am dritten Tage aber, da man sah, daß die Geburt ohne Zweifel einen natürlichen Verlauf haben werde, hatten ihn die Aerzte genöthigt, um sich nicht krank zu machen, ein wenig zu ruhen. Er konnte aber nicht dazu gebracht werden, sich in sein gewöhnliches Schlafgemach zurückzuziehen, sondern er ließ sich neben der Kindbettstube ein kleines Zimmer herrichten und wartete da der Stunde, wo sein höchster Wunsch in Erfüllung gehen sollte. Auch zu Bette legte er sich nicht, sondern in einem Lehnsessel genoß er der ihm so überaus nöthigen Ruhe, da seine Nerven mehr als räthlich angespannt waren. Aber wie könnte ein Gatte, der sein Weib liebt, schlafen, so lange dieses mit der Geburt eines neuen Lebens ringt? Jeden Augenblick erwachte er wieder und schlich sich leise an die Thüre, welche in die Stube, worin die Gräfin lag, führte, um zu horchen, wie es ihr ergehe. Dann schritt er wieder mit großen, wenn auch leisen Schritten in seinem Zimmer auf und nieder, um die Unruhe zu bezwingen, welche ihm fast das Herz zerriß.

Endlich nahte die Stunde der Entscheidung, und Gräfin Elisabeth von Mömpelgard genas eines Knäbleins, eines gar kräftigen und gesund aussehenden Burschen. Wie selig war das Lächeln der Mutter, als sie den Buben, in ihrem Bette aufgerichtet, mit beiden Händen dem Gatten darreichte! Wie strahlend war das Antlitz des Vaters, als er seinen Erst-

gebornen von ihr in Empfang nahm und mit tausend Küssen bedeckte! Vorher hatte er geglaubt, daß es ihm unmöglich sei, seine Gattin noch mehr zu lieben, als er schon that; jetzt aber fühlte er, daß jene Unmöglichkeit dennoch möglich sei, denn seine Liebe steigerte sich nunmehr bis zur Verehrung, zur Anbetung!

Es war Alles glücklich vorübergegangen. Wohl war die Wöchnerin gar schwach und mußte sehr in Acht genommen werden, allein die Aerzte versicherten, daß keine Gefahr vorhanden sei, und in der That bewies schon die erste Woche, daß ihr Ausspruch auf Wahrheit gegründet sei; denn die edle Frau erholte sich sichtlich und man durfte hoffen, daß sie in wenigen Wochen wieder so kräftig und gesund sein werde, als je zuvor. Auch der Knabe gedieh ausnehmend. Er bewies gleich in den ersten Tagen, daß er stark von Lunge und von Appetit sei, denn er ließ seine Stimme gar mächtig ertönen, wenn seine Mutter je verabsäumte, ihm die gewünschte Nahrung zu seiner gewohnten Zeit zu reichen. Wie es Sitte und Brauch zu damaliger Zeit war, wurde der Knabe schon in den ersten vierundzwanzig Stunden getauft und erhielt den Namen „Eytel Heinrich," eine Benennung, die aber später in der Firmelung, als der Knabe vier Jahre alt war, in den Namen „Ulrich"*) verwandelt wurde, und zwar auf

*) Als der junge Ulrich zum ersten Male nach der Firmelung mit dem neuen Namen gerufen wurde, wollte er sich dieß durchaus nicht gefallen lassen, obgleich erst vier Jahre alt, und stampfte gar gewaltthätig und

Befehl des Grafen Eberhard im Bart, welchem der Beisatz „Eytel“ gar nicht gefallen wollte. Dieser junge „Eytel-Heinz“ nun war der nachmals so vielfach schwer geprüfte, aber auch so weit und breit berühmte Herzog Ulrich, gewiß nicht der ruhigste, wohl aber der tapferste und energischste aller württembergischen Regenten.

Natürlich hatte man den Grafen Eberhard im Barte alsobald von der Geburt des Knäbleins benachrichtigt, und die Freude hierüber am Stuttgarter Hofe war eine wahrhaft außerordentliche. War ja doch nun die Gewißheit vorhanden, daß das Haus Württemberg nicht aussterben werde! Graf Eberhard wäre gern selbst in dem Jubel seines Herzens nach Reichenweiher geritten, um den Grafen Heinrich nebst seiner Gemahlin zu begrüßen und den dereinstigen Erben der württembergischen Grafschaft auf die Arme zu nehmen und gleich einem Vater zu herzen; aber es war ihm verschiedener Gründe wegen nicht möglich. So sandte er einen an seinem Hofe gar hoch angeschriebenen und in ganz Deutschland hochgeehrten Mann an seiner Statt, um den „Erben“ zu bewillkommnen und das prächtige Pathengeschenk zu überbringen, das er ihm zugedacht hatte, und dieser sein Stellvertreter war kein Anderer, als der beühmte Doctor Johann Reuchlin, genannt Capnio, einer der gelehrtesten Männer jener Zeit und von Graf

---

zornig mit den Füßen, indem er schrie: „Und ich heiße doch Heinz.“ Nachher jedoch gefiel ihm der Name Ulrich selbst besser, als der Name Heinrich.

Eberhard zu seinem Kanzler ernannt. Derselbe kam etwa acht Tage nach der Geburt des Knäbleins nach Reichenweiher, gleichsam einen außerordentlichen Ambassador vorstellend, und ward natürlich mit hohen Ehren empfangen und trefflich bewirthet, denn er kam ja als der Stellvertreter des Grafen Eberhard im Bart. Am zweiten Tage nach seiner Ankunft, am zehnten nach der Geburt des Knaben, reiste Doctor Reuchlin mit seinem fast fürstlichen Gefolge wieder weiter. Seine Absicht war aber, nach Paris zu ziehen, wohin er ebenfalls Aufträge vom Grafen Eberhard hatte. So gab ihm denn Graf Heinrich das Geleite, wie es die Höflichkeit und Sitte erforderte, und die Beiden, nebst dem Ritter Willibald, den Graf Heinrich unlängst zu seinem Marschall ernannt hatte, trabten gar lustig auf der Straße nach Saarburg dahin. Es war das erste Mal, daß der Graf zu Pferde gestiegen war, seit den bangen Tagen, welche der Kindbett vorangegangen waren, und seit letzterer hatte er ohnehin Tag und Nacht im Zimmer der Wöchnerin zugebracht, um immer nahe zu sein, wenn Mutter oder Kind Etwas begehrten. Denn er war ein gar sorgsamer Eheherr und Vater, und verließ sich lieber auf sich selbst, denn auf bezahlte Dienstboten und Wärter. Seit einigen Tagen aber, und besonders heute war die Mutter so wohl, daß er sich wohl den kleinen Ausflug gönnen konnte. Auch sprach ihm Frau Elisabeth selbst so dringend zu, sich nicht durch allzugroße Besorgtheit am Ende

selbst Schaden zu thun, daß er schon aus Gehorsam gegen seine Gebieterin den Ritt mitmachen mußte. So ging es denn unter fröhlichen Gesprächen immer lustig voran und die Absicht des Grafen war, bis in das nächste Städtchen mitzureiten, von wo aus er dann am Abend mit Bequemlichkeit wieder zurück sein konnte. Plötzlich aber, nachdem sie kaum eine Stunde oder anderthalb geritten gewesen waren, überfiel den edlen Herrn eine tödtliche Angst, und es war ihm in seinen Innern, als ob seinem Erstgebornen eine große Gefahr drohe. Doctor Reuchlin bemerkte die Veränderung, die in seinen Gesichtszügen vorging, gar wohl und fragte ihn, ob ihn ein Unwohlsein betroffen habe.

„Nein," erwiederte Graf Heinrich, „ich selbst fühle mich ganz gesund und kräftig; aber Ihr mögt mich nun als abergläubisch verlachen oder nicht, denn ich weiß, daß Ihr ein gar aufgeklärter Herr seid, so fühle ich doch ein solches Bangen in mir, daß ich den Ritt nicht weiter fortsetzen kann. Mir ist, als ob meinem Hause ein großes Unglück bevorstehe, und eine innere Stimme sagt mir, daß mein Eytel-Heinrich in großer Gefahr schwebt. Wollet es mir daher nicht übel deuten, wenn ich Euch hier zur Stelle verlasse und so schnell mich mein Pferd trägt, nach Hause reite. Mein Marschall von Sperberseck mag Euch das Geleite weiter geben."

Doctor Reuchlin versuchte es zwar, ihm die „Einbildung", wie er es nannte, auszureden, allein die Angst des Grafen

steigerte sich mit jeder Minute höher, und sie war ihm am Ende so deutlich ins Gesicht geschrieben, daß der gelehrte Doctor von seinem Vorhaben, ihm das Thörichte von solchen Träumen nachzuweisen, abstand, besonders da der Ritter Willibald, welcher seinen Herrn besser kannte, auf den schleunigsten Rückritt drang. So nahmen sie denn Abschied von einander.

„Lebt wohl, hoher Herr,“ sagte Doctor Reuchlin lächelnd. „Möge Eure Angst sich als das erweisen, was sie ohne Zweifel ist, eine Folge Eures dicken Bluts und der natürlichen Besorgtheit um das geliebte Weib und das noch geliebtere Söhnlein. Ich hoffe, Ihr werdet beide gesund und wohl antreffen, und heute Abend noch über Eure vergebliche Beängstigung lachen.“

Graf Heinrich wartete die weitere Rede nicht ab, sondern spornte sein Pferd heimwärts, als ob Leben und Tod von seiner Eile abhänge.

„Auch mir vergönnt, mich hier zu verabschieden,“ versetzte Marschall Willibald. „Ich habe meinen Herrn nun fast zwölf Jahre lang nie verlassen und gedenke es auch jetzt wie immer zu halten. Glaubt mir sicher, an der Vorahnung des Grafen ist mehr, als Ihr Euch denken könnt, denn ein Mann, der schon mit einem Fuße im Grabe stand und dessen Hals des Scharfrichters Schwert berührte, hat ein ganz anderes Nervensystem, als die sonstigen Menschenkinder. Gott gebe,

daß die Gefahr, deren Nähe mein Herr im Geiste ahnt, noch glücklich abgewendet werden könne."

Mit diesen Worten wandte auch er sein Roß und ritt dem Grafen in gestrecktem Laufe nach. Er hatte aber alle seine Reiterkunst aufzuwenden, und durfte die Sporen nicht schonen, um die Paar Sekunden, welche ihm Graf Heinrich voraus war, wieder einzuholen und zu gleicher Zeit mit ihm auf Schloß Reichenweiher einzutreffen.

So sonderbar es nun auch für manche Menschen, die an nichts glauben als an ihren Verstand, erscheinen mag, so war die Vorahnung des Grafen Heinrich eine nur allzu wahre gewesen, wovon sich der geneigte Leser sogleich überzeugen mag, wenn er mit uns nach Reichenweiher zurückeilt und sich in der Zeit um eine oder zwei Stunden zurück versetzt.

Im Anfang zwar, nehmlich ganz unmittelbar nach dem Abritt des Grafen mit dem Doctor Reuchlin, hatte sich nichts Besonderes zugetragen. Die Wöchnerin war ganz wohlauf und scherzte mit der Kindbettfrau, welche das junge Knäblein wusch und badete, weil dieses sich so gar arg ungeberdig zeigte und in dem warmen Wasser strampelte und sich bäumte, als ob es ein junges Fischlein wäre, das zum ersten Mal seine Kräfte probire. Die übrigen Bediensteten waren alle an ihren verschiedenen Geschäften, und im Hofe vergnügten sich einige Knappen und Reisige mit dem Ballspiele, wie sie dieß nicht selten gerade vor der Mittagstafel thaten. Plötzlich

jedoch hörte man einen ziemlichen Lärmen und groß Gelächter, als ob ein besonders lustiges Zwischenspiel sich ereignet hätte. Die hohe Wöchnerin schickte eine der Wärterinnen hinaus, um zu hören, was es gebe, und nicht lange hernach kam diese mit einem halb verlegenen, halb lachenden Gesichte zurück und meldete, daß eine jener wandernden Egyptierinnen im Hofe anwesend sei, welche den Leuten aus der Hand wahrsage. Um jene Zeit nehmlich und vielleicht schon zwanzig Jahre früher, hatte sich in Deutschland und Frankreich ein Volk aus dem Morgenlande eingefunden, das gar absonderlich sowohl in der Tracht und den Sitten, als auch in der Körperfarbe und der Religion von den sonst bekannten Völkerschaften abstieß. Dieses Volk hatte seine eigenen Könige oder Oberhauptleute, und nährte sich von der Holzschnitzerei, vom Bettel, vom Wahrsagen, von Musiciren und von manchen anderen Dingen mehr; Viele aber meinten, das Stehlen sei ihm ebenfalls nicht fremd. Ganze Schaarenweise überschwemmte es das Land, campirte in einzelnen Horden auf freiem Felde oder noch lieber in den Wäldern, wo es sich Baumhütten baute, und setzte, wenn es eine Gegend eine Zeitlang in Contribution gesetzt hatte, seinen Wanderstab wieder weiter. Man wußte nicht, von wannen es kam, und welchem Urstamm es eigentlich angehöre, doch behaupteten einzelne Mitglieder jener Horden, daß ihre eigentliche Heimath Egypten sei. Aus diesem Grunde nannte man dieselben „Egyptier“, welcher Name besonders in

Lothringen und nachher in ganz Frankreich gang und gebe wurde. In Spanien erhielten sie den Namen „Gitanos“, woraus das Wort „Zigeuner“, unter welchem Titel sie jetzt noch bei uns in Deutschland bekannt sind, entstanden ist. Wieder anderswo nannte man sie „Bohemier“ und in neuester Zeit meinte man gar, die einzig richtige Benennung für sie sei „Paria“, da sie unstreitig von den ostindischen Parias abstammen sollen. Doch sei dem wie ihm wolle, ein merkwürdig Volk sind sie immerhin, und zu der Zeit, von der wir sprechen, staunte man die „Egyptier“ förmlich an. Besonders bemerklich aber machten sich unter ihnen die Weiber, von welchen viele durch ihre Chiromantie sich einen großen Ruf erwarben und wenn nicht Jedermann, so doch das gewöhnliche Volk, durch ihre Prophezeihungen in Schrecken und Angst versetzten, und der Leser weiß nun, warum im Schloßhofe zu Reichenweiher ein so großer Lärm entstand, als eine dieser Egyptierinnen oder Zigeunerinnen zu den dort Versammelten trat, um ihnen ihre Künste zu zeigen.

„Sind's ihrer mehrere?“ fragte die hohe Wöchnerin, als die Wärterin ihren Bericht abgestattet hatte.

„Nein,“ erwiederte die Letztere, „es ist nur eine einzelne Frau, begleitet von einem alten Manne, der entweder ihr Mann oder doch ihr Beschützer und Begleiter ist.“

Nicht lange hernach kam eine andere Dienerin in das Gemach, welche die Gräfin benachrichtigte, daß die Egyptierin,

die sich eine Königin ihres Stammes nenne, um die Gunst bitte, vor die edle Gräfin geführt zu werden, um das junge „Goldsöhnlein“ zu segnen, und ihm Glück und Wohlfahrt zu prophezeihen.

„Weist sie nicht ab, hohe Herrin,“ sagte nun die erste Kindbettfrau, welche natürlich von dem Aberglauben ihrer Zeit nicht frei war, sondern vielmehr denselben im vollsten Maße theilte; „weist sie um Gotteswillen nicht ab, denn man hat ja gar viele Beispiele, daß diese Fremdlinge, wenn erzürnt, ihren Haß durch Verwünschungen an den Tag gelegt haben, welche noch immer eingetroffen sind, während umgekehrt die Segnungen jener weisen Frauen alle Male Glück und Heil über ein Haus brachten.“

„Ich sehe schon,“ sagte die Gräfin lächelnd, als auch die übrigen Wärterinnen bittend umher standen, „Ihr möchtet Euch gerne Euer künftig Geschick wahrsagen lassen und wissen, ob Ihr bald von einem Liebsten heimgeführt werdet. Also sie ist ganz allein, Margareth?“ setzte sie dann, sich nochmals an die Wärterin, die ihr vorhin Bericht erstattet hatte, wendend, hinzu.

„Sicherlich ganz allein,“ betheuerte diese, „wie ich vorhin schon sagte. Nur ein einzelner Mann ist bei ihr, der aber bis jetzt noch kein Wort gesprochen hat und so alt und schwächlich aussieht, daß man wahrlich keine Angst vor ihm zu haben braucht.“

„Nun, so will ich Euch den Spaß nicht verderben," fuhr die Gräfin fort. „Laßt die Egyptierin herauf kommen, der Mann aber mag einstweilen vor der Thüre warten, bis die Königin des Orients ihr Sprüchlein hergesagt hat."

Die Gräfin brauchte den Befehl nicht zu wiederholen, denn sogleich eilten zwei oder drei der Frauen hinweg, um die Wahrsagerin herbeizuholen. Es war dieß Morgens gegen eilf Uhr, nur etwa zehn oder fünfzehn Minuten vor der Mittagessensstunde, welche (man aß damals noch viel früher zu Mittag, als jetzt) den Angehörigen der Burg Reichenweiher durch den Schall einer Glocke angekündigt zu werden pflegte. Nach wenigen Augenblicken erschien die Wahrsagerin. Hoch aufgerichtet und in fast stolzer Haltung trat sie in's Zimmer; wie sie jedoch einige Schritte gegen das Bett vorgeschritten war, verneigte sie sich, die Hände unter der Brust kreuzend, so tief, daß sie mit dem Haupte fast die Erde berührte. Es war eine hohe, dem Anscheine nach im Alter noch nicht allzuweit vorgerückte Frau; doch konnte man hierüber kein genaues Urtheil fällen, da sie in ein weites faltiges Gewand gehüllt war, welches mit seinem Saume die Erde berührte. Um den Leib ward dasselbe mit einem Gürtel zusammengehalten, auf welchem allerhand fremdartige Zeichen eingestickt waren. Den Kopf und die Brust umhüllte ein grobes, rothes Tuch, welches turbanartig aufgestülpt war, so daß nur ein Theil der hohen Stirne und außer den rollenden feurigen

Augen nur gar wenig vom Gesichte offen zur Schau lag. Haare, Wangen, Kinn und Brust waren durchaus unter dem Tuche verborgen, doch erkannte man an dem, was sichtbar war, sowie an den gekreuzten Händen gar deutlich die gelbbraune Farbe des Orients.

„Abendländische Herrin," sagte die Egyptierin mit dumpfer Stimme, „zeige mir dein Goldsöhnlein, daß ich es segne, und die Gnade Aldeborans, den ihr den Abendstern nennt, über es herabrufe."

Mit diesen Worten richtete sich das Weib von seiner demüthigen Verbeugung auf, und schritt auf die Wiege des Neugebornen zu.

„Halt!" rief die Gräfin, „probire deine Kunst zuerst an den eben hier gegenwärtigen Frauen, damit ich sehe, wessen ich mich von dir zu gewärtigen habe. Margareth, du warst ja so begierig, dein Schicksal zu erfahren, tritt hervor und verbirg dich nicht hinter den Andern, du sollst die Erste sein, an der die Egyptierin ihre Weisheit kund thut."

„Nenne mich nicht Egyptierin," erwiederte das Weib, „nenne mich lieber eine Tochter der Gestirne, denn aus ihrem Lauf und den Linien der Hand, welche nach jenen geregelt sind, erkennen wir das Schicksal der Menschen. Glaube aber nicht, daß eine Königin ihres Stammes sich herabgeben wird, niederen Dienerinnen ihr geringfügig Loos kund zu thun, wenn sie Einen sieht, dessen Loos ist, einer der Gewaltigsten

der Erde zu werden. Darum wiederhole ich dir, laß mich dein Goldsöhnlein sehen, daß ich es segne, denn ihm sind große Dinge beschieden."

In diesem Augenblick ertönte die Glocke, welche die männlichen Bewohner des Schlosses zur Mittagstafel berief, und gleich darauf hörte man das Geräusch derer, welche sich in die große Halle begaben, wo gewöhnlich das Essen stattfand.

„Ein schön Knäblein," fuhr die Zigeunerin fort, an die Wiege tretend, worin der junge Eytel-Heinrich lag. „Wird die goldenen Locken seines Vaters, sowie seinen Muth und seine Tapferkeit erben. Die Mutter aber hat die Augen und das Herz mit seiner tiefen Liebe dazugegeben. Vergönne mir, daß ich seine Händlein beschaue, und daraus ersehe, mit welchem Gestirn sein künftig Schicksal verwachsen ist."

Mit diesen Worten trat sie noch näher auf die Wiege zu, und ließ ihre feurigen Augen voll auf den Säugling fallen. Die Frauen und Wärterinnen horchten fast athemlos, und die Gräfin selbst war mehr befangen, als sie sich vielleicht gestehen mochte. Plötzlich löste die Wahrsagerin die Arme, die sie bisher gekreuzt gehabt hatte, und wie eine Tigerin auf ihre Beute, so stürzte sie auf den Knaben los und riß ihn aus der Wiege, sich in demselben Momente der Thüre zuwendend.

Starr vor Schrecken standen die Frauen und Wärterinnen, wie an den Boden festgebannt; die Gräfin aber hatte jede Bewegung der Egyptierin belauscht, und in demselben Momente, da diese den Knaben aus der Wiege riß und der Thüre zustürzte, sprang sie aus dem Bette und stürmte der Räuberin ihres Sohnes nach. Ohne Zweifel hätte sie dieselbe im Augenblicke erreicht, allein vor der Thüre stand der Begleiter der Zigeunerin und hatte sein Schwert gezogen, das er unter seinem Anzug verborgen gehalten hatte. Dieß hielt er der Gräfin entgegen, allein dieselbe achtete solcher Hindernisse nicht, sondern stürmte unaufhaltsam vorwärts. Das Schwert des Mannes zerfleischte ihren Arm und das Blut stürzte stromweise nach; aber was kümmerte die Mutter Wunde und Blut, sie rannte die Treppe hinab, auf der ihr die Egyptierin, das Kind im Arme, mit Sturmeseile voranflog. Es war der Gräfin unmöglich, auch nur ein Wort oder einen Laut von sich zu geben, denn die Angst hatte ihr die Kehle fest zusammengeschnürt. Sie dachte an Nichts, als daran, ihr Kind zu retten. So gelang es der Zigeunerin, im rasenden Lauf die Treppen hinabzuspringen, ehe nur ein Schrei ertönte, um kund zu thun, welches Verbrechen hier verübt werde. Bereits hatte sie den Schloßhof erreicht, als endlich die Weiber im Kindbettzimmer von ihrer Erstarrung erwachten und unter gräßlichen Wehrufen den Ausgang suchten. Dieser aber war ihnen durch den Wächter mit dem bloßen Schwerte davor

versperrt und, sich in dieses zu stürzen, dazu gebrach es ihnen an Muth. Jetzt erst, durch die Hülferufe, die von oben herab erschollen, wurden die im Speisesaale Versammelten darauf aufmerksam gemacht, daß etwas Ungehöriges vor sich gehe. Was es aber sei, wußten sie nicht, und sie stürmten also insgesammt die Treppen hinauf, weil sie glaubten, die Gefahr drohe von oben. So wäre es ohne Zweifel der Egyptierin gelungen, mit ihrem Raube das Weite zu gewinnen, obgleich die Gräfin ihr dicht auf den Fersen war, wenn nicht in demselben Augenblicke Graf Heinrich, gefolgt von Willibald von Sperberseck, in rasender Eile über die Brücke, die in den Hof führte, herangesprengt wäre. Graf Heinrich sah Nichts, als seine Gattin, die in halbentblößtem Zustande so eben in den Hof stürzte. Im vollen Rosseslaufe sprang er herab und ließ das ledige Pferd laufen, um seine Gemahlin in die Arme zu schließen. Es war nur ein Satz, so hatte er die Gattin schon umfangen. Eben so schnell sprang Willibald vom Rosse und auf die Zigeunerin zu. Als aber diese sah, daß ihr das Entrinnen unmöglich sei, so ergriff sie im selben Momente das Kind, das sie in den Armen hielt, und schleuderte es mit mächtigem Schwung weit von sich. Willibald bückte sich tief, und es gelang ihm, den Knaben in seine Arme aufzufangen. Wie er sich jedoch wieder nach der Zigeunerin umsah, war diese verschwunden und keine Spur mehr von ihr zu sehen. Doch kümmerte ihn

dieß wenig; die Hauptsache war, daß der junge Eytel-Heinrich keinen Schaden gelitten hatte, sondern ganz gesund und wohlauf war. Auch fing der Bube jetzt erst, als er sich wieder in sicheren Armen sah, zu greinen und zu schreien an; vorher war er ganz still gewesen.

Alles dieß war das Werk eines Augenblickes, und weder Graf Heinrich, noch Willibald konnten sich nachher Rechenschaft davon geben, wie solches zugegangen sei. Sie hatten, so zu sagen, instinctmäßig gehandelt! Graf Heinrich trug die ohnmächtige Gattin in seinen Armen die Treppe hinauf, und Willibald folgte, mit dem jungen Grafen Eytel-Heinz. Oben fanden sie die ganze Dienerschaft vor der Wöchnerinstube versammelt. Der Zigeuner lag von zehn Schwertern erstochen in seinem Blute. Die Zigeunerin war und blieb verschwunden.

Man brachte die Gräfin zu Bette. Man untersuchte ihre Wunde. Es war eine bloße Fleischwunde und nicht gefährlich; aber um so tiefer saß die innere Wunde, die geistige, denn die hohe Herrin kam von nun an nicht mehr zum Bewußtsein. Man sandte Reitende ab nach allen nahe gelegenen Städten, um Aerzte herbeizurufen, weil man die Hülfe des Schloßarztes für ungenügend hielt; aber die Hülfe kam von überall her zu spät. Die Gräfin lag in wilden Fieberträumen, und dazu gesellte sich eine heftige Entzündung des Unterleibs, welche durch die plötzliche Erkältung herbei-

geführt worden sein mochte. Ein Trost war es allein, daß der junge Erstgeborne gar ruhig in seinem Bettlein schlief und durch das gräßliche Begegniß nicht im Geringsten in seiner Gesundheit angegriffen erschien.

Der Zustand des Grafen Heinrich war ein fürchterlicher. Unausgesetzt saß er am Bette der Gattin und hielt ihre fieberhafte Hand zwischen den seinigen. Sein Auge war thränenlos, aber von Zeit zu Zeit warf er einen wilden, verzweiflungsvollen Blick gen Himmel, als wollte er diesen verantwortlich machen für das, was hier auf Erden Schlimmes geschehen war. Endlich kamen die Aerzte, einer nach dem andern, an. Sie verschrieben auch einige Mixturen, aber aus ihren verlegenen Gesichtern und dem Zucken ihrer Achseln konnte man wohl ersehen, daß der Zustand der Patientin ein hoffnungsloser sei. Sie drangen darauf, den Grafen vom Bette seiner Frau zu entfernen, da der Tod in wenigen Stunden eintreten müsse; aber was auch Willibald von Sperberseck versuchte, Alles war vergeblich. Graf Heinrich blieb am Bette sitzen und belauschte den Athemzug seiner Geliebten. Auf keine Frage gab er eine Antwort, auf kein Zureden auch nur ein Zeichen der Erwiederung. Trostlos war sein Aussehen, Wahnsinn sprach aus seinen Zügen. Endlich nach einem harten Kampfe von fast zehn Stunden starb die Gräfin. Noch vor ihrem Tode schien sie die Gegenwart ihres Gatten zu fühlen, wenn sie auch nicht zum vollkommenen Bewußtsein zurück-

kehrte, denn ihre Lippen hauchten seinen Namen, und so süß und zärtlich hauchten sie ihn, daß die Umstehenden vor Wehmuth fast vergingen. Nur Graf Heinrich weinte nicht. Unbeweglich, einem Wachsbilde gleich blieb er sitzen und bewegte sich nicht von der Stelle. Unverwandt sah sein Auge nach ihr, unverrückt hielt er ihre Hand zwischen der seinigen. Er wußte nicht, daß es die Hand einer Todten war! So saß er die ganze Nacht, ohne die geringste Bewegung zu machen. Nicht ein Laut war über seine Lippen gekommen!

Unterdessen hatte Willibald die ganze Last der schrecklichen Gegenwart getragen, denn ihm, als Marschall des Hauses, lag ob, alle Anordnungen zu treffen, welche dieser außerordentliche Fall nöthig machte. Zuerst sandte er also einen Reitenden nach Stuttgart zu Graf Eberhard im Bart, um diesem die unerwartete Todesbotschaft zu übermachen, und ihn zugleich um Verhaltungsbefehle zu bitten, falls Graf Heinrich fortführe, in dem Zustand des Stumpfsinns, in den er für jetzt verfallen war, zu verharren. Zum Zweiten stellte er überall Wachen aus, um die Möglichkeit eines erneuerten Raubversuchs schon in der Entstehung abzuschneiden. Zum Dritten endlich traf er die nöthigen Vorbereitungen zum feierlichen Leichenbegängniß der Gräfin, da er wohl fühlte, daß sein Herr, der Graf Heinrich, vorher, ehe der theure Leichnam ihm aus den Augen entrückt sei, unmöglich zum Bewußtsein seiner selbst kommen werde. Nachdem nun dieß Alles ange-

ordnet war, befahl er den Leichnam des Zigeuners zu verscharren; doch versäumte er nicht, denselben vorher genau zu untersuchen, ob sich nicht vielleicht eine Spur an ihm finden ließe, die zu der Entdeckung des Frevels führen könnte. Merkwürdiger Weise fand sich's nun, als man den vermeintlichen Zigeuner entkleidete, daß es gar kein Zigeuner war, sondern vielmehr ein so weißer Mensch, als nur irgend ein anderer Europäer. Nur die Hände und das Gesicht waren schwarzgelb gefärbt. Allein wer er gewesen und in wessen Namen er gehandelt habe, ob in seinem eigenen oder in dem eines Andern, das vermochte Niemand zu ergründen. Nur das sah man, daß der Todte ein Mann von vierschrötiger Gestalt, mit fast thierisch starkem Nacken und wilden Gesichtszügen war: sonst ließ sich aber nichts erkennen, als höchstens, daß es schon ein älterer Mann gewesen sein müsse. Natürlich wurde unter solchen Umständen auch kein Licht auf die Person der Zigeunerin geworfen, und man wußte nicht, war sie wirklich eine Angehörige jenes diebischen und räuberischen Nomadenvolkes, oder hatte sie ebenfalls diese Maske nur angenommen, um ihren Raub desto leichter ausführen zu können. So mußte denn Willibald diese Sache für jetzt unaufgeklärt lassen; denn natürlich kümmerte ihn der Zustand des Grafen Heinrich weit mehr, als alle anderen Dinge. Saß doch derselbe, so oft auch Willibald in der Nacht nachsah, immer in der nehmlichen Stellung, unbeweglich, gleich einer Bild-

säule! War doch dieser Zustand immer noch derselbe, als der Marschall Morgens abermals ins Zimmer trat, um wo möglich die Leiche in ein anderes Gemach zu entfernen!

Jetzt fiel dem Willibald ein Mittel ein, wie es ihm vielleicht gelingen könne, seinen Herrn zu sich selbst zu bringen. Er befahl leise, die Wärterin solle den jungen Eytel-Heinrich herbeibringen, der natürlich diese Nacht in einem andern Zimmer verpflegt worden war. Sobald man das Kind gebracht hatte, nahm es Willibald an sich, näherte sich dann dem Grafen und legte es sanft und ohne ein Wort zu sagen in dessen Arme. Anfangs nahm der Graf keine Notiz davon. Bald darauf aber fing der Bube laut zu weinen an, und nun stutzte das Ohr des Vaters. Er horchte, wie ein Jäger, der das Wild belauscht. Plötzlich richtete er sich auf und schaute dem Knaben voll ins Gesicht. Es überkam ihn wie eine tiefe Rührung, und Thränen entstürzten seinen Augen. Er drückte das Kind fest an sich und schluchzte laut, als ob es ihm die Brust abstoßen sollte. Doch nur einen Augenblick dauerte dieser Umschwung. Plötzlich fingen seine Augen an zu rollen, und er gerieth in eine unbeschreibliche Wuth. Wie ein ekelhaft Gewürm warf er das Kind von sich, daß es nur durch einen Glückfall und durch das Dazwischenspringen der Wärterin vor Schaden bewahrt wurde. Dann zog er sein Schwert und drang auf die Umstehenden ein. Er knirschte mit den Zähnen und stieß unartikulirte Laute aus, wie wenn

ihm die Wuth keine Zeit ließe, sich klar auszusprechen. Man mußte am Ende dazu schreiten, sich seiner mit Gewalt zu erwehren, sonst hätte er Einen oder den Andern mit seinem Schwerte durchbohrt; aber vier starke Männer reichten kaum hin, ihn zu überwältigen, und zuletzt, als er sah, daß er nicht mehr Meister wurde, ließ er das Schwert fahren und zückte seinen Dolch, um sich selbst damit zu erstechen. Mit knapper Noth ward auch dieser ihm entrissen, und er selbst endlich gebändigt und mit Stricken gefesselt, wie wenn man es mit einem Wahnsinnigen zu thun hätte. Er war auch in der That halb wahnsinnig geworden; der Schmerz hatte ihm den Verstand geraubt!

Drei Tage dauerte dieser gräßliche Zustand. Drei lange und bange Tage wußte man nicht, ob ihn des Wahnsinns Nacht für immer umfangen würde, oder ob er wieder dem Licht der Vernunft zurückgegeben werden könnte. Bald raste er wild auf und sah in seinen Träumen das Schwert des Scharfrichters abermals auf sich gezückt, wie vor zwölf Jahren auf dem Krauttenberge; bald versank er in düsteres Hinbrüten und seine Augen füllten sich mit Thränen, indem er von Zeit zu Zeit mit leiser Stimme den Namen Elisabeth flüsterte. Am meisten beschäftigte er sich jedoch mit seinem Bruder Eberhard dem Jüngern und dessen vertrautem Freund, dem Ritter Oßwald von Thierstein, denn merkwürdiger Weise hielt er diese Beiden für die Mörder seiner Gemahlin. In solchem

Augenblicke rief er stürmisch nach seinem Roß und Harnisch, um den Kampf mit den Mördern Mann gegen Mann auszufechten, und seine Wuth kannte keine Grenzen, wenn man ihm das Schwert verweigerte, seine Todfeinde, wie er sie nannte, zu durchbohren. Die Aerzte versäumten natürlich kein Mittel, seine aufgeregten Nerven zu beruhigen, und ließen ihm mehr Blut ab, als ein Mensch mit einer weniger kräftigen Constitution vielleicht ertragen hätte; allein sein Zustand wollte sich lange nicht ändern. Endlich, am dritten Tage, wurde er in der That um etwas weniger tobsüchtig, sei es wegen der auf die vielen Aderlässe eingetretenen Schwäche, sei es in Folge der andern Medikamente, welche die Aerzte ihm reichten. Er verfiel in einen tiefen Schlaf, aus dem er erst den andern Tag spät erwachte; aber er erwachte als ein anderer Mensch. Zuerst schaute er verwundert um sich, dann fuhr er sich mit der Hand über die Stirne und stieß einen tiefen Seufzer aus, indem er sich im Bette zurücklehnte. So lag er eine Zeit lang, dann richtete er sich auf, und seine Augen, obgleich matt und angegriffen, sahen doch klar und vernünftig.

„Willibald,“ sagte er zu seinem treuen Marschall, welcher die ganze Zeit über fast nicht von ihm gewichen war, außer wenn ihn andere Pflichten abgerufen hatten, „Willibald, schicke die Andern alle hinaus. Ich habe mit dir allein zu reden.“

Dem Befehle wurde natürlich alsobald Folge geleistet.

„Willibald," fuhr nun der Kranke mit sichtlicher Anstrengung fort, denn seine Stimme, obgleich blos flüsternd, zitterte wie die eines alten Mannes. „Willibald, ist sie begraben?"

„Sie ist es," erwiederte dieser ebenfalls flüsternd. Er wagte es nicht, das Wort laut auszusprechen.

„In der Schloßkapelle, wie sie es früher einmal gewünscht hat?" frug der Graf weiter, und dicke Schweißtropfen standen auf seiner Stirne.

„In der Schloßkapelle," war die bebende Antwort.

Nun sank der Graf auf sein Kissen zurück und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen. Er sprach kein Wort, aber aus dem mächtigen Arbeiten seiner Brust sah man, wie tief seine innere Bewegung war. Wohl eine Viertelstunde dauerte das Stillschweigen. Da richtete sich Graf Heinrich abermals auf, und seine Augen blickten wieder klar und ruhig.

„Willibald," frug er mit ziemlich fester Stimme, „was macht mein Sohn Eytel-Heinrich?"

„Gott sei Dank," erwiederte dieser aus vollem Herzen, „der Knabe ist gesund und wohlauf und gedeiht über alle Maßen."

Der Graf faltete die Hände und blickte, ein stilles Dankgebet auf den Lippen, gen Himmel.

„Wir müssen für den Knaben Vorsorge treffen," fuhr er dann mit klarer Bestimmtheit fort. „Hier kann er nicht

bleiben, denn ich, ein Mann ohne Weib, habe nicht die Gabe, ihn zu erziehen und zu überwachen. Und wenn mich dieselbe Nacht wieder umfänge, aus der ich kaum erwacht bin, so wäre der Knabe nicht einmal vor seinem eigenen Vater sicher, daß ihm kein Leid widerführe. Darum muß ich ihn in sichere Hände übergeben, in Hände, die ihn pflegen wie ein unersetzlich Gut; ich muß ihn hellen Augen überantworten, die scharf über ihn wachen, wie der Adler über sein Junges."

Er hielt einen Augenblick inne, wie um sich zu sammeln und zu stärken.

„Denselben Gedanken habe auch ich gehabt," erwiederte Willibald, „und es wird wohl das Beste sein, den jungen Herrn Eurer edlen Frau Schwiegermutter, der Frau Gräfin von Zweibrücken und Bitsch, zu übersenden, damit diese ihn großziehe und zu gedeihlicher Entwicklung bringe."

„Sie ist eine brave, edle Frau," sprach nun Graf Heinrich mit immer festerem Tone, und je weiter er sprach, um so mehr hob sich seine Brust, um so heller glänzten seine Augen, um so entschlossener wurde seine Stimme. „Sie ist eine brave, edle Frau," wiederholte er, „sie war ja die Mutter meiner Elisabeth! Mit Freuden würde sie das Amt übernehmen, denn es wäre ja der Sohn ihrer Tochter, für den sie zu sorgen hätte. Aber sie würde ihn erziehen als ihren Enkel, und wie Großmütter Enkel erziehen. Mein Sohn ist aber nicht zu betrachten als der Enkel des Grafen von Zwei-

brücken und Bitsch, er ist auch nicht zu betrachten als der Sohn des Grafen Heinrich von Mömpelgard und Reichenweiher. Nein, mein Sohn ist der Sohn Württembergs, denn er ist der Erbe und Stammhalter des württembergischen Hauses. Darum gehört er nicht mein oder gar seinen Großeltern; nein, Württemberg hat ein Anrecht an ihn, denn ohne ihn würde der württembergische Stamm aussterben, und in wenigen Jahren nicht mehr genannt werden. Somit soll ihn auch Württemberg erziehen, und im Namen Württembergs Graf Eberhard, genannt der Bärtige. Ihm werd' ich ihn übersenden, und so auch die Trennung von dem einzigen Zeugen meines dereinstigen Glücks mein Herz zum Bluten bringen sollte, so muß es dennoch geschehen, denn also erheischt es die Pflicht gegen mein Vaterland!"

So sprach Graf Heinrich von Mömpelgard, und merkwürdig — noch hatte er nicht geendet, so stieß der Thorwächter in sein Horn, und gleich darauf meldete ein Diener drei vornehme Herren von Stuttgart als Gesandtschaft des Grafen Eberhard im Bart. Es waren dieß der Doktor Werner Wyk, Stiftsprediger zu Stuttgart, der Doktor Bernhard Schöferlin, Rath und Geheimschreiber beim Grafen Eberhard, und der Caplan Thomann, früher Pfarrherr zu Waiblingen, ein Mann, der sich durch besondere Klugheit und Tapferkeit auszeichnete. Ihr Gefolge war ihrem Stande angemessen.

„Siehst du,“ rief jetzt Graf Heinrich, „daß mein Herr Vetter von Württemberg gerade so denkt, wie ich? Die drei geistlichen Herren, die vornehmsten seines Fürstenthums, hat er blos gesandt, um mir zuzureden, ihm meinen Sohn als ein württembergisch Gut abzutreten und für alle Zukunft zu eigen zu geben. Gott selbst hat es offenbar also geordnet, und dem Willen Gottes muß sich der Mensch fügen.“

In der That war es so, wie Graf Heinrich sagte. Die drei geistlichen Herren waren vom Grafen Eberhard im Bart expreß gesandt, um theils wegen des schnellen Todesfalles der Gemahlin des Grafen diesem die Condolenz zu bezeugen, theils aber auch, und dieß war der Hauptzweck, um den jungen Eytel-Heinrich, wenn irgend möglich, nach Stuttgart zu bringen, damit er dort in Ruhe und Sicherheit eine dem Hause Württemberg angemessene Erziehung erhalte.

Eilftes Capitel.

Das vierblättrige Kleeblatt.

In dem Städtchen Baden, dem uralten Badeort, der schon unter den Römern als solcher bekannt war, den man aber jetzt gewöhnlich mit dem Namen Baden-Baden, zum Unterschied von Baden in der Schweiz, belegt, steht ein altes Haus, das noch vor zwanzig Jahren als eines der ersten Gasthäuser des Ortes florirte. Es ist dieß der „Salmen", welcher nunmehr trotz seiner eigenen warmen Quelle zum bloßen Absteigequartier herabgesunken ist, weil er mit den neueren großartigen Etablissements ähnlicher Gattung nicht mehr concurriren konnte. In alten Zeiten jedoch war er weit und breit bekannt und im Sommer wenigstens außerordentlich stark frequentirt, wenn auch im Winter, wie man sich denken kann, seine Einkehr gewöhnlich fast auf Null herabsank; denn wer besucht im Winter einen Badeort? So gar einladend nahm sich übrigens der Salmen nicht aus, denn er bestand nur aus einem einzigen, niedrigen, massiv von Quadern erbauten

und ein Viereck bildenden Gebäude mit Bogengängen, wie in einem Kloster, so daß es in seinem Innern düster genug aussah. Dessenungeachtet pflegte im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert die vornehme Welt hier und nirgends anders ihr Absteigequartier zu nehmen, und wenn Fürsten und Grafen oder sonstige recht hoch stehende Personen nach Baden kamen, so durfte man sicher sein, sie im Salmen einlogirt zu finden. Wie aber zu jetziger Zeit die Schwindler und Betrüger stets im Gefolge des Reichthums und des hohen Adels einherzuschreiten pflegen, und sich unter erborgten vornehmen Namen und Manieren immer in die Nähe der Geldfürsten und aristokratischen Größen zu drängen pflegen, um auf diese Art ihre Beute um so leichter rupfen zu können, so geschah es auch schon zur damaligen Zeit, und besonders machten es sich herabgekommene Edelleute und durch Liederlichkeit verkommene Menschen, deren geachteter und vielleicht sogar hochgeschätzter Familienname ihnen eine Art von Anrecht gab, sich in vornehme Gesellschaft zu drängen, zum Grundsatz, in jeder Stadt die ersten und theuersten Gasthöfe aufzusuchen, um dadurch einen Nimbus von ihrem Sein und Geldbeutel zu verbreiten, der ihnen nicht gebührte.

So darf es uns also nicht wundern, wenn wir im Gasthaus zum Salmen in Baden zu der Zeit, in der unsere Erzählung spielt, eine kleine Gesellschaft versammelt finden, die eigentlich nicht dahin gehörte. Wir kennen die Mitglieder

dieser Gesellschaft gar wohl von früheren Tagen her; doch haben die paar Jahre, seit wir sie nicht mehr zu Gesicht bekamen, mit ihren Personen bös mitgespielt. Nimmt doch ein, wenn auch kurzes, aber in der Schlemmerei und Liederlichkeit zugebrachtes Leben, den Menschen mehr mit und läßt tiefere Spuren zurück, als zehn Jahre eines geistig und körperlich geordneten Daseins!

Es war der 25. Februar des Jahres 1487, derselbe Tag, an welchem die Gesandten des Grafen Eberhard im Bart im Schlosse zu Reichenweiher eintrafen. In einem kleinen Zimmer des oben genannten Gasthauses saßen drei Personen um einen kleinen Tisch versammelt, auf welchem Flaschen und Speisen in nicht geringer Anzahl aufgespeichert waren. Eine vierte Person, ein Mann, ging im Zimmer auf und ab, und sprach stehend sowohl den Speisen als den Getränken im vollen Maße zu. Das Gesicht des Letztern, welcher kein anderer war, als Graf Eberhard der Jüngere von Württemberg, hatte eine rothe aufgedunsene Farbe und die Augen quollen ihm schwer aus den tiefen Höhlen heraus. Die Wangen hingen schlaff herab, wie vor Uebermaß des Genusses, und der ganze Mensch hatte ein übersättigtes, schnell alt gewordenes Aussehen, obwohl andererseits sich nicht verkennen ließ, daß es ihm in diesem seinem Zustande nicht wohl sei, denn es lag eine unendliche Unzufriedenheit und ein fast qualvolles Mißbehagen in seinem Gesichte. Zwei von denen, welche an

dem kleinen Tische saßen, waren Weiber; die Eine voll, üppig, behäbig, mit einem sinnlichen Antlitz, nach nichts begierig, als nach körperlichem Genusse, erkennen wir als die schöne Sängerin von Augsburg, Barbara Hafner, die Geliebte des Grafen Eberhard des Jüngeren; die Andere groß, feurig, mit blitzenden, unheimlichen Augen, eine fast dämonische Gestalt, ist uns nicht minder bekannt, denn wir sehen in ihr die verwittwete Gräfin von Hagenbach, die Zuhälterin des Grafen Oßwald von Thierstein. Auch dieser Letztere fehlte nicht, und er hatte sich noch am wenigsten verändert. Nur war seine ganze Erscheinung wo möglich noch trotziger, noch wilder, noch thierischer, als zuvor. Er sprach dem großen Weinkruge, der vor ihm stand, im vollsten Maße zu, und schien, seinem Gebahren nach, in der übelsten Laune zu sein.

„Wo nur der Hans bleibt," rief Graf Eberhard mit den Füßen auf den Boden stampfend, „nach Lichtenthal ist's doch nur eine kleine halbe Stunde, und schon ist er über zwei Stunden aus. Am Ende kommt er gar nicht wieder und hat sich wie ein Dieb davon geschlichen. Man kann sich heut zu Tage auf keinen Menschen mehr verlassen."

„Warum der Hans so lange ausbleibt, willst du wissen?" meinte Barbara Hafner mit wollüstigem Lächeln. „Nun das ist doch einfach! Mit den frommen Schwestern im Frauenkloster daselbst wird er sich unterhalten, denn du weißt ja, daß die gute Anna Renata, nachdem der Graf Eberhard im

Bart das Frauenkloster zu Kirchheim zu reformiren und eine bessere Zucht (wie er sich ausdrückte) daselbst einzuführen versucht hat, mit zweien ihrer Schwestern heimlich hierher flüchtete und nun in Lichtenthal zur Subpriorin für die altersschwache Ursula gewählt wurde. Sie wird ihm viel zu erzählen haben, die gute Anna Renata, und der Hans wird ihr gerne zuhören, denn sie haben es immer mit einander gehalten, schon zu den Zeiten, als Kirchheim noch dein Eigenthum war."

„Schweig mir still von Liebesangelegenheiten," rief Graf Oßwald unwirsch, „wer wird jetzt an solche Lappalien denken, wo uns das Wasser bis an die Kehle geht, und wir nicht einmal so viel Blankes besitzen, daß wir den groben Wicht von einem Gastwirth befriedigen können. Wir müssen gewärtig sein, daß er uns heute Nacht noch die Thüre weist, wenn wir nicht die Zehrung von den letzten drei Tagen berichtigen. Hol' der Teufel die ganze Geschichte! Seit mein Haussatan hier," setzte er, mit grimmigem Hohn auf die Wittwe Hagenbach deutend, hinzu, „den ganzen Kram verdorben hat, hab' ich keinen Glauben mehr an eine bessere Zukunft und an eine glückliche Wendung unseres Geschickes. Beim Satan und der Hölle, wie herrlich wäre es gewesen, wenn wir den jungen Bankert gefangen hätten! Die Württemberger hätten uns wahrhaftig ein Lösegeld bezahlen müssen, daß wir unserer Lebtage keine Sorge mehr gehabt haben würden. Und nun,

wie steht es jetzt? Der Teufel segne es dem Weibe, uns so Alles durch ihren wahnwitzigen Uebermuth zu verderben!"

„Ja," fluchte Graf Eberhard dazwischen, „und mein getreuer Schrammhans mußte es mit dem Leben büßen! Einen ergebeneren Diener finde ich nicht mehr, und wenn ich noch hundert Jahre suche. Er ging mir durch Dick und Dünn, und fragte nicht lang, aus weß Grund ich dieß oder jenes verlange. Ihm war es genug zu wissen, daß ich es so haben wolle, um augenblicklich zu thun, was ich befohlen hatte. Mein Freund war sein Freund, und mein Feind sein Feind; denn er dachte und handelte nur allein in meinem Interesse und nach meinem Wunsch, und ihn, einen solchen Diener habe ich nun durch die Tollheit dieses Weibes verloren!"

„In der That?" höhnte die Gräfin von Hagenbach, ihr blitzendes Auge voll tiefer Verachtung bald auf dem Grafen Oßwald, bald auf dem Grafen Eberhard ruhen lassend. „In der That, ich bin an allem Unheil Schuld? Und wer hat denn den ganzen Plan erdacht? Ihr oder ich? Wer muß den Verstand für Euch Alle haben? Wäre es nicht ein gottvoller Streich gewesen, wenn wir den jungen Erben gefaßt hätten? Aber Ihr seid keine Männer mehr; Ihr habt bloß noch Sinn für thierische Genüsse; ich schäme mich, Eurer Sippschaft anzugehören."

„Du willst noch höhnen, du Ausgeburt der Hölle?" schrie Oßwald von Thierstein. „Verflucht sei der Tag, da ich dich

zum ersten Male sah. Von jener Stunde an hat die Verdammniß ihr Siegel auf mein Schicksal gedrückt. Die Unterwelt möge dich verschlingen, denn seit ich mit dir in Verbindung trat, ist der Name Oßwald von Thierstein ein verachteter geworden in der ganzen Christenheit."

„Und wer trug auch hievon die Schuld?" erwiederte die Gräfin so ruhig und kalt, als es ihr in ihrer Aufregung nur immer möglich war; aber — ein tiefer, unauslöschlicher Haß sprach aus ihren verzerrten Zügen. „Wer trug die Schuld? Du oder ich? Wer hat mich zu dem gemacht, was ich bin? Gott ließ mich geboren werden als Gräfin von Thengen, und nicht gering war der Stolz, mit dem mich meine Eltern betrachteten. Ich ward an den Grafen von Hagenbach vermählt, und so wenig ich ihn auch liebte, so erkenne ich es doch an: „er war ein Mann." Da lernte ich dich kennen, Oßwald von Thierstein; du bethörtest mein liebedürstendes Herz, aber du warst nicht ein Mann für mich, sondern ein Unthier. Ich habe dir Alles geopfert, Ehre und Vermögen, Namen und Dasein, und mein Dank war eine Verwünschung. Meine Seele, mein Alles war dein, und du begehrtest bloß meines Körpers und dessen, was an ihm hing! Elender, der du bist, du bist elend geworden durch dich selbst, durch die Niederträchtigkeit deines eigenen Ichs, und nun möchtest du, wie alle schwachen Seelen, die Schuld davon auf mich werfen; aber ich biete dir Trotz, du wilder Thiermensch, ich stelle mich

dir entgegen, ein Weib gegen einen Mann; ich verachte dich, ich, ich, ein Weib, sage dir, ich verachte dich!“

Wie wahnsinnig sprang der Graf von Thierstein auf. Schaum stand vor seinem Munde und seine blutunterlaufenen Augen sprühten Feuer. Er rannte auf die Gräfin zu und riß sie mit Einem Griffe von ihrem Sitze auf.

„Elende Metze,“ schrie er toll vor Wuth. „Elendes, niederträchtiges Weib, das ich für zu schlecht erachtet habe, um es zu meiner Gemahlin zu erheben, du wagst es, mir zu trotzen? Du, welche die ganze Welt als mein Kebsweib kennt? Du, auf welche jede ehrbare Dirne oder Frau mit Fingern weist?“

Die Worte waren schon hart genug; aber er war nicht zufrieden damit, sondern er schlug sie mit der geballten Faust ins Gesicht, daß das Blut im Augenblicke nachstürzte, und dann gab er ihr einen Tritt auf den Unterleib, daß sie wie leblos zu Boden fiel. Trotz dieser gräßlichen Mißhandlung aber fiel es weder dem Grafen Eberhard, noch der Barbara Hafner ein, dazwischen zu treten, sondern sie ließen dieß Alles geschehen, als ob ihnen solche Auftritte ganz gewohnte wären. In demselben Augenblicke jedoch, als solches vor sich ging, erschollen helle Sporentritte auf dem Gang außen, und eine Stimme ließ sich dazu vernehmen, in der man die Fröhlichkeit, die trunkene Fröhlichkeit nicht verkennen konnte. Gleich darauf öffnete sich die Thüre, und es erschien ein Mann,

dessen wir uns ebenfalls alsobald mit Genauigkeit erinnern, denn derselbe war kein anderer, als Hans von Stetten, der mit Schmach von den Turnierschranken in Stuttgart Weggejagte. Aber — wie sah er aus? Wie ein verkommener, in der Liederlichkeit schnell alt gewordener Abentheurer! Wankenden Schrittes, aber mit lautem Halloh erschien er im Zimmer und seine weingerötheten Wangen bezeugten, daß er das Feuer, welches in seinen Augen loderte, nur allein seinem dermaligen Zustande zu verdanken hatte; denn ein geübter Blick erkannte sogleich, wie schlaff seine Haltung und wie herabgekommen seine Gestalt im nüchternen Zustand sein mußte!

„Viktoria," rief er, „ich habe gewonnen. Ihr errathet Alle nicht, wen ich heute Abend gesehen habe. Mein Witz hat eure Schläfrigkeit zu Schanden gemacht, und morgen Abend sollt Ihr mich alle als glückseligen Ehemann mit der reichsten Erbin im Reiche bewundern."

„Du bist betrunken, Hans," erwiederte Graf Eberhard, und ließ seine rollenden Augen auf ihm ruhen. „Der Wein spricht aus dir, sonst würdest du uns nicht solchen Wahnsinn vorplaudern, als du gerade thust."

„Betrunken? Wahnsinn?" schrie hohnlachend Hans von Stetten. „Nein, der Wahnsinn und die Trunkenheit ist auf Eurer Seite. Oder wer meint Ihr wohl, ist heute Abend im Kloster Lichtenthal angelangt? Ja, strengt Euren Witz nur an, Ihr errathet es in alle Ewigkeit nicht. Nun, wer ist

angekommen? Niemand anders, als die vielgeliebte Gemahlin des Herrn Grafen Eberhard des Jüngern, wie man ihn nennt, die Frau Elisabeth von Nürtingen mit einem Theile ihres Hofstaates, worunter die hervorragendste, die Jungfrau Marie von Hagenbach, die reiche Erbin der Grafschaft Hornberg. Wer ist nun betrunken, Ihr oder ich? Wer lacht am letzten, Ihr oder der Hans von Stetten, der Weggejagte von den Turnierschranken zu Stuttgart?"

„Was sagst Du? rief Graf Eberhard unter seiner Weinröthe erbleichend. „Mein Weib sei hier und im Kloster Lichtenthal abgestiegen? Mensch, du lügst, der Wein spricht aus dir. Deßhalb will ich dir den tollen Scherz verzeihen."

„Hans von Stetten lügt nie," versetzte der Letztere, es versuchend, sich gravitätisch aufzurichten. „Aber freilich, die Sache muß Euch mehr als wunderbar vorkommen, denn Ihr könnt natürlich den Zusammenhang nicht begreifen. Nun, so will ich gnädig gegen Euch verfahren und das tiefe Geheimniß offenbaren. Meinen treuen Christoph, nach dem ihr mich seit acht Tagen vergeblich fragtet, weil ihr nicht wußtet, wo er hingekommen sei, sandte ich nach Nürtingen und ließ der Frau Gräfin Elisabeth von Württemberg kund thun, wie ihr Gemahl hier am Sterben liege und sich nach nichts mehr sehne, als sich noch auf dem Todtenbette mit ihr zu versöhnen, um so in seinem Herzen beruhigt in die Grube zu fahren. Solcher rührenden Botschaft konnte die gute Dame

natürlich nicht widerstehen, und so ist sie nun hier mit sammt den ersten Damen ihres Gefolges glücklich angekommen und im Kloster Lichtenthal abgestiegen; morgenden Tages aber ist sie entschlossen, ihrem sterbenden Herrn und Gemahl, der im Gasthaus zum Salmen auf den Tod darniederliegt, einen Besuch abzustatten und sich auf dem Sterbebette mit ihm zu versöhnen. So verhält sich die Sache," fuhr er lachend fort, indem er sich zugleich am Tische festhielt, um nicht zu Boden zu fallen, „und natürlich, daran dachte die mitleidsvolle Gattin nicht, daß ihr Herr und Gemahl frisch und gesund im Salmen lebe, und daß die ganze Historie nur eine von mir ersonnene Finte war, um Jungfer Marie von Hagenbach hierher zu locken. Noch weniger aber dachte sie daran, daß die jetzige Oberin des Klosters (da die alte Ursula kaum mehr zu rechnen ist und alle Gewalt an die Anna Renata abgegeben hat) mir mit Leib und Seele ergeben ist, und morgen ihre Hand dazu bieten wird, die Jungfrau Marie mir anzutrauen, sie mag nun wollen oder nicht. Ja, sperrt nur Eure Augen auf! Ich sage Euch, morgen ist die Trauung, sei's eine freiwillige oder eine gewaltsame. Mir Alles gleich, wenn ich nur meinen Zweck erreiche. Ich habe lange genug um den Lealohn gedient, jetzt habe ich beschlossen und zwar auf eigene Faust beschlossen, daß mir der Rahellohn werde. Du wirst doch nicht böse sein, Eberhard, daß ich mir den

Scherz mit deiner verehrtesten Gattin erlaubte?" setzte er zum Schlusse höhnend hinzu.

Graf Eberhard der Jüngere erwiederte gar nichts. Er war zum Fenster getreten und trommelte an den Scheiben. Entweder hatte er die letzten Worte seines früheren Marschalls gar nicht gehört, oder wollte er nicht darauf antworten; denn offenbar war er über die Nachricht von der Ankunft seiner Gemahlin nicht wenig erschrocken und in Verlegenheit.

„Aber Marie von Hagenbach wird Nein sagen," lächelte Barbara Hafner verschmitzt, „und alle deine Pläne werden zu Wasser werden."

„Mit Nichten, meine allerliebenswürdigste Frau Sängerin," erwiederte Hans von Stetten mit triumphirender Stimme. „Meine Pläne werden nicht zu Wasser werden, denn die Marie von Hagenbach mag Ja oder Nein sagen, so hat dieß wenig zu bedeuten. Der Klosterpfaffe hat mir zugesagt, mich mit dem Fräulein ehelich zu verbinden, es möge kommen was da wolle, und die Priorin wird schon von selbst jede Störung abwenden. Demnach ist unsere Trauung morgen Vormittag schon so viel als gewiß, und somit hat der Lump, der Sperberseck, also doch noch das Nachsehen und das ist's was mich an der ganzen Geschichte bei weitem am meisten freut."

„Die Grafschaft Hornberg und die übrige reiche Erbschaft abgerechnet," versetzte der Graf von Thierstein, der sich

vor Lachen fast schüttelte. „Du hast da eine Geschichte ersonnen, die wahrhaftig zum Tollwerden ist, und wenn dir der Handel wirklich gelingt, so wird alle Welt deine Klugheit bewundern; allein“ setzte er nach einer Weile ernster hinzu, „wenn du nun auch deinen Theil erwählt hast, was wird dagegen aus uns Anderen werden? Ja freilich, wenn es zur Wahrheit geworden wäre, daß wir den Erben des Hauses Württemberg hätten fahen können, dann wären wir geborgen gewesen, aber nun ist Alles so viel als null und nichtig, und wir bleiben dieselben armen Schlucker, wie zuvor.“

Es schien aber fast, als hätte er seine Worte nicht auf die richtige Wagschale gelegt, denn in demselben Augenblick, da er dieß sprach, sprengte ein Reiter vor das Gasthaus, der, als er gleich darauf in's Zimmer trat, ganz andere Nachrichten brachte, Nachrichten, welche die Angst und Bekümmerniß des Grafen wegen der Zukunft zu Schanden machten, und die Herzen aller Anwesenden mit Frohlocken erfüllten. Auch der neue Ankömmling ist ein alter Bekannter von uns, denn in dieser schwammigten, durch Trunksucht und sonstige Ausschweifungen aufgeschwollenen Gestalt können wir natürlich den Doktor Holzinger nicht verkennen. Er war also wieder frei und ledig, und daß er dieß war, ging sehr einfach zu. Nachdem er nämlich eine Zeitlang in Tübingen festgesessen, und dann auf Befehl Eberhards im Bart an sein Ordenskapitel in Constanz abgeliefert worden war, ergriff

er dort die erste Gelegenheit und wurde flüchtig. Natürlich suchte er nirgends anders Zuflucht, als bei Eberhard dem Jüngern, mit dem er nun wieder von Stadt zu Stadt, von einem Zechgelage zum andern zog. So hatten sich denn alle liederlichen Cumpane des Grafen Eberhard abermals zusammengefunden, und es fehlte Niemand, als vielleicht einige weitere Nonnen aus dem Frauenkloster von Kirchheim!

„Gute Nachrichten!“ rief Holzinger, als er Platz genommen und einen Becher Weins hinabgestürzt hatte. „Vortreffliche Nachrichten! Könnten gar nicht besser sein! Sag' Euch, wir werden den Jungen bekommen und unsere Sache ist's dann, das Lösegeld für ihn zu bestimmen. He, Graf Eberhard, wie viel zahlten die Württemberger für deinen Vater an den Pfälzer Churfürsten? Ich meine, es wird nicht unter hunderttausend Gulden gewesen sein. Nun, bei allen himmlischen Heerschaaren, für den jungen Eytel-Heinz sollen sie uns zweimalhunderttausend Gulden bezahlen, denn er ist ja der einzige Stammhalter des Hauses Württemberg, wenn du und dein Herr Namensvetter gestorben sind. Oh, es ist ein Goldkind, das Eytel-Heinzchen! Wir wollen es daher auch pflegen und hegen und sichern, daß es, so lange es unter unserer Aufsicht steht, ja keinen Schaden nimmt.“

„Hoho,“ lachte Hans von Stetten, „wenn Ihr es nur erst hättet! Ihr bestimmt schon das Lösegeld und wißt noch gar nicht, ob der Fang nur geräth! Glaubst du, der

Heinrich von Mömpelgard werde die Beute nur so mir nichts dir nichts fahren lassen? Meinst du, Er und seine Leute seien so gutmuthig, daß sie den Buben uns freiwillig in die Arme liefern, nur damit wir die zweimalhunderttausend Gulden einstecken? Prosit die Mahlzeit; du hast die Rechnung ohne den Wirth gemacht."

„Aha," höhnte der Doktor, „die Schläge, die du seiner Zeit von dem Sperberseck erhalten hast, wirken immer noch nach. Du hast Angst, Freund Stetten. Aber sei nur ruhig; dießmal geht's ganz ohne Schläge ab, wenigstens ohne bedeutende. Also laßt Euch meine Mähr erzählen, denn sie ist in der That merkwürdig genug; doch das sage ich Euch, unterbrechen dürft Ihr mich nicht und wenn Ihr auch vor Freude außer Euch kommt. Also paßt auf, denn ich verfahre ganz der Zeitordnung gemäß. Numero Eins, und das schon allein ist einen Juchschrei werth, der Jude in Straßburg hat geblecht, und wir sind also wieder flügge, wenigstens auf ein paar Tage. Sobald ich das Geld hatte, ritt ich nach Schlettstadt und machte mich dann zu Fuße, in meine alte Mönchskutte, die ich von Costnitz mitgebracht habe, gehüllt, nach Reichenweiher, nehmlich nicht auf's Schloß, sondern ins Städtchen, wo ich mich in einer abgelegenen, nur wenig besuchten Schenke einquartirte. Das ist Numero zwei. Natürlich sandte ich sogleich nach dem Christoph Martin, meinem alten Bekannten unter der Dienerschaft des Grafen Heinrich, und

der fand sich auch bald genug bei mir ein. Wie ich ihm nun ein paar Goldfüchse zeigte, da lachten seine stets durstigen Züge und seine Zunge ward immer munterer, je öfter ich ihm einschenkte und je heller das Gold in seiner Tasche klang, so daß ich bald Alles erfuhr, was ich erfahren wollte, und noch mehr, als ich zu erfahren brauchte. Und das ist Numero drei. Denkt Euch nur, der Handel mit der Gräfin und dem Schrammhans ist gar nicht entdeckt worden. Sie wissen natürlich, daß der Mann, den sie umbrachten, kein Zigeuner war, weil sie seinen Leib untersuchten und den Unterschied in der Farbe fanden; aber wer er war, das haben sie nicht herausgebracht, und an den Schrammhans oder gar an uns dachten sie nicht einmal, dieweil sie uns viele Meilen weit entfernt hielten. Noch weniger wissen sie, wer die Zigeunerin war, und Viele unter ihnen schwören heute noch Stein und Bein, daß es eine wirkliche Zigeunerin gewesen sei. Aber zum Teufel, wo ist denn die Gräfin?" setzte er sich rings umschauend hinzu. „Die darf bei unserer Berathung nicht fehlen."

Alle richteten die Blicke dahin, wo das Weib nach der von Oßwald von Thierstein erhaltenen Mißhandlung niedergesunken war, aber die Gräfin lag nicht mehr da, sondern war aus dem Zimmer verschwunden. Wahrscheinlich — so dachten wenigstens die Anwesenden — hatte sie sich leise

hinausgeschlichen, um sich auf ein Ruhebett zu werfen und ihrer vorhin erhaltenen Verletzungen zu pflegen.

„Kümmre dich nicht um die Tollwüthige,“ versetzte der von Thierstein mit vollkommenster Gleichgültigkeit, „sondern fahre in deiner Erzählung fort.“

„Er hat wieder eine von seinen Liebesscenen mit ihr aufgeführt,“ lachte Barbara, um den Doktor über die Abwesenheit der Gräfin aufzuklären.

„Ich verstehe,“ erwiederte der Doktor mit einem listigen Augenzwinkern, „aber,“ fuhr er nach einigem Besinnen fort, indem er sich an den Grafen von Thierstein wandte, „höre einmal, Thierstein, du gehst in der That etwas zu grausam mit dem Weibe um, und es ist doch immer noch eine stolze, üppige Gestalt. Was brauchst du sie denn so zu quälen? Ich sag' dir, wenn du sie nicht mehr haben willst, so gib sie mir. Du weißt, ich habe immer ein halbes Auge auf sie gehabt. Nun, gilt der Handel? Willst sie abtreten, wie sie geht und steht?“

„Nimm sie,“ rief der von Thierstein, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug. „Nimm sie und der Teufel gesegne dir ihren Einzug in dein Closet. Aber thu' sie mir aus den Augen, denn es juckt mich in allen Gliedern, ihr den Hirnkasten einzuschlagen. Doch nun fahr' fort mit deinem Numero vier.“

„Gut also,“ versetzte Holzinger, der Handel wäre ab-

gemacht, und nun komme ich wieder auf Reichenweiher zurück. Dort ahnen sie, wie ich Euch schon andeutete, kein Sterbenswörtchen, daß wir bei der Zigeunergeschichte betheiligt waren. Ja, sie wissen nicht einmal etwas davon, daß wir hier in der Nähe von ihnen unser Lager aufgeschlagen haben; im Gegentheil, sie vermuthen uns in unserem gewöhnlichen lustigen Quartier, in Augsburg oder Landshut. Wir können also in aller Ruhe und Ordnung operiren, und auch der Wirth zum Salmen wird uns jetzt kein Hinderniß mehr in den Weg legen, wir mögen thun und treiben, was wir wollen, denn ich habe ja die Mittel in der Tasche, seine Rechnung zu bezahlen. Nun kommt aber das Allerwichtigste, das ich deßwegen bis zuletzt aufgespart habe. Wir glaubten bisher der Graf Heinrich werde sein Büblein nach Zweibrücken zu seiner Schwieger schicken, damit sie es ihm auferziehe, allein darin haben wir uns ganz vollkommen getäuscht. Ich sag' Euch, ganz wo andershin will er den Buben thun, und nun rathet einmal wohin? Ihr schüttelt die Köpfe? Ei, ich will's Euch sagen: zu seinem Herrn Vetter will er ihn thun, zu unserem Todfeind, dem Grafen Eberhard im Barte."

„Tod und Teufel, das soll er nicht," schrie Graf Eberhard der Jüngere, der seither nachdenklich am Fenster gestanden war (natürlich hatte man ihn ruhig gewähren lassen, da jeder der Anwesenden seine sonderbaren Gewohnheiten und Eigenheiten kannte) und sich jetzt erst wieder zur Gesellschaft

wandte. „Bei der Hölle, das soll er nicht!" wiederholte er, mit den Zähnen knirschend. „Da wäre ich schön daran, wenn dieser Streich gelänge! Dann würde sich mein Herr Vetter vollends nichts mehr um mich kehren und mir am Ende noch den erbärmlichen Jahresgehalt entziehen, den er mir bis jetzt gewährte. Hätte er ja dann einen Erben! Nein, nein, das muß um jeden Preis verhindert werden, und müßte ich mich deßhalb dem Satan verschreiben."

Hier schwieg er eine Weile still und ging mit heftigen Schritten im Zimmer auf und ab; aber statt daß er ruhiger wurde, schien sich vielmehr sein Zorn mit jedem Schritte zu verdoppeln. „Ich bin entschlossen," rief er endlich mit den Füßen stampfend. „Ja, entschlossen bin ich, und die Gewissensbisse, die ich früher noch hatte, meinem Bruder sein einzig Kind zu stehlen, sind nun auf immer und ewig verschwunden. Tod und Teufel, er oder ich! Der Bube muß in unsere Gewalt kommen, sonst sind wir verloren."

„Gewissensbisse?" lachte Hans von Stetten laut auf. „Du und Gewissensbisse, und besonders, wenn es sich darum handelt, Geld zu erwerben! Na, Eberhard, du fängst an alt zu werden."

„Still, laß den Kanzler fortfahren," sagte der von Thierstein.

„Also," sagte dieser, den Faden seiner Rede da wieder anfassend, wo er ihn fallen gelassen hatte; „also dem Grafen

Eberhard im Bart will er seinen Buben schicken. Das ist eine abgemachte Sache. Aber das errathet Ihr nie, durch wen er die Sendung machen wird. Ihr meint wohl, durch eine Schaar von Reisigen? I Gott bewahre, da seid Ihr falsch daran, radikal falsch. Nein die Sendung soll geschehen durch drei Pfaffen. Lacht nicht, es ist Ernst; so wahr Gott lebt, durch drei Pfaffen. Ich habe die drei Herren selbst gesehen und zwei davon kenne ich sogar ganz gut persönlich; aber ich hab' mich wohl gehütet, mich ihnen zu zeigen. Denkt Euch, die Pfaffen hat der Bärtige von Stuttgart gesandt, um dem Grafen Heinrich wegen des Verlusts seiner Frau zu condoliren und zugleich das Kindlein in Empfang zu nehmen und in seine Residenz zu führen. Na, was sagt Ihr dazu? Und was sagt Ihr vollends, wenn ich noch hinzusetze, daß das Gefolge, welches sie führen, nur klein und ebenso unkriegerischer Natur ist, als die drei geistlichen Herren selbst? Ist das nicht eine gottvolle Nachricht? Können wir es uns nun nicht an den Fingern abzählen, daß wir mit denen wenigstens fertig werden müssen, wenn wir sie unterwegs überfallen, und ist es daher nicht so viel als gewiß, daß der junge Eytel-Heinz, der Goldjunge, der uns zweimalhunderttausend Gulden eintragen soll, so viel als gewiß sich bereits in unseren Händen befindet?"

„Aber ich glaube kaum, daß Graf Heinrich seinen Sohn einem solch' schlechten Schutz anvertrauen wird," versetzte Graf Oßwald kopfschüttelnd.

„Und warum nicht?" rief Holzinger. „So ist's, wie ich dir sage, und zur Abreise ist der übermorgende Tag festgesetzt. Ich hab' mich persönlich überzeugt, daß Alles sich so verhält, und sehe auch nicht ein, warum Graf Heinrich besondere Vorsichtsmaßregeln ergreifen sollte. Lebt er ja doch schon seit Jahren mit Jedermann im Frieden, und von dir, den er als seinen Todfeind betrachtet, glaubt er, daß du dich mit Graf Eberhard in Augsburg befindest. Wen hätte er also zu fürchten? Ueberdieß wollen die drei geistlichen Herren über Straßburg reisen, mit welcher Stadt bekanntlich Graf Heinrich in besonderer Freundschaft steht, und von da geht's unmittelbar ins Badische, dessen Markgraf mit dem Grafen Eberhard im Bart verschwägert und eng verbündet ist. Sie denken also gar nicht daran, daß ein Ueberfall auch nur überhaupt möglich sei, weil die Reise überall durch Freundes Land geht."

Eine tiefe Stille trat ein, als der entlaufene Mönch seine Erzählung beendigt hatte, nur allein unterbrochen von dem schweren Athemholen des Hans von Stetten, der in Folge seiner Trunkenheit plötzlich in tiefen Schlaf versunken war.

„Wenn sich Alles so verhält, wie Holzinger auseinandergesetzt hat," sprach endlich Graf Eberhard der Jüngere, mit fast grimmiger Freude in den Augen, „so kann es uns, dünkt mir, nicht fehlen, und ich werde zuletzt doch noch das Ziel erreichen, nach welchem ich so lange strebte. Aber nun laßt uns auch nichts verabsäumen, uns den Buben zu sichern.

Die Hauptsache ist, zu bestimmen, wo wir ihnen auflauern wollen, denn nach meiner Meinung müssen wir sie fassen, ehe sie Straßburg erreichen, sonst wird das Spiel viel zu gefährlich, da weder jene Reichsstadt, noch der Markgraf von Baden-Durlach einen Spaß versteht. Ja, jene Beiden würden uns sonder Zweifel geradezu als Straßenräuber ansehen, wenn wir die That auf ihrem Gebiete begingen, und uns auch als solche behandeln."

„Auch dafür habe ich gesorgt," rief Holzinger eifrig. „Glaubt Ihr denn, ich sei des Wegs entlang geritten, ohne den Ort ausgekundschaftet zu haben, der am besten zur Ausführung unseres Vorhabens paßt? Ihr kennt doch die Straße von Schlettstadt nach Berfelden, und erinnert Euch der tiefen Schlucht, durch welche man da kommt? Nun gut, am Ende der Schlucht steht jetzt ein schlecht Einkehrhaus für Fuhrleute und Vorspannreiter. Dort habe ich Quartier für uns und unsere Diener bestellt auf morgen Abend, und dem Wirthe, den ich schon lange kenne und der mir für's Geld durch's Feuer ginge, mit ein paar Goldfüchsen den Mund verschlossen, daß er nicht vorher ein Gerede von unserer Ankunft macht, natürlich aber, ohne ihn in den eigentlichen Zweck unseres Kommens einzuweihen. Er meint vielmehr, wir hätten's auf einen Juden abgesehen, der mit einem Waarentransport dort vorbeikommen wird. So wären wir denn auch hierwegen aller Sorge enthoben, denn ich sage Euch, einen geeigneteren

Platz könnten wir gar nicht finden. Aber um ihn zu erreichen, ist nothwendig, daß wir in wenigen Stunden schon aufbrechen; sonst können wir der Entfernung wegen bis morgen Abend nicht an Ort und Stelle sein. Uebermorgen in aller Frühe brechen die drei geistlichen Herren von Reichenweiher auf, da sie bei Zeiten in Straßburg eintreffen wollen. Somit müssen wir mit Tagesgrauen die Schlucht besetzt halten."

„Und wenn ihr den Pfaffen den Buben abgenommen habt, wohin dann?" fragte die schöne Sängerin, sich an die Männer in der Runde wendend.

„Wohin dann?" rief der von Thierstein. „Ei, das versteht sich von selbst, auf mein altes Raubnest im Schwarzwald, wohin ihr Weiber natürlich morgen schon abgehen werdet."

„Nun noch eine Frage," sagte Graf Eberhard der Jüngere, „wie stark ist das Gefolge der drei geistlichen Herren?"

„Im Ganzen, glaube ich, nur sechs oder sieben Mann," erwiederte der Mönch; „allein wenn's auch ein Dutzend und noch mehr wären, so sind wir ihnen doch mit unsern gut bewaffneten Dienern weit überlegen, und sie werden sich wahrscheinlich besinnen, ob sie sich nur überhaupt zur Wehre setzen sollen, wenn wir sie angreifen."

Graf Eberhard hatte nun keine Frage mehr, eben so wenig die Uebrigen; aber Allen leuchtete der Plan ausnehmend ein, und nachdem sie sich noch eine Zeit lang mit ein-

ander besprochen hatten, beschlossen sie, sich alsobald zur Ruhe zu begeben, um sich gleich nach Mitternacht zum Aufbruch zu erheben.

„Aber deine Gemahlin?“ sagte, als sie sich eben zurückziehen wollten, der von Thierstein zu Eberhard dem Jüngern gewandt. „Wenn der Hans nicht gelogen hat, so wird sie dich morgen in deiner Todkrankheit aufsuchen. Was wird dann geschehen, wenn sie dich nicht findet?“

„Hol' sie der Teufel!“ fluchte Eberhard der Jüngere. „An sie hab' ich gar nicht mehr gedacht; aber wenn sie mich nicht findet, so wird sie schon wieder den Heimweg antreten. Der Hans dagegen muß mit uns, unter allen Umständen, denn sonst erführe es am Ende meine Frau, was wir im Schilde führen, und träte noch im letzten Augenblick dazwischen. Halt,“ unterbrach er sich plötzlich selbst, indem er sich an seinen früheren Canzler Holzinger wandte, „noch Eins, ehe wir zu Bette gehen. Du gehst zum Wirthe hinüber, Conrad, und bezahlst unsere Zeche, damit wir ohne Geschrei abreiten können. Wenn er dich dann fragt, warum wir ihn verließen, so sagst du, wir ritten nach Straßburg, weil es uns zu langweilig in dem verdammten Neste hier sei. Mach' deine Sache klug, daß er nichts merkt, denn bedenk', es stehen zweimalhunderttausend Gulden auf dem Spiele, und der geringste Fehler von unserer Seite wäre uns nie zu verzeihen.“

Bald ward es still und einsam im Gasthaus zum Salmen.

Ein Licht nach dem andern verlöschte, denn auch die übrigen Bewohner des Hauses hatten sich, wie man es damals in der Gewohnheit hatte, sehr frühe zur Ruhe begeben. Nunmehr aber, wie alles Geräusch erloschen war, regte es sich leise in einem Nebengemache des Zimmers, in welchem die vorhin erzählte Berathung stattgefunden hatte. Dort lag die ganze Zeit über, während der Holzinger erzählte und der Entführungsplan geschmiedet wurde, ein Weib auf den Knieen und drückte ihren Kopf an die Thüre, welche die beiden Gemächer trennte. Es schien, als wollte sie sich kein Wort von dem entgehen lassen, was allda gesprochen und verhandelt wurde. Als nun Alles still geworden war und sie denken konnte, daß die Meisten tief im Schlafe lägen, erhob sie sich langsam, zog dann mit Bedacht und Vorsicht die Schuhe von den Füßen, und schlich leise und fast geräuschlos zum Zimmer hinaus und die Treppe hinunter. Eben so leise öffnete sie ein Nebenpförtchen, das als Nachteingang für verspätete Gäste und Hausbewohner diente, und huschte zum Hause hinaus. Bald war sie weit genug vom Salmen entfernt, um keine Verfolgung mehr befürchten zu müssen. Nun wandte sie sich links und schlug die Straße ein, welche in einer breiten Allee nach dem Kloster Lichtenthal führte. Im Anfang schien ihr das Gehen Schmerzen zu verursachen, aber bald erholte sie sich sichtlich, so daß sie fest und kräftig auftrat.

„Der Elende, der Niederträchtige," murmelte sie vor sich

hin. „Daß er mich einen Teufel nannte, wollte ich ihm noch verzeihen, denn ich komme mir selbst oft wie ein Stück von der Hölle vor. Aber eine Metze nannte er mich, mich eine Metze, mich, die ihm Ehre und Vermögen geopfert hat! Und verhandelt hat er mich, wie eine Waare, oder wie eine offene Gassendirne! Und an wen verhandelt? An den schuftigsten aller Schufte, an den liederlichen Holzinger. Oßwald, Oßwald, du hast niederträchtig an mir gehandelt und du mußt es büßen. Und nicht blos du, nein, Alle müssen es büßen, denn nicht Einer von Allen hat sich meiner angenommen; sie Alle behandeln mich wie eine Metze, wie eine Dirne! Ja, beim Himmel und bei der Hölle, ich will mich rächen, und das soll die letzte Schlechtigkeit sein, die sie mit einander verüben."

Wer jetzt durch die Dunkelheit der Nacht ihre wildverzerrten Züge gesehen hätte, möchte vielleicht zurückgeschaudert sein vor der teuflischen Wuth, die aus ihren Augen leuchtete; aber als sie an der Klosterpforte von Lichtenthal (denn dieses war, wie sich nun zeigte, das Ziel ihrer nächtlichen Wanderung) anlangte, war ihr Gesicht ruhig, fast lächelnd.

„Ich muß die hochwürdige Priorin nothwendig heute noch sprechen," sagte sie zur Pförtnerin, „die neue Priorin meine ich, die Anna Renata, nicht die alte Ursula, welche Gott bald zu sich nehmen möge."

Die Pförtnerin kannte die nächtliche Besucherin wohl, denn dieselbe ging fast täglich dort aus und ein, seit Anna

Renata sich von Kirchheim hierher geflüchtet hatte. Auch wir kennen sie, denn sie ist, wie der Leser natürlich längst geahnt hat, keine andere, als die Gräfin von Hagenbach, die so eben von ihrem Zuhälter so hart Mißhandelte. Aber von dem letzteren Umstande wußte man im Kloster Lichtenthal nichts, und noch weniger von dem Racheschwur, welchen die Gräfin gethan. Somit nahm die Pförtnerin gar keinen Anstand, den Besuch sogleich zur Oberin des Hauses zu führen, und diese Letztere kam natürlich der Freundin — denn eine solche war sie ihr ja schon lange her, wenn es nehmlich unter den Lasterhaften auch eine Freundschaft geben kann — auf's Zuvorkommenste entgegen. Brauchte ja doch die Gräfin von Hagenbach die Ausrede, sie komme im Auftrage des Hans von Stetten, dessen intimste Verbündete die Subpriorin war! Wen hätte es also wundern können, die beiden würdigen Frauen bald im eifrigsten Gespräch und Gelächter mit einander begriffen zu sehen? Hatten sie sich doch so gar viel „Lustiges“ über die morgende Zwangshochzeit zwischen dem Hans und der Marie mitzutheilen! Mußten sie doch die auf die Zwangsheirath folgende Nacht in all' ihren Obscönitäten besprechen und ausmalen!

So lachten und schwatzten die beiden Frauen wohl eine gute Stunde lang. Da endlich erhob sich die Gräfin von Hagenbach.

„Aber jetzt, meine theure Anna Renata,“ sagte sie mit

freundlichem Grinsen, „jetzt muß ich wahrhaftig zu der glückseligen Braut hinauf. Der Hans will, daß ich sie auf den morgenden Tag vorbereite und ihr sage, wie an ein Entrinnen nicht zu denken sei. Sie solle sich daher lieber gutwillig drein finden, seine Gattin zu werden, als einen vergeblichen Widerstand leisten."

„Wenn sie jedoch schon zu Bette gegangen wäre?" meinte die Oberin. „Die Frauen sind von der Reise ermüdet."

„Dann muß sich mein Stieftöchterchen wohl oder übel entschließen, wieder aufzustehen," versetzte die Gräfin höhnisch. „Man kann schon ein Uebriges thun, wenn man seine Mutter nach vielen Jahren zum erstenmale wieder sieht. Und bin ich nicht die Ueberbringerin von vortrefflichen Nachrichten? Doch noch Eines: befiehl deiner Pförtnerin, wach zu bleiben, denn es könnte sein, daß ich lange brauche, um meine kleine Marie zu überreden."

Sie ging die Treppe hinauf, und eine Laienschwester wollte sie bei der Gräfin Elisabeth, welche eben im Begriff war, sich zur Nachtruhe zu begeben, melden; allein sie schob die Schwester bei Seite und trat unangemeldet in das Gemach, die Thüre hinter sich ins Schloß werfend. Niemand befand sich innen, als die Gräfin Elisabeth, die Gemahlin Eberhards des Jüngern, und Marie von Hagenbach, die Pflegetochter der Gräfin, denn die Dienerschaft hatte sich auf den Befehl der Letzteren schon längst entfernen müssen.

„Was soll diese freche Aufdringlichkeit?“ rief Frau Elisabeth, sich mit Würde erhebend. „Was wollt Ihr zu so später Abendstunde?“

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, es ist meine furchtbare Stiefmutter!“ schrie Marie von Hagenbach, und flüchtete sich hinter die Gräfin von Württemberg, um bei ihr Schutz zu suchen.

Die Wittwe nahm jedoch keine Rücksicht auf diese Ausrufungen, sondern schloß vor allen Dingen die Thüre sorgfältig, um sich vor jedem Ueberfall zu schützen. Dann schritt sie auf die Gräfin von Württemberg zu und warf sich auf ihre Kniee nieder.

„Wenn Euch die Ehre Mariens von Hagenbach wichtig ist, hohe Herrin,“ sprach sie mit leiser, eindringlicher Stimme, „und wenn das Heil des Hauses Württemberg an Eurem Herzen liegt, so hört mich an und unterdrückt alle Ausrufe. Ich beschwöre Euch bei Allem, was Euch heilig ist, stoßt mich nicht von Euch, denn das Glück eines Euch theuren Menschenlebens und das Wohl eines Euch noch theureren Kindes hängt an meinen Worten. Ich weiß es, ich bin nicht werth, vor Euch zu erscheinen; ich weiß es, ich verdiene die Verachtung, mit der meine eigene Stieftochter auf mich herniedersieht; aber, Gott sei mein Zeuge, ich will wieder gut machen, so weit wieder gut zu machen möglich ist. Verdorren soll meine Hand und verfaulen meine Zunge, so ich's nicht ehrlich meine.

Darum flehe ich Euch an, mich anzuhören; denn ich wiederhole es Euch, die Ehre Mariens, das Heil Württembergs hängt an meinen Worten."

Erstaunt sah die Gräfin von Württemberg auf die Sprecherin herab. Im Anfang wollte sie kaum glauben, daß das verbrecherische Weib zur reuigen Sünderin geworden sei und war schon im Begriffe nach Hülfe zu rufen; aber bald überzeugte sie sich doch, daß hier von einer Verstellung keine Rede sein könne, und natürlich ging nun ihr Erstaunen in die tiefste Aufmerksamkeit über, indem sie (der jungen Marie Beruhigung zuwinkend) die Gräfin von Hagenbach aufforderte, ihren Bericht zu beginnen. Die letztere kam diesem Befehle augenblicklich nach und erzählte mit geflügelten Worten sowohl den tollen Verehelichungsplan des Hans von Stetten als auch die wohlüberlegte Verschwörung gegen den neugebornen Eytel-Heinrich, den Erben von Württemberg, kurz Alles, was sie in dem kleinen Nebengemache erlauscht hatte.

Eine tiefe Stille herrschte, als das schreckliche Weib mit seinem Berichte zu Ende kam. Die beiden Zuhörerinnen waren von dem tiefen Entsetzen, das sie ergriffen hatte, wie gelähmt, und ihre Zungen versagten ihnen den Dienst, so daß sie im Anfang kein Wort der Entgegnung fanden. Die Erste, die sich von ihrem Schrecken erholte, war die Gräfin von Württemberg.

„Ich werde sogleich Befehl geben, unsere Pferde zu sat-

teln," sagte sie voll tiefer Entrüstung. „Das ist ein schändliches Spiel, das man mit uns treibt! Also die Krankheit und Alles erlogen und nur vorgespiegelt! Ich werde die Priorin rufen lassen, und ihr ankündigen, daß ich heute Nacht noch weiter reise."

„Und die Priorin wird Euch ins Gesicht lachen, denn Ihr seid in ihrer Gewalt," erwiederte die Wittwe.

„Aber ich werde den Markgrafen in Baden benachrichtigen, welch' schändliche Frevelthat hier im Werke ist," versetzte nun die Gräfin Elisabeth, „und ich bin sicher, die Schuldigen werden ihre Strafe erhalten."

„Der Markgraf residirt in Durlach," entgegnete die Wittwe, „und bis Ihr ihm Nachricht zukommen laßt, ist der Sohn des Grafen Heinrich schon längst in den Händen der Verschworenen und auf der alten Bergveste Thierstein sicher untergebracht. Nein, hohe Herrin, auf solchem Wege kann das Unglück nicht abgewandt werden, sondern es ist dieß nur möglich, wenn man dem Grafen Heinrich eine vertraute Botschaft nach Reichenweiher schickt, die ihn von Allem unterrichtet. Gegen Euch selbst führt Graf Eberhard, Euer Gemahl, nichts im Schilde, und auch mein Stiefkind Marie mögt Ihr, ich will es zugeben, durch das Ansehen Eurer Person vor dem tollen Heiraths-Andringen des Hans von Stetten schützen können, aber ich wiederhole es Euch, den Raub des jungen Eytel-Heinz könnt Ihr nimmermehr hintertreiben, wenn Ihr

nicht dem Grafen Heinrich von Mömpelgard von Allem benachrichtiget."

„So lasse ich meinen Reisemarschall rufen," sprach die Gräfin Elisabeth, „und sende ihn mit geheimer Botschaft nach Reichenweiher."

„Das könnt Ihr, aber nicht vor dem morgenden Tage, und dann ist es zu spät" versetzte die Wittwe. „Die Sub-Priorin und der Hans sind vorsichtig gewesen. Sie haben Eure männliche Begleitung in einem besonderen Gebäude untergebracht, das von dem Kloster getrennt ist, und in der Nacht kann keine Botschaft zu ihnen gelangen, als nur allein durch die Priorin, welche die Schlüssel in jenes Gebäude in Händen hält. Und meint Ihr wohl, die Oberin werde Euch diese Schlüssel herausgeben? Im Gegentheil, sie wird Euch entweder geradezu den Gehorsam verweigern oder doch wenigstens dafür sorgen, daß Eurem Reisemarschall keinerlei Kunde von Eurem Begehr vor Morgen früh zukommt. Glaubt mir, ich habe die Sache von allen Seiten wohl erwogen und gefunden, daß es nur Einen Ausweg gibt. Eine von uns dreien muß das Wagstück unternehmen und nach Reichenweiher eilen, den Grafen Heinrich von Allem zu unterrichten. Und wer wäre bereiter dazu, als ich selbst? Aber wenn sie mich heute Nacht bei ihrem Abreiten vom Gasthaus zum Salmen vermissen, so werden sie Verrath wittern und das Uebel wird nur immer ärger. Drum muß ich, um sie sicher

zu machen, in das Gasthaus zurückkehren, und mich stellen, als wäre ich noch immer Eine der Ihrigen."

„Dann will ich es sein, welche die Botschaft übernimmt," rief Marie von Hagenbach, kühn hervortretend. „Nennt mir Mittel und Wege, wie ich nach Reichenweiher gelangen kann, und falsche Scham soll mich nicht abhalten, alsobald dahin aufzubrechen."

„Du bist die Tochter deines Vaters, Marie," sprach die Wittwe von Hagenbach, „und ich habe nichts Anderes von dir erwartet. Es ist ein kühnes Unternehmen für ein einzelnes Mädchen, aber Gott wird dich beschützen und vielleicht fällt diese That so schwer ins Gewicht, daß der Herr einen Theil meiner früheren Vergehen ausstreicht zum Lohne für diesen ersten Versuch meiner Besserung. Nun höre mir zu. Ich werde dich sicher und unbeschrieen hier aus dem Kloster bringen, daß kein Mensch deine Abwesenheit auch nur ahnt. Wir eilen in das nahe Dörfchen Oos, wo ein armer Fuhrknecht wohnt, dem mein Vater einst eine große Wohlthat erwies. Er besitzt ein Bauernwägelchen und ein flinkes Roß. Ich weiß das, denn ich habe ihn erst vor zwei Tagen auf seine besondere Bitte besucht. Von seinen zwei Töchtern gibt dir Eine einen Anzug, daß du wie eine Bauerndirne aussiehst, und der Vater führt dich auf nächstem Wege dem Rheine zu und über diesen hinüber nach Reichenweiher. Wer dir begegnet, wird dich nicht erkennen, und Gott, der das Unrecht

unterdrückt, wo es zu wuchern anfängt, wird dich zu seinem Werkzeug annehmen, die schlimme Absicht der Bösewichter, welche sich zum Untergange des württembergischen Hauses verschworen haben, zu vereiteln."

Marie von Hagenbach erklärte sich augenblicklich bereit, aber lange wollte die Gräfin von Württemberg nicht einwilligen; endlich aber ließ sie sich doch überreden. Es galt ja der Rettung des jungen Erben des Hauses Württemberg! Inzwischen war es späte Nacht geworden und im ganzen Kloster war Alles längst zur Ruhe gegangen. Marie von Hagenbach kniete wieder, um von ihrer Pflegemutter Abschied zu nehmen.

„Halt," rief diese und wandte sich plötzlich der Wittwe von Hagenbach zu. „Kniee ebenfalls nieder," befahl sie derselben, ihr ein Crucifix vorhaltend, „und schwöre mir, daß keine Falschheit in deinem Herzen, sondern Alles Wort für Wort wahr ist, wie du es erzähltest."

„Verflucht sei meine Seele und verdammt mein Körper, so ein Funke von Falschheit in dieser Sache in mir ist," sprach die Wittwe, die Hände feierlich zum Schwure emporhebend.

Nun erst segnete Frau Elisabeth ihre Schutzbefohlene und gab ihr damit ihre Entlassung.

„Folge mir sonder Furcht, Marie," flüsterte die Wittwe von Hagenbach, die verschlossene Thüre aufriegelnd. „Halte

dich fest an mich, denn ich weiß in diesem Kloster auch in der Dunkelheit Bescheid."

Und sie wußte in der That guten Bescheid, denn sie fand sich ohne Licht durch die dunklen Gänge zurecht und gewann bald die Treppe, Marien an der Hand führend. Unten an der Treppe in dem Verschlage der Pförtnerin brannte Licht. Aber man sah, wie diese selbst in ihrem warmen Stübchen fest eingeschlafen war. Leise schlich sich die Wittwe voraus und löschte das Licht, welches vor dem Pförtnersfensterchen brannte. Nun weckte sie die Pförtnerin. Schlaftrunken tappte diese mit dem Schlüsselbunde an der Thüre herum, bis sie endlich die Oeffnung fand und aufschloß. Mit Marien an der Hand huschte die Wittwe von Hagenbach hinaus. Niemand hatte bemerkt, daß außer ihr noch Jemand das Kloster verließ. — Mit geflügelten Schritten eilten die beiden Frauen dem nahen Dörfchen Oos zu.

Zwölftes Capitel.

Der Ueberfall bei Schlettstadt.

Es war in der Nacht vom sechsundzwanzigsten auf den siebenundzwanzigsten Februar, als in der Burg Reichenweiher schon gleich nach der Mitternachtstunde ein reges Leben stattfand. Diener liefen geschäftig hin und her, in den Stallungen herrschte Leben, und an den meisten Fenstern sah man Lichter. Graf Heinrich von Mömpelgard hatte nehmlich, wie wir wissen, beschlossen, der Gesandtschaft seines Vetters, des Grafen Eberhard im Bart, seinen Sohn zu übergeben, und diese Gesandtschaft wollte heute Nacht lange vor Tagesanbruch abreiten, um noch am selbigen Tage die gute Stadt Straßburg zu erreichen. Das war nun natürlich für die Einwohner von Reichenweiher, und besonders für die Dienerschaft im Schlosse, ein Ereigniß gar merkwürdiger Art, denn alle Bewohner der Stadt sowohl als der Burg hingen mit großer Liebe an ihrem Herrn, und hatten mit fast noch größerer Anhänglichkeit an der verstorbenen Frau Elisabeth gehangen.

Jedermann wollte also das Kind der vielgeliebten Frau und Herrin, welche auf so traurige Art ihr Leben verloren hatte, noch einmal sehen. Vielen standen Thränen in den Augen und alle bewunderten die Seelengröße ihres Herrn, des Grafen Heinrich, daß er es über sich gewinnen konnte, sich von dem einzigen Söhnlein zu trennen, um der Wohlfahrt des Landes Württemberg willen. Endlich war das Frühstück vorüber, das man den drei geistlichen Herren und ihrem Gefolge bereitet hatte, und dieselben verfügten sich in den Schloßhof, wo ihre Pferde gesattelt standen. Auch ein mit zwei starken Rossen bespannter Wagen war da, auf welchem die Wärterin des jungen Eitel-Heinz mit dem letzteren Platz nehmen sollte. Aber gerade diese beiden Hauptpersonen fehlten noch und wollten nicht erscheinen. Schon flüsterte man sich ins Ohr, daß es am Ende den Grafen doch noch gereut haben werde, sein einzig Kind von sich zu geben, was auch eine fast übermenschliche Zumuthung sei. Schon riefen Einige der Umstehenden halblaut, die Herren Räthe des Grafen Eberhard von Stuttgart möchten nur wieder unverrichteter Dinge abziehen, da man ihrem Herrn, dem Grafen Heinrich, für den schweren Verlust seiner Gattin doch einigen Ersatz gönnen müsse. Da öffnete sich oben das Hauptportal und Graf Heinrich stieg langsam und feierlich die breite Freitreppe herab. Vier Diener leuchteten ihm mit Fackeln voraus, so daß Niemanden die fast todtenähnliche Bleichheit seines Gesichtes

entging. Auf den Armen trug er den jungen Eytel-Heinrich, welcher in viele Decken eingewickelt ruhig schlummerte. Hinter ihm gingen seine treuesten Diener, die Gesichter mit ihren Tüchern verhüllt, denn die Stunde des Abschieds war gekommen!

Die ganze Nacht hatte Graf Heinrich im Zimmer seines Sohnes an dessen Wiege zugebracht. Niemand durfte mit ihm wachen. Jedermann, auch die Wärterin, war aus dem Gemach gesandt worden; — der Vater wollte mit seinem Kinde allein sein! Was da in der Seele des Grafen vorging, Gott allein weiß es! — Als man zwei Stunden nach Mitternacht, so wie er zuvor schon befohlen, ins Zimmer trat, um ihm zu melden, daß Alles parat sei und nur noch auf den Knaben warte, fand man ihn auf seinen Knieen vor dem Bette des Knaben liegend, das Gesicht in dessen Kissen gedrückt. Dreimal mußte man ihn anrufen, ehe er Antwort gab; er hörte nichts von der Außenwelt, er lebte nur in dem Gedanken an seinen Erstgebornen! Jetzt nahm er den Knaben auf seinen Arm und hüllte ihn sorgfältig ein, dann küßte er ihn auf Mund, Stirne und Augen und schritt mit ihm in den Schloßhof hinab. Eben setzte sich die Wärterin auf den Wagen, der mit Polstern, Kissen und Stroh wohl versehen war, und streckte die Hände aus, um den Buben in Empfang zu nehmen; allein der Graf nahm keine Rücksicht auf sie, sondern schritt mit festem, obwohl langsamem Tritt

auf den vornehmsten der drei Gesandten zu, und übergab diesem den Knaben.

„Hier, Herr Probst und Stiftsprediger Doctor Werner Wyk von Stuttgart,“ sagte er mit feierlicher Stimme, „hier übergebe ich Euch meinen Sohn Eytel-Heinrich und lege ihn selbst in Eure Arme, daß Ihr ihn heil und sicher meinem Vetter Eberhard dem Bärtigen in Stuttgart überliefert. Schwört mir, all' Eure Sorgfalt darauf zu verwenden, daß ihm kein Unfall widerfahre.“

„So weit es an mir liegt und in meinen Kräften steht, Herr Graf Heinrich von Württemberg und Mömpelgard,“ erwiederte der Stiftsprediger mit gehobenem Tone; „so weit will ich den jungen Herrn schützen und für ihn sorgen, als wie für das theuerste Gut, das mir anvertraut werden könnte. So wahr mir Gott helfe.“

„So nehmt ihn hin, hochwürdiger Herr,“ fuhr Graf Heinrich fort, „und überbringt ihn meinem theuren Vetter. Sagt ihm, wenn ich ihm das Blut meines Herzens senden würde, so würde ich ihm doch nicht mehr senden, als ich thue, indem ich ihm meinen Buben zum Eigenthum übergebe. Es ist das Fleisch meines Fleisches, das Blut meines Blutes, mein Alles, was für mich noch Werth hat auf dieser Welt.“

„Ich weiß es, hoher Herr,“ sprach der Probst von Stuttgart mit gerührter Stimme, „und mein Herr und Graf Eberhard von Württemberg weiß es ebenfalls. Es gibt Niemanden,

der Euere Hochherzigkeit mehr bewundert, als Graf Eberhard im Barte."

Noch einmal beugte sich Graf Heinrich über den Knaben, der jetzt der Wärterin auf den Wagen übergeben wurde. Lange sah er denselben ins Gesicht, und der Bube, als ob er es im Schlafe spüre, wer ihm ins Angesicht schaue, verzog den Mund zu einem sanften Lächeln.

„Nun zu Rosse, Ihr Herren," rief jetzt der Graf, „und Gott befohlen. Reitet scharf zu, daß Ihr noch zu guter Zeit Straßburg erreichet, obwohl bei dem Frieden, der überall herrscht, an eine Gefahr von keiner Seite zu denken ist."

Noch war aber der Ton seiner Worte nicht verhallt, so sollte deren Inhalt gleichsam auf der That Lüge gestraft werden; denn kaum waren die Herren mit ihren Dienern zu Pferde gestiegen und kaum hatte sich der Zug ein Paar Schritte in Bewegung gesetzt, so erscholl eine vor Aufregung fast schreiende Frauenstimme, welche den Männern Halt gebot, und in demselben Augenblicke rannte ein Mädchen in gewöhnlicher Bauerntracht in den Schloßhof, welche sich wie verzweifelt geberdete.

„Verrath, Verrath!" keuchte das Mädchen. „Gebietet dem Zuge zu halten, Graf Heinrich, sonst ist Euer Sohn verloren."

„Gott und alle Heiligen!" schrie Willibald von Sperberseck, „das ist die Stimme Mariens von Hagenbach."

Er stürzte auf das anscheinende Bauernmädchen zu, das sich vor Erregung und vielleicht auch Ermattung kaum noch auf den Füßen zu halten vermochte. Auch Graf Heinrich war in einem Momente an ihrer Seite und die beiden Männer unterstützten sie, daß sie nicht umsank.

„Ihr habt einen Verräther in Eurer Mitte, Graf Heinrich," flüsterte Marie, denn sie war es in der That, obwohl sie in der ungewohnten Tracht nur das Auge eines Liebenden erkennen konnte. „Laßt augenblicklich die Thore schließen, so will ich Euch Alles erklären. Aber gelobt sei Gott in alle Ewigkeit, ich bin nicht zu spät gekommen, der Knabe ist gerettet."

Mit diesen Worten, die sie nur mühsam hervorkeuchte, sank sie zusammen und wäre wohl zu Boden gestürzt, wenn sie Ritter Willibald nicht in seinen Armen aufgefangen hätte. Man brachte sie alsbald ins Schloß, wo sie, nachdem man ihr einige stärkende Tropfen eingeflößt hatte, in wenigen Minuten schon wieder zu völliger Besonnenheit zurückkehrte. In dem Augenblicke aber, da man das Mädchen dem Schlosse zuführte, sah man beim Schein der Fackeln einen Mann, der sich eilenden Schrittes der Zugbrücke näherte und dabei so viel möglich die Dunkelheit zu gewinnen suchte, als ob er Ursache hätte, nicht näher gesehen zu werden; allein dem Falkenblicke des Grafen Heinrich war er deßwegen doch nicht entgangen.

„Die Zugbrücke hinauf," donnerte seine Stimme, „und die Thore geschlossen. Alle meine Leute sollen sich im großen Saale versammeln."

Dem Befehle wurde augenblicklich Folge gegeben und die Herren, die so eben hatten abreiten wollen, saßen wieder ab, der junge Eytel-Heinz aber ward in sein Zimmer zurückgebracht. Graf Heinrich selbst begab sich in das Gemach, in welches man das Bauernmädchen gebracht hatte und wohin der alte Veit Hornberger eben Speise und Trank zu ihrer Erquickung brachte. Der Neugierigen standen genug herum, allein der Graf hieß Jedermann hinausgehen, außer ihm selbst und seinem Marschall Willibald. Dem alten Veit, dem langjährigen treuen Diener, verweigerte man den Eintritt natürlich auch nicht.

„Du hier, Marie von Hagenbach," rief der Graf voll tiefen Erstaunens; „du hier und in der Kleidung eines Bauernmädchens?"

„Gott hat mich zu seinem Werkzeuge erwählt, hoher Herr, um Euern Sohn vom Verderben zu retten," erwiederte Marie mit freudigem Erröthen.

Nun erzählte sie, wie alles gekommen war, vom Anfang an, bis jetzt. Ihre Stiefmutter hatte es richtig so weit gebracht, daß der Fuhrknecht in Oos es gegen Geld und gute Worte unternahm, Marien nach Reichenweiher zu führen. Auch trat, natürlich ebenfalls gegen eine gute Belohnung, eine

der Töchter des Mannes gerne ihren Sonntagsstaat ab, um Marien dadurch unkenntlich zu machen. Allein die Hoffnung der Letzteren, binnen vierundzwanzig Stunden in Reichenweiher einzutreffen, wurde nicht erfüllt, denn schon nach einer Fahrt von wenigen Stunden mußten sie in einem Dörfchen, wo sie die Pferde fütterten, längere Zeit anhalten, um nicht dem Grafen Eberhard dem Jüngern und seinen Leuten, die kurz nach ihnen in demselben Dorfe einritten, zum Glück aber sich nicht lange verweilten, in die Hände zu fallen. Hiedurch gingen beinahe zwei volle Stunden verloren, und da der Fuhrmann von nun an, um ein nochmaliges Begegniß mit Eberhard dem Jüngern zu vermeiden, Nebenwege einschlug, so erlitt in Folge dessen die Reise Mariens natürlich wieder manchen Aufenthalt. Das Hauptunglück traf sie aber erst, als sie Reichenweiher bis auf wenige Stunden erreicht hatten, indem an dem leichten Wägelchen bei den schlechten Wegen und der dunklen Nacht eine Axe brach, wodurch das Weiterfahren ganz unmöglich wurde. So machte sich denn das Fräulein, muthig und entschlossen wie sie war, allein und zu Fuße auf den Weg, da sie wohl wußte, daß jede längere Verzögerung die Gefahr nur vergrößerte, und in der That gelang es ihr auch, wie wir gesehen haben, noch glücklicherweise zu rechter Zeit einzutreffen. Die große Mühe und Sorge, welche sie durchgemacht, war also doch noch von Erfolg gekrönt worden.

Eine tiefe Rührung überkam den Grafen, als Marie ge-

endigt hatte. Er faltete inbrünstig die Hände und dankte Gott für seine große Gnade und Barmherzigkeit.

„Marie," sagte er sodann zu dem vor Freude und Stolz erröthenden Mädchen. „Marie, du hast mehr gethan, als der klügste und stärkste Mann hätte thun können, und wie du ein Engel bist an Güte und an Schönheit, so bist du ein Held an Verstand und Ausdauer. Darum, hier hast du meine Hand, du magst künftig von mir erbitten, was du willst; jedes Ding, was es auch sei, zum Voraus schwöre ich, es dir zu erfüllen, und sollte Leib und Leben darauf gehen. Das thue ich und Gott möge mich in meiner letzten Stunde verlassen, so ich mein Wort nicht halte."

„So vereinigt Eure Bitte mit der meinigen, edles Fräulein," rief jetzt der alte Veit Hornberger, dicht vor den Grafen hintretend und ein Knie vor ihm biegend. „Und auch Ihr, Marschall von Sperberseck, helft mir unsern Herrn anflehen, daß er thut, was ich ihm vorschlage. Herr Graf Heinrich," fuhr er fort, als die Andern ihn erstaunt ansahen, „Ihr seid jetzt gerührt und voll Milde, aber in wenigen Minuten wird der Zorn über die Verräther Euer Herz entflammen und dann werdet Ihr Euch selbst nicht mehr kennen. Ihr werdet ihnen entgegen reiten, um Euer Recht mit der Faust in der Hand zu behaupten; das Schwert wird entscheiden müssen, und Mann gegen Mann werdet Ihr kämpfen, es möchte auch auf dem Spiele stehen, was da wollte. Wer kann nun da zum

Voraus wissen, wohin der Sieg fällt? Und wenn nun zufällig das Glück gegen Euch wäre, denn man hat schon oft gehört, daß das Unrecht triumphirte, und wenn Euch demnach ein Leids widerführe, wer soll dann Euer Söhnlein schützen? Bedenkt doch, Herr Graf, die Schlechtigkeit Eurer Feinde ist groß, und noch größer ist ihre List und Gewaltthätigkeit. Sie werden nicht ruhen und rasten, als bis sie ihren Zweck erreichen; kein Mittel wird ihnen zu schlecht, und keine Heimtücke zu gefährlich sein. Hiegegen gibt es nur Eine Hülfe, nehmlich die, daß Ihr den jungen Eytel-Heinrich in Hände legt, mit welchen in Berührung zu kommen Eure Feinde eine Todesangst haben, und wessen Hände das sind, das wißt Ihr selbst am besten. Darum gebt den Gedanken nicht auf, den holden Knaben Eurem Vetter, dem Eberhard im Barte, zu überantworten. Ergreift die Gelegenheit, die Euch jetzt geboten ist, die beste, die es je geben kann. Alle Eure Feinde warten auf den Buben bei Schlettstadt. Dort haben sie ihre Macht concentrirt. Es gibt ja keine andere fahrbare Straße! Aber ich kenne jeden Weg und Steg im badischen Ländchen, sowie auf dem Schwarzwald; ich kenne Waldpfade und Fußsteigen, welche kein Reiter zu betreten wagen darf, viel weniger ein Fuhrwerk. Ich habe ja mit dem alten Herrn, Eurem Schwieger, viele Jahre lang den ganzen Schwarzwald in die Kreuz und Quere durchstreift und bin bei der Windeck mitten in den Bergen drin aufgewachsen. Eure Feinde meinen, es sei

gar nicht anders möglich, Ihr müßt die Straße über Schlettstadt einschlagen, ich aber bringe, während die Feinde dort lauern, den Knaben über die Hornisgrinde und am wilden und Mummelsee vorbei heil und sicher ins Murg- und Enzthal hinab, mitten ins Herz des Württemberger Landes und kein Härchen soll ihm gekrümmt werden, dafür bürge ich mit meinem alten Kopfe. Ist er aber erst einmal in den Händen des Grafen Eberhard im Bart, so hat's mit der Verfolgung ein Ende, denn das ist ein gar stattlicher und mächtiger Fürst, der mit solchen Straßenräubern kurzen Prozeß machen würde."

„So wahr Gott lebt, der alte Mann hat nicht Unrecht," murmelte Graf Heinrich. „Aber wie willst du meinen Sohn auf den nur für Fußgänger gangbaren Wegen des Schwarzwalds fortbringen?" setzte er laut hinzu. „Du, ein einzelner schwacher Mann?"

„Auf meinem Rücken will ich ihn tragen," sprach Veit Hornberger mit dem Feuer der Jugend; „in einem Korbe, wie solche bei den Weingärtnern und Bauern meiner Heimath im Brauche sind. In einen solchen Kreben werde ich den Buben betten und kein Mensch soll dran denken, daß ein Kind in dem Korbe ist, so sorgfältig will ich dasselbe einhüllen und verdecken. Allein kann ich's freilich nicht thun, dazu bin ich zu schwach und alt geworden; aber gebt mir einen Gehülfen und besonders eine Gehülfin, die für den

jungen Herrn sorgt und ihn unterwegen mit Speise und Trank versieht, so steh' ich Euch dafür, eine sicherere Beförderung nach Stuttgart könnt Ihr nicht finden; denn wenn wir uns Alle so kleiden, wie das Fräulein gekleidet ist, so hält man uns für eine Bauernfamilie aus einem der benachbarten Orte, die ihren Geschäften nachgeht, und keiner Seele fällt es ein, uns auch nur auszufragen."

„Die Gehülfin will ich sein," rief Marie von Hagenbach begeistert, „und so lange stelle ich deine Tochter vor, bis wir das Endziel unserer Reise erreicht haben."

„Dann nimm mich als deinen Knecht unters Commando, alter Veit," setzte Willibald hoch erröthend hinzu. „Ich verspreche, dir in Allem folgsam und gehorsam zu sein, wie ein Sohn, und nie soll mir eine Bürde eine süßere gewesen sein, als der Kreben, in dem ich den jungen Heinz tragen werde."

Graf Heinrich ging mit langen Schritten auf und ab. „Der Knabe gehört nicht mehr mein," sagte er endlich entschlossen; „ich habe ihn an Württemberg übergeben und Württemberg soll ihn erhalten. Rufe mir die drei geistlichen Herren; aber bestelle sie so, daß Niemand weitere Kunde davon erhält. Sind sie derselben Meinung, wie ich, so vertraue ich Euch Dreien, was ich mir selbst nicht anzuvertrauen wage."

Der Probst von Stuttgart und seine zwei Begleiter

erschracken nicht wenig, als sie die außerordentliche Nachricht von dem Hinterhalte, in den sie hätten fallen sollen, vernahmen. Nunmehr aber erinnerten sie sich ganz deutlich eines bösen Gerüchts, das schon bei ihrer Durchreise durch Straßburg zu ihren Ohren gedrungen war und welches von schlimmen Absichten des Grafen von Thierstein sprach. Voll Freude billigten sie den Plan des alten Veit, der, so gefährlich er auch auf den ersten Blick aussah, doch bei weitem der sicherste war. Ausgemacht wurde zugleich, daß sie sich Alle in Wildbad treffen und dort zusammenkommen wollten, um die Reise nach Stuttgart vollends gemeinschaftlich zu machen.

„Der Kühnste gewinnt immer, Herr Graf Heinrich," sagte Conrad Thomann, der Kaplan, ein vielleicht weniger hochwürdig, als kriegerisch aussehender Herr. „So hege ich die volle Zuversicht, daß der junge Herr wohlbehalten über den Schwarzwald entkommen wird. Mir aber, hoffe ich, leiht Ihr ein Schwert, damit ich auch meinen Streich führen kann, wenn wir auf die Wegelagerer bei Schlettstadt losgehen; denn daß Ihr die mit aller Eurer Kraft fassen werdet, das sehe ich Euch an den Augen an, Herr Graf."

„Diese und den Verräther in meinen eigenen Mauern," erwiederte der Graf mit rollenden Augen. „Geht nun in den großen Saal, ihr Herren Abgesandte. Dort werden, wie ich befohlen habe, alle meine Leute versammelt sein; sorgt

dafür, daß Niemand in der nächsten Viertelstunde sich aus dem Saale entferne oder gar auf das Acht habe, was außerhalb desselben vorgeht; denn auch nicht Einer, außer uns Sechsen, darf ahnen, daß mein Sohn auf geheime Weise aus dem Schlosse geschafft wird."

Der Probst mit seinen Begleitern entfernte sich, und nun erst entwickelte Graf Heinrich seine ganze Rührigkeit. Vor Allem ruhte er nicht, als bis Willibald und Veit in den Kleidern steckten, welche sie anzulegen genöthigt waren. Es war dieß aber gar leicht zu bewerkstelligen, da die ganze Einwohnerschaft von Reichenweiher aus Landleuten bestand. Auch ein Kreben oder Korb, wie ihn die Bauern dort herum im Brauche hatten, war gleich zur Stelle, und nun ging Graf Heinrich selbst, um seinen Sohn zu holen. Den Wärterinnen desselben befahl er kein Stillschweigen; eine solche Maßregel wäre ihm zu unsicher gewesen! Er schloß sie vielmehr frischweg in ihr Zimmer ein, so daß sie thatsächlich verhindert waren, zu plaudern. Nun legte man den Knaben gar sorgfältig in den Korb und bettete ihn ganz warm. Auch Milch für denselben und andere Nahrungsmittel für die Erwachsenen wurden eingepackt, und diese letzteren Dinge trug Marie von Hagenbach in einem Armkorbe an der Hand. Den Kreben, worin der junge Eytel-Heinz lag, nahm Willibald auf den Rücken, während der alte Veit mit einem dicken Knotenstocke, „den Familienvater vorstellend", nebenher ging.

Nunmehr, als Alles so geordnet war, winkte ihnen Graf Heinrich, ihm stillschweigend zu folgen. Er selbst ging voran, aber merkwürdiger Weise ging er nicht der großen Treppe zu, welche in den Schloßhof hinabführte. Vielmehr öffnete er, durch den Druck einer Feder, eine schmale, in die Wand eingelassene Thüre in seinem eigenen Schlafgemache, welche auf eine enge gewundene Treppe führte, die in die Eingeweide der Erde hinabzugehen schien. In der That war es auch so, denn das Schloß Reichenweiher besaß natürlich, wie die andern Burgen der damaligen Zeit, ebenfalls seinen Geheimausgang, der auf Fälle der Noth die Burg mit der Außenwelt verband, und welcher immer nur dem Burgherrn und seinem nächsten Erben bekannt war. Diesen geheimen Weg nun führte sie Graf Heinrich von Mömpelgard, nachdem er vorher eine Fackel angezündet hatte, da gar eine tiefe Dunkelheit in dem niederen, feuchten Gange herrschte. Tief ging es hinab, thatsächlich bis in das Innere der Erde, nämlich unter dem Schloßhofe und unter dem Schloßgraben durch bis in ein Wäldchen, welches außerhalb Reichenweiher lag. Dort verschloß eine verborgene eiserne Thüre den Ausgang; sobald aber diese geöffnet war, standen sie auch im Freien.

„Marie," flüsterte nun der Graf, „du mußt todmüde sein von deinem letzten Gange und die ganze Nacht hat dich kein Schlaf erquickt. Ich muthe dir viel zu, und nie, nie

kann ich es dir vergelten; aber es ist Einer über uns, der alle Thaten der Menschen in sein grosses Buch einträgt, und Der wird dein nicht vergessen. Dir, Willibald, sage ich Nichts. Du warst mir seit zwölf Jahren treu wie Gold; dein ganzes Leben war eine Aufopferung für mich. Aber ich weiß, nach was deine Sehnsucht geht im Geheimen, wenn du auch zu bescheiden bist, es zu offenbaren, und ich sage dir, dir soll dein höchster Wunsch in Erfüllung gehen. Was nun endlich dich betrifft, Veit Hornberger, so bist du ein Erbstück von meiner seligen Frau Elisabeth, und uns kann nur der Tod trennen. Ich gebe dir keine Verhaltungsmaßregeln, sondern verlasse mich ganz auf deine Klugheit; nur Eines bitte ich dich, schone die Kräfte Mariens, damit sie nicht der allzu harten Anstrengung unterliege. Und nun lebt wohl, Gott nehme Euch in seinen Schutz und führe Euch wohlbehalten nach Wildbad."

So schieden sie. Noch einen leisen Kuß hauchte Graf Heinrich auf die Stirne seines süß schlafenden Eytel-Heinz und dann schritten die Dreie leise und still in die dunkle Nacht hinein; der Graf aber schloß die eiserne Pforte hinter sich und eilte durch den geheimen Gang nach dem Schlosse zurück. Lange schon harrten seine Leute im großen Saale seiner Ankunft. Ein düsteres Gemurmel ging durch ihre Reihen, und der Name „Verräther" ward mehr als einmal geflüstert. Wer aber dieser Verräther sei, konnte Keiner von

ihnen enträthseln und Keiner wagte den Andern zu beschuldigen. Nicht Einer hatte sich entfernt, so lange Zeit es auch andauerte, bis der Graf erschien. Es wäre aber auch vergeblich gewesen, wie Jeder von ihnen wohl wußte, denn da alle Thore geschlossen und die Zugbrücke aufgezogen worden war, so konnte unmöglich Jemand aus der Burg entrinnen. So warteten denn die Versammelten in aller Stille und Ruhe, bis Graf Heinrich erschien; doch hatten sich die vornehmeren Bediensteten um die drei Gesandten von Stuttgart geschaart, und unterhielten sich hie und da flüsternd, während die niedereren Dienstmannen getrennt standen und Jeder wie mißtrauisch auf seinen Kameraden blickte. Jetzt trat der Graf ein und stellte sich auf den erhöhten Platz am Ende des Saales, wohin ihm die Gesandten und höheren Bediensteten alsobald folgten. Sein Antlitz war bleich wie der Tod. Vielleicht hatte ihn der Abschied von seinem Kinde so angegriffen oder war es die Aufregung über die Scenen, die nun kommen sollten. Lautlos stand die Versammlung.

„Christoph Martin, tritt vor," sprach Graf Heinrich. Sein Ton war ruhig, fast kalt, aber man sah, wie er die Zähne übereinander biß, und wie seine Stirnader zu schwellen begann.

Langsam, mit fast schlotternden Knieen näherte sich Einer aus der niederen Dienerschaft, der bisher ganz allein gestanden hatte.

„Christoph Martin, wie lange bist du in meinen Diensten?“ fuhr der Graf, anscheinend immer noch gelassen, fort.

„Seit einem Jahre,“ flüsterte der Andere kaum hörbar.

„Gabst du nicht an,“ sprach der Graf weiter, „gabst du nicht an, als du meine Dienste nachsuchtest, du seiest früher bei meinem Bruder gestanden, aber habest das liederliche Leben daselbst nicht länger mit ansehen können?

„Das habe ich gethan,“ erwiederte der Gefragte, mehr und mehr erbleichend.

„Hattest du, während du in meinem Sold standest, über irgend etwas zu klagen?“ fragte nun abermals der Graf. „Hast du deinen Lohn nicht zu rechter Zeit empfangen, oder bist du härter und anstrengender gehalten worden, als einem Dienstboten geziemte?“

„Ich hatte über Nichts zu klagen,“ versetzte der Dienstmann leise, wie wenn ihm die Zunge den Dienst versagte. „Ich ward immer gut gehalten, und besser als mir gebührte.“

„Nun sag' an, Christoph Martin“, fuhr der Graf mit gehobener Stimme fort, und seine Augen fingen an unheimlich zu leuchten; „wann hast du den Mann zum letzten Mal gesehen, den sie den Kanzler Doktor Holzinger nennen?“

„Uebt Erbarmen, Herr Graf,“ flehte nun der Gefragte und sank auf seine beiden Kniee nieder. „Ich will Euch Alles gestehen.“

„Wer war das Weib, das du als eine Zigeunerin in

unsere Burg brachtest?“ donnerte der Graf und aus seinen Augen sprühte es wie Wetterleuchten. „Wer war der Elende, der sie begleitete?“

„Gnade, Gnade!“ heulte jetzt der Dienstmann und rutschte auf seinen Knieen näher.

„Bitte Gott um Gnade, ich habe keine für einen Verräther,“ schrie Graf Heinrich, und wie ein Blitz zückte er sein breites Schlachtschwert und holte zu einem furchtbaren Hiebe aus. Ohne Zweifel hätte er auch dem verrätherischen Burschen mit Einem Schlage das Haupt vom Rumpfe getrennt oder doch den Kopf gespalten, wenn der Elende nicht seine beiden Hände Gnade flehend emporgestreckt und damit seinen Tod verhindert hätte. Das aber konnte er nicht hindern, daß der linke Arm wie ein dünnes Stäbchen durchhauen wurde und die Hand weit weg flog. Sogar an der Rechten ward noch der Knochen zersplittert. Mit einem furchtbaren Wehgeheul stürzte der Verwundete zusammen.

Mit Bangen und Entsetzen hatten die Umstehenden den Fragen gehorcht, welche der Graf an den Dienstmann richtete. Wie aber das Schwert durch die Luft sauste und den Elenden darniederschlug, da ertönte ein allgemeiner Angstschrei, und die, welche dem Grafen am nächsten standen, drängten sich hart an ihn, um ihn von einem weiteren Schlage abzuhalten.

„Um Gott, Herr Graf,“ rief Doktor Bernhard Schöferlein,

„Ihr werdet den Mann doch nicht tödten wollen, ohne ihm die letzten Tröstungen der Religion zu vergönnen?"

Der Graf aber hörte nicht darauf. „Tod allen Verräthern!" schrie er. „Werft den Hund in das Burgverließ und laßt ihn dort bei Wasser und Brod liegen, bis wir von unserem Zuge wiederkehren. Und nun, meine Männer, auf, zu Rosse! Legt Eure besten Harnische an und wählt Eure schärfsten Schwerter. Gott hat es so gefügt, daß heute mein Todfeind in meine Hände fallen soll, und wahrlich wir wollen die Fügung Gottes nicht zu Schanden machen."

Alsobald traf er, so aufgeregt er auch war, mit großer Umsicht und Klarheit die nöthigen Anordnungen. Er bestellte die, so ihn begleiten, und die, so in seiner Abwesenheit das Schloß bewachen sollten. Sogar das vergaß er nicht, daß er die Wärterinnen in demselben Augenblick aus ihrem Verschluß zu befreien befahl, in welchem er mit seinem Gefolge die Burg verlassen habe. Ja, den höchsten Beweis seiner Klugheit und der Klarheit seiner Sinne gab er damit, daß er einen seiner Leibdiener mit einem geheimen Auftrag betraute, dessen Bedeutung wir bald einsehen werden. Nun erst ließ er sich selbst wappnen, und auch hierin zeigte er die klarste Umsicht, denn er wählte ein schweres, gewichtiges Schwert und denselben Harnisch, den er bei dem Turnier von Stuttgart getragen hatte.

Eine Stunde darauf verließ der Zug das Schloß, und

in furchtbarer Eile ging es Schlettstadt zu. So groß aber auch die Eile war, so durfte doch die Ordnung, die der Graf von Anfang an bestimmt hatte, nicht einen Augenblick lang außer Acht gelassen werden. Voran fuhr der Wagen, welcher ursprünglich für die Wärterin und den Knaben bestimmt gewesen war. Auch jetzt schien die Wärterin nicht zu fehlen nur nahm ihre Stelle ein Dienstmann — derselbe Leibdiener, welchen Graf Heinrich mit einem geheimen Auftrag beehrt hatte — ein, welchem eine Haube aufgesetzt und ein Weiberrock übergeworfen worden war; und in den Kissen, welche das Wickelkind hätten umschließen sollen, lag ein dicker Strohwisch versteckt, dem so viel möglich die Gestalt eines menschlichen Körperchens gegeben worden war, so daß von der Ferne wenigstens Niemand unterscheiden konnte, ob hier eine Täuschung obwalte oder nicht. Unmittelbar hinter dem Wagen ritt der Stiftsprediger Doktor Wyk von Stuttgart, ihm zur Rechten Doktor Schöferlin und zur Linken der Caplan Thomann. Alle drei hatten ihre Amtstracht angethan und die Schwerter, mit denen man sie auf ihr Begehren versehen hatte, waren unter ihren Mänteln verborgen. Nun kam der Graf selbst mit seinen Reisigen und dem Gefolge der drei Gesandten; aber auch hier war dafür gesorgt, daß man die Reiter weniger für Krieger, als für die friedlichen Diener vornehmer Priester ansah; denn man konnte von einem Glanz der Harnische nichts bemerken, da nicht blos jeder der Ritter,

sondern auch die Dienstknechte einen schwarzen Mantel über die Rüstung geworfen hatten, wie sie denn mit solchen der Trauer wegen alle versehen waren. So ging es unaufhaltsam vorwärts ohne Rast und Ruhe, bis man über Schlettstadt hinaus war.

Unterdessen war es heller Tag geworden und die Sonne erglänzte weithin über die Ebene. Von Feinden war aber weit und breit nichts zu sehen. Ohne Zweifel hielten sich diese hinter der Schlucht versteckt, wie es Marie von Hagenbach angegeben hatte. An einem Wirthshaus neben der Straße gönnte man sich einige Ruhe, denn Roß und Reiter waren derselben gleich sehr bedürftig. Dann ging es wieder vorwärts, aber dießmal in angemessener Langsamkeit, denn man wollte den Feinden den Glauben nicht nehmen, daß blos drei hohe Geistliche mit ihrem Gefolge des Weges gezogen kämen. Immer näher kam man der Schlucht, und jetzt bemerkte man deutlich einen Reiter jenseits derselben, der, sobald er den Zug erblickt hatte, mit rasender Eile rückwärts sprengte, ohne allen Zweifel, um den Genossen (so in der bewußten Schenke, deren Wirth von den Wegelagerern zum Voraus gewonnen worden war, hielten) die frohe Mähr zu verkündigen. Nun wurde die Eile noch mehr gemäßigt, und fast Schritt für Schritt ging es durch die Schlucht. Auch ritten sie dicht auf einander gedrängt, denn Graf Heinrich hatte ausdrücklich befohlen, daß Alle so nahe als möglich an

einander halten sollten. Was außerhalb des Hohlwegs vor sich ging, konnte man nicht sehen; deßhalb war auch die äußerste Vorsicht nöthig, damit nicht Jeder einzeln, wie er aus der Schlucht hervorkam, abgefangen würde.

Endlich war das Ende des Hohlwegs erreicht, und es ging nun steil aufwärts. Wie jedoch der Wagen, auf dem die anscheinende Amme und der vermeintliche Säugling befindlich waren, aus der Schlucht herausfuhr, sprengten ihnen plötzlich zehn bis zwölf Gewappnete entgegen, und eben so viele hielten ein Dutzend Schritte davon in der Reserve. Sie waren bisher hinter einer Erderhöhung verborgen gewesen, so daß man sie nicht sehen konnte. Ein Theil von ihnen fiel den Pferden, welche den Wagen zogen, in die Zügel, während einige Andere den Fuhrmann herabzureißen suchten und zu gleicher Zeit nach der Amme und dem Säugling griffen. Die in der Reserve Befindlichen dagegen stellten sich so auf, daß wegen der Schmalheit des Hohlwegs, dessen ganze Breite fast von dem Wagen eingenommen wurde, Graf Heinrich mit seinen Leuten für den ersten Moment unmöglich von seinem Standpunkt hinter dem Wagen an die Spitze desselben gelangen konnte. Somit war die Lage der Angegriffenen keine ganz ungefährliche, und in der That, so plötzlich war der Angriff, so ausgezeichnet gewählt war die Lage des Ortes, und so gut berechnet waren alle Nebenumstände, daß der ganze Zug nothwendig hätte in die Hände der Wegelagerer

fallen müssen, wäre den Ersteren der Ueberfall nicht zum Voraus bekannt gewesen, so daß sie sich auf denselben vorbereiten konnten. Nun aber natürlich gestaltete sich die Sache bald ganz anders, als es sich die Angreifer gedacht hatten. Nicht nur nehmlich griff der Fuhrmann des Wagens, statt sich gutmüthig von seinem Sattelgaule herabreißen zu lassen, nach seinem verborgenen Dolche und stieß den kühnsten seiner Bedränger damit in den Hals, daß er blutend zurückwich, sondern auch die vermeintliche Amme zog urplötzlich ihr bereit gehaltenes Schwert unter ihrer Schürze hervor, und vertheidigte sich damit männlich gegen alle ihre Feinde. Zu gleicher Zeit überwand Graf Heinrich mit seinen Reitern das Hinderniß, welches ihn im ersten Augenblicke gehindert hatte, an die vordere Seite des Wagens vorzubringen, und jetzt kam ihnen Allen die Vorsicht, mit der der Graf den Zug geführt hatte, außerordentlich zu statten. In einem Nu waren die, welche den Wagenpferden in die Zügel gefallen waren, zurückgedrängt, und im Galopp ging es den letzten Rest der steilen Steige hinauf, wo hinlänglich freier Raum war, die Streitkräfte sich entwickeln zu lassen. Diese waren im Ganzen genommen ziemlich gleich, denn auf jeder Seite zählte man etwa fünfzehn Gewappnete oder Reiter, nur konnte man die Partei des Grafen Heinrich in sofern als im Nachtheil befindlich rechnen, weil sie drei Priester zählte, welche nur nothdürftig bewaffnet

waren und es auch wohl nicht verstanden, das Schwert wie Kriegsmänner zu führen.

Augenblicklich begann nun der Kampf „Mann gegen Mann" und, wie es Anfangs schien, mit gleicher Energie und Tapferkeit. Jeder wählte sich seinen Gegner aus und Schwert und Kolben ward gleichmäßig in Anwendung gebracht. Nur zwei der feindlichen Reiter betheiligten sich nicht an dem allgemeinen Kampfe, sondern schienen es gleich von Anfang an mehr auf den Wagen und seinen Inhalt abgesehen zu haben. Es waren dieß vielleicht die bestberittenen und trefflichstbewaffneten der ganzen Cavalcade, und da sie nicht abließen, den Fuhrmann anzugreifen und die Amme zu allarmiren, so gelang es ihnen wirklich nach kurzer Zeit, die Letztere zu Boden zu reißen, so nachdrücklich sie sich auch mit ihrem Schwerte gewehrt hatte. Nun natürlich war es den beiden Reitern ein Leichtes, sich des vermeintlichen Kindes zu bemächtigen, und in frohem Jubel rief der Eine »Hereditage! Hereditage!« Dieses Wort schien die angreifende Partei mit toller Freude zu erfüllen, denn sie wiederholten es Alle mit wüthendem Gebrüll, und drangen nun um so wahnsinniger auf den Grafen Heinrich und seine Mannen ein, so daß sich der Sieg fast zu ihren Gunsten entscheiden zu wollen schien. Allein in demselben Augenblicke stieß der, welcher vorhin »Hereditage!« geschrieen hatte, in höchster Wuth die Worte hervor: „Hölle und Teufel, Eberhard, wir sind betrogen, es ist nur eine Strohpuppe!"

„Was sagst du, Hans?“ schrie der Angeredete, der in der That kein Anderer war, als Eberhard der Jüngere, zurück, indem er, einen wilden Fluch ausstoßend, selbst nach dem angeblichen Kinde griff, um sich durch die eigene Anschauung von der Wirklichkeit zu überzeugen. Wie er jedoch statt eines Kindes eine Strohpuppe in die Hand bekam, schleuderte er diese weit von sich und schrie: „Verrath ist im Spiele, wir sind betrogen, rette sich, wer kann!“

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so sprengte er auch querfeldein, und ihm folgte alsobald der größte Theil der mit ihm Verbündeten. Allen seinen Genossen war dieß aber doch nicht möglich, denn zwei oder drei lagen am Boden und schienen sich nicht mehr rühren zu können, während einigen Andern von ihren Gegnern so hart zugesetzt wurde, daß sie sich von denselben kaum loszuschälen vermochten. Sobald dieß jedoch Einem oder dem Andern gelang, ergriff er das Fersengeld und sprengte querfeldein, die Sache ebenfalls verloren gebend, da der Anführer des Trupps sie durch seine Flucht selbst aufgegeben hatte. Nach kurzer Zeit schon war demnach der Kampf nur noch auf ein einzelnes Kriegerpaar begrenzt, aber — so erbittert und wuthentbrannt war dieser Kampf, daß bald die Andern alle gleichsam als müßige Zuschauer stille hielten, eben so unfähig einzuschreiten, als ihre Blicke von den Kämpfenden abzuwenden. Der Eine derselben war augenscheinlich der Graf Heinrich von Mömpel-

gard, der natürlich jedem der Seinigen wohl bekannt war; der Andere dagegen, der sich durch zwei große Stierhörner auszeichnete, welche am Vordertheile seines Helmes emporragten, konnte unmöglich ein Anderer sein, als der Graf Oßwald von Thierstein, der Todfeind des Grafen Heinrich von Mömpelgard! Immer hitziger und eifriger wurde der Kampf, und bald gestaltete derselbe sich so, daß alle Anwesenden einen großen Kreis um die beiden Ritter bildeten, um dem Ausgang dieses außerordentlichen Streites beizuwohnen. Die Anhänger des Grafen von Thierstein waren längst alle verschwunden, die Angehörigen des Grafen Heinrich hüteten sich aber wohl, es auch nur zu versuchen, dem Kampfe ein Ende zu machen, weil sie natürlich wußten, daß ihr Herr schon seit vielen Jahren einem solchen mit Sehnsucht entgegen sah. Es war ein furchtbarer Anblick, diese zwei kräftigen Männer gleich grimmigen Thieren auf einander losstürzen zu sehen. Bereits bluteten sie selbst, wie ihre Pferde, aus mehreren Wunden, und dennoch setzten sie den Kampf ohne Unterbrechung und ohne einen Anschein von Ermüdung unausgesetzt fort. Da fiel das Pferd des Grafen Oßwald von Thierstein von einem furchtbaren Schlage des Grafen Heinrich auf die Stirne getroffen zu Boden, und mit gleichen Füßen sprang zu gleicher Zeit Graf Oßwald selbst herab, um sich zu Fuße seines berittenen Gegners zu erwehren. Der Kampf wäre nun wohl in wenigen Minuten entschieden gewesen, aber Graf

Heinrich mochte sich solchen Vortheils nicht bedienen, sondern sprang ebenfalls vom Pferde und stellte sich seinem Gegner Mann gegen Mann gegenüber. Abermals entbrannte nun der Kampf mit gleichen Kräften, und ein so furchtbarer war er, daß einen ähnlichen erlebt zu haben keiner der Anwesenden sich denken konnte. Hieb fiel auf Hieb, Keulenschlag auf Keulenschlag, und lange Zeit schien der Sieg unentschieden bleiben zu wollen; da endlich brach dem Grafen Heinrich sein Schwert, und er schien nun der Gnade seines Gegners überlassen. Unaufhaltsam drang dieser auf ihn ein, und die nächste Minute darauf sollte allem Anscheine nach dem Kampfe ein Ende machen. Ein Schrei der Ueberraschung, wenn nicht des Entsetzens, entfuhr den Männern, welche den Kreis bildeten, und Jeder zückte sein Schwert, um ihrem Grafen zu Hülfe zu eilen, aber sie hatten keine Zeit dazu. In demselben Momente nehmlich, da alle Umstehenden wähnten, er sei verloren, erfaßte er den glücklichen Augenblick, warf sein zerbrochenes Schwert fort und führte mit seinem Streitkolben einen solchen todbringenden Schlag gegen seinen Feind, daß dieser betäubt augenblicklich zu Boden sank. Nun war der Streit mit einem Male entschieden. Graf Heinrich kniete seinem Gegner auf die Brust, und in derselben Sekunde schon senkte sich sein Dolch tief in das Herz Oßwalds von Thierstein. Ein paar Augenblicke noch, und dieser hatte aufgehört zu athmen.

So endigte der Ueberfall von Schlettstadt, von dem die Feinde Württembergs gehofft hatten, daß er dem Emporblühen dieses kleinen Staates, wenn nicht auf immer, doch auf eine geraume Zeit hindernd in den Weg treten werde. Der „Graf Eytel-Heinrich", der nachmalige Herzog Ulrich, ward nicht nur nicht gefangen, sondern im Gegentheil, seine Feinde wurden für immer zu Nichte gemacht, da Graf Eberhard der Zweite oder der Jüngere, nach dem Tode des Grafen von Thierstein es nie mehr wagte, feindselig gegen des jungen Erben Leben oder Existenz aufzutreten. Versank er doch nach diesem letzten Aufflammen seiner Energie immer tiefer in den Schlamm seiner Ergötzlichkeiten und Schwelgereien, um am Ende gänzlich darin unterzugehen! Ganz ohne ein Opfer war aber der Sieg nicht erkauft worden. Zwei oder drei von den Leuten Heinrichs lagen schwerverwundet auf dem Boden und noch Mehrere hatten leichte Blessuren erhalten. Graf Heinrich selbst trug keinerlei erhebliche Verletzung davon, dagegen war sein Harnisch von den Hieben seines gewaltigen Gegners so zerhackt, daß er aussah, als hätten ihn zehn Männer mit schweren Hämmern bearbeitet. Sein Helmbusch war herabgehauen und die Zierrathen an demselben hatten eine solche Verwüstung erlitten, daß man sie gar nicht mehr erkannte. Er achtete dessen aber gar wenig, sondern es war ihm vielmehr, als sei eine schwere Last von seinem Herzen gewälzt. Wußte er nun doch, daß sein ärgster Feind, mit

dem er schon seit mehr als zwölf Jahren in tiefem Hasse gelegen, nicht mehr am Leben sei! Konnte er sich doch denken, daß sein Sohn ohne allen Zweifel gerettet sein werde, da dessen Gegner offenbar von der Flucht über die Höhen des Schwarzwaldes nichts geahnt hatten und ihm also auch den Weg nicht verlegen konnten! Von dem Feinde sah und hörte man nichts mehr. Alle, die wenigen ausgenommen, die auf der Wahlstatt lagen und ihr Leben bereits ausgehaucht hatten, waren geflohen und hatten sich durch die Schnelligkeit ihrer Rosse salvirt. So befahl denn Graf Heinrich, die Verwundeten auf den Wagen zu legen und mit denselben nach Reichenweiher zu fahren, um sie dort zu verpflegen. Auch entließ er den größten Theil seines Gefolges und ritt mit den drei geistlichen Herren, welche übrigens in dem Kampfe keine müßigen Zuschauer geblieben, sondern sich gar wacker ihrer Schwerter bedient hatten, nach Straßburg weiter, von wo aus sie sich dann den andern Tag dem Städtchen und Badorte Wildbad zuwandten, um daselbst die Ankunft der drei Begleiter des jungen Eytel-Heinrich zu erwarten.

Dreizehntes Capitel.

Jung Eytel-Heinz's Einzug in Stuttgart.

Einige Tage nach den Begegnissen, die wir so eben erzählt haben, nehmlich am Morgen des zweiten März des Jahres 1487, herrschte im Schlosse zu Stuttgart eine fast außerordentliche Bestürzung. So eben war die Nachricht angelangt, daß die drei Geistlichen, welche Graf Eberhard nach Reichenweiher gesandt hatte, um den jungen Erben von Würtemberg in Empfang zu nehmen und nach Stuttgart zu bringen, in der Nähe von Schlettstadt räuberisch überfallen und von dem Grafen Oßwald von Thierstein gefangen genommen worden seien. Es war dieß zwar keine ganz bestimmte und officielle Nachricht, sondern mehr nur ein Gerücht, aber es kam von einer Seite, der man Glauben zu schenken volle Ursache hatte. Ueberdieß lag darin schon eine Bestätigung desselben, daß die Feindschaft des Grafen von Thierstein gegen den Grafen Heinrich eine durch eine Reihe von Jahren fortgesetzte und constatirte war. Dachte man dann noch ferner

daran, daß der Herr von Thierstein unter jene herabgekommenen Edelleute gehörte, welchen kein Mittel zu gering und zu schlecht war, durch welches sie sich Geld erwerben und zugleich ihren Leidenschaften Rechnung tragen konnten, so konnte man natürlich kaum daran zweifeln, daß die Nachricht eine nur zu sehr gegründete sei. So wurde die Angst von Minute zu Minute eine größere, und theilte sich am Ende der ganzen Stadt Stuttgart mit, denn in damaliger Zeit, wie auch später, lebte die Bürgerschaft dieser Stadt im engen Verbande mit dem Hofe und theilte Leid und Freud' mit demselben. Den ältern Bürgern fiel natürlich alsobald die Zeit wieder ein, wo die Nachricht von der Gefangennahme Ulrichs des Vielgeliebten durch die Pfälzer bekannt wurde, und mit verdoppeltem Schrecken gedachte man der schweren Unkosten, welche die Auslösung des Grafen dem Lande aufgebürdet hatte. Waren doch jene hunderttausend Gulden noch nicht einmal gänzlich bezahlt, weil eine solche Summe für die damalige Zeit schon eine sehr beträchtliche war und Württemberg sich von jeher mehr durch die Biederkeit seiner Bewohner, als durch deren Reichthum auszeichnete! Und nunmehr sollte jene Zeit sich wiederholen? Nun sollte abermalen eine Umlage gemacht werden, den jungen Erben auszulösen und vielleicht mit noch schwereren Opfern auszulösen? Man darf sich daher nicht darüber verwundern, daß die Bürgerschaft sich alsobald auf dem Rathhaus versammelte und

eine Deputation ins Schloß sandte, um den Grafen Eberhard im Bart um den Grund oder Ungrund dieser schaudererregenden Nachricht zu befragen.

Graf Eberhard lag eben damals an Gicht und Zipperlein schwer darnieder, was ihn auch gehindert hatte, selbst nach Reichenweiher zu reiten, um sich den Erben persönlich zu holen. Diese Nachricht wirkte aber so erschütternd auf ihn, daß er augenblicklich, so außerordentlich auch seine Schmerzen waren, aus dem Bette sprang und seine Räthe zu sich beschied, um schnell und unverzüglich die geeigneten Maßregeln zu ergreifen. Bereits hatte er Reitende nach allen Seiten hin ausgesandt, damit diese ihm Gewißheit verschafften, was er zu hoffen und was zu befürchten habe. Und nicht gering waren die Selbstvorwürfe, die er sich machte, daß er den drei geistlichen Herren nicht einige seiner tapfersten Ritter nebst einem ansehnlichen und kriegerischen Gefolge mitgegeben habe! Allein geschehene Dinge sind nicht mehr zu ändern, und das Einzige, was ein Vernünftiger in solchem Falle thun kann, ist, den Fehler so viel möglich wieder gut zu machen, um durch Klugheit wieder hereinzubringen, was man durch Unverstand verloren hat. Der Staatsrath war daher bereits längere Zeit versammelt, als die Deputation der Bürgerschaft auf's Schloß kam; allein man konnte den Männern keine beruhigende Antwort geben. Ja, nicht einmal etwas Genaues über die von der Regierung zu ergreifenden Maßregeln konnte man ihnen

mittheilen; denn ehe man gewiß wußte, wie die Sachen standen, ehe eine definitive Nachricht anlangte, daß der junge Eytel-Heinrich in der That gefangen sei, konnte man doch keinen Entschluß wegen seiner Befreiung fassen. Das Niederdrückendste bei der ganzen Sache war noch das, daß es möglicherweise Tage anstehen konnte, bis man eine sichere und verbürgte Gewißheit bekam, denn der Weg nach Straßburg hin und her ließ sich unter vier Tagen nicht zurücklegen, und nur in Straßburg kannte man wohl den ganzen Hergang bei dem Ueberfalle.

Während nun so Alles in tiefster Besorgniß war und die Räthe des Grafen Eberhard nicht aus und ein wußten, entstand auf einmal ein mächtig Geschrei auf der Straße. Die ganze Einwohnerschaft Stuttgarts war nehmlich durch das unselige Gerücht so allamirt, daß Niemand seinen gewöhnlichen Geschäften nachging, sondern die Leute standen in Gruppen vor ihren Häusern oder hatten sich auf den Marktplatz begeben, um da vor dem Rathhause auf genauere Kunde zu harren. Natürlich waren also Tausende von Kehlen bereit, jede neuere Botschaft mit Zorn, Angst oder Leid, je nachdem sie lautete, weiter zu tragen, und folglich wunderte sich Niemand im Schlosse über den Tumult, der plötzlich in den Straßen entstand. Nur darüber wunderte man sich, daß dieser Tumult ein fröhlicher zu sein schien, denn das Geschrei wurde immer mächtiger und mächtiger, ohne daß eine einzige Wehklage sich

darein mischte. Ja, im Augenblicke nachher konnte man gar nicht mehr darüber im Zweifel sein, daß es ein Freudengeschrei war, welches Tausende und aber Tausende ausstießen, denn urplötzlich stieg ein Jubelton gen Himmel, wie ihn nur eine Luftbotschaft der außerordentlichsten Art erzeugen kann. Die Rathsversammlung im Schlosse sollte übrigens nicht lange in der Ungewißheit harren, was dieser Jubel zu bedeuten habe, denn ein junger Bürgerssohn sprang, wie er ging und stand, im Wammse und in den Lederhosen, aufs Schloß und riß, ohne viel Umstände zu machen, die Flügelthüren der Ritterstube auf, woselbst Graf Eberhard im Barte mit seinen Räthen berathschlagte und so eben der Bürgerdeputation Stuttgarts seine Antwort ertheilte. Nicht einmal die Mütze nahm der Bursche ab, denn er hatte gar keine Zeit dazu und auch keinen Gedanken daran.

„Sie kommen," schrie er aus voller Kehle und mit einem vor Freude strahlenden Gesichte. „Sie kommen, sie kommen, sie kommen!"

„Wer kommt?" rief Graf Eberhard, dem die Aufregung fast die Sprache raubte.

„Der Stiftsprediger, und der Doktor Schöferlin, und der Kaplan, und der Graf Heinrich, und sein Söhnlein und die Amme und ihr Bräutigam und Alle, Alle, Alle!"

Ein Weiteres konnte er nicht sagen, denn spornstreichs, wie er herein gerannt war, rannte er auch wieder zum Saale

hinaus, um nicht der Letzte zu sein, der die Ankommenden begrüßte. Aber nicht bloß Er rannte zum Saale hinaus, sondern hinter ihm drein rannte die Deputation und der Staatsrath und der Graf Eberhard selbst und die gesammte Dienerschaft des Schlosses, weiblich und männlich, Alles unter einander! Solch' ein Schauspiel hatte man nicht erlebt, seit Stuttgart stand. Alles, was Füße hatte, rannte unter einander gemengt, durch die Kirchgasse über den Markt in die Hirschgasse und dem oberen Thore zu, welches damals da stand, wo jetzt die sogenannte enge Straße mit der breiten Straße sich kreuzt. Hunderte, ja Tausende eilten diesem selben Ziele zu, — Männer und Weiber, Alte und Junge, Ritter und Bürger, Alle unter einander, und jeder einen Jubelruf auf der Lippe und eine Siegesbotschaft in den Augen! Graf Eberhard im Bart selbst war mitten darunter und keineswegs einer der Letzten. Gicht und Podagra hatte er vergessen und rannte dahin, wie ein Jüngling von sechzehn Jahren. Ja sogar seine hohe Gemahlin, welche feine Sitte und zierlichen Anstand nie aus den Augen ließ und allen andern Damen Deutschlands durch ihre vollendeten Manieren, so wie durch die Bildung ihres Geistes voranleuchtete, sogar sie konnte es in ihren Gemächern nicht mehr aushalten, sondern sie schritt, von ihren Hofdamen begleitet, die breite Wendeltreppe herab, um sich vor die Burg oder gar in die Straßen der Stadt zu

begeben, damit sie des Schauspiels, das ihrer wartete, um so eher theilhaftig würde.

Es war aber auch in der That der Mühe werth, den Aufzug zu sehen, der sich langsam, Schritt vor Schritt, ja oft sogar ganz stockend, weil das Gedränge sich immer ärger mehrte, durch das obere Thor die Hirschgasse herab, über den Marktplatz, dem Schlosse näherte. Zuerst kam ein gewöhnlicher Bauernwagen mit Leitern, auf welchen einige Strohbündel geworfen waren, die als Sitze dienten. Ursprünglich war der Wagen mit zwei Rossen bespannt gewesen, aber diese hatten die jubelnden Bursche Stuttgarts längst ausgespannt, um sich selbst an ihre Stelle zu setzen. Und nicht etwa bloß Einzelne waren es, die den Wagen anstatt der Pferde zogen, nein Dutzende, ja Hunderte waren es, da Jeder, der nur irgend beikommen konnte, an demselben zog oder schob.

Auf dem Wagen befanden sich nur vier oder vielmehr fünf Personen, wenn man anders ein Kind von vier Wochen auch für eine Person gelten lassen will. Ganz vornen saß ein alter, grauer Mann in badischer oder vielmehr elsäßischer Bauerntracht mit einem unendlich fröhlichen Gesichte, dem die hellen Freudenthränen über die gebräunten Wangen herabliefen. Neben ihm als Fuhrmann und das Leitseil führend stand ein Bauernknecht im blauen Wammse mit dem Dreispitz auf dem Kopfe, wie ihn die Bauern des Schwarzwalds heute noch tragen. Rothe und blaue Bänder flatterten von seinem

Hute herab, als ginge es zur Hochzeit, und sogar die gewichtige Peitsche war mit solchen Bändern geziert; aus dem Munde aber drang ein mächtiger Juchheischrei nach dem andern. In der Mitte des Wagens auf einem Strohbunde eng vereint saß ein junges Paar, ebenfalls in bäuerlicher Tracht; aber man sah es den feinen Gesichtern fast wohl an, daß diese Tracht nur eine entlehnte sei. Besonders das Mädchen zeichnete sich durch eine so weiße und durchsichtige Haut aus, daß die ersten Damen des Hofes sie darum beneiden durften. Sie hielt einen in Kissen eingehüllten Säugling auf den Armen und hob ihn hoch empor, daß ihn Jedermann sehen konnte. Hunderte griffen nach dem Kinde, aber sie gab es nicht aus ihrer Hand, und der junge Bursche, der neben ihr saß, stand ihr in diesem Bestreben gar kühn und hülfreich zur Seite. Auch diese beiden jungen Leute sahen so überaus fröhlich darein, daß Einem das Herz im Leibe lachen mußte, wenn man sie nur ansah. Ja, sogar der junge, kaum einen Monat alte Bube, welchen das schöne Mädchen, so in Bauerntracht verkleidet war, in den Armen hielt, schien von der allgemeinen Freude angesteckt, denn das volle Gesichtchen desselben lächelte gar gutmüthig, und der kräftige neue Weltbürger zeigte sich durch das außerordentliche Getümmel und das laute Halloh und Juchhe der Menschenmenge nicht im Geringsten erschreckt oder allarmirt. Hinter den Wagen ritten vier Herren, drei davon in geistlicher Tracht, jedoch trugen sie breite

Schwerter über ihren Röcken, als ob sie die Versinnlichung von Krieg und Frieden vorstellen wollten. Der Vierte war ein gar stattlicher Herr in vollständiger Ritterrüstung, obgleich diese nicht eben besonders hell erglänzte, sondern vielmehr durch Hiebe und Schläge ganz außerordentlich mitgenommen schien. Auf dem Kopfe trug er statt der Stahlhaube eine einfache Mütze, unter welcher das reiche Haar in langen Locken zu beiden Seiten hinabfiel. Das Gesicht strahlte wie heller Sonnenschein und in den Augen perlten ihm Thränen, wie er die jubelnde Menschenmenge gewahrte. Jetzt war der Zug bis in die mittlere Hirschgasse vorgedrungen, konnte aber hier des Gewühls halber auch nicht einen Schritt mehr vorwärts kommen. Da riefen plötzlich tausend und aber tausend Kehlen: „Unser Graf Eberhard, unser lieber Herr und Fürst hoch!“ Und in demselben Augenblicke hatte auch der Graf den Zug erreicht.

Es war ein feierlicher Moment, und kein Auge, das denselben mit ansah, blieb trocken! Als nehmlich Graf Eberhard an den Wagen gelangte, richtete sich das Bauernmädchen im Wagen hoch auf. Noch höher hielt sie das Kind in ihren Armen. Zu gleicher Zeit sprang der Ritter, der hinter dem Wagen ritt, von seinem Rosse und ließ sich von dem Mädchen den Knaben reichen. Dann wandte er sich gegen den Grafen Eberhard und streckte ihm den Buben entgegen.

„Hier, mein Herr Bruder und Vetter,“ sprach er mit tief

bewegter Stimme; „hier hast du mein Theuerstes in der Welt. Ich übergebe dir den Stammerben von Württemberg.“

Der Graf übernahm das Kind und sah ihm lange mit Entzücken in das frische Gesichtchen. Der Knabe aber hielt den Blick aus und schaute dem hohen Herrn gar unerschrocken in die Augen, als ob er schon einen Begriff hätte von dem, was um ihn vorging.

„Das ist ächt württembergisch Blut,“ rief jetzt der Graf frohlockend; „kühn, unverzagt und freien Geistes. Der Bub' hat ein Auge wie mein kriegerischer Vorahn, der Eberhard, den sie den Greiner nennen, und eine Stirn, so breit und stark wie der Ulrich, so den Beinamen des Stifters hat. Darum soll er auch Ulrich heißen fortan, denn er hat unser Haus gleichsam von Neuem gestiftet, da es ohne ihn ausgestorben und verschollen wäre.“

Nun stiegen auch die drei geistlichen Herren von ihren Pferden und näherten sich ihrem Gebieter, um ihn zu begrüßen und ihm von ihrer Fahrt Bericht zu erstatten, aber der Graf hatte für Nichts Ohren und Sinn. Er hielt den Knaben fest in seinen Armen und schaute ihn unverwandt an. Dann schritt er langsam weiter dem Schlosse zu, gefolgt von der ganzen großen, fast unabsehbaren Menge. Den Knaben aber gab er nicht aus den Händen, sondern trug ihn selbst, ihn fest an seine Brust drückend, und mit einem so stolz-fröhlichen Gesichte, als wäre ihm derselbe so eben erst geboren

worden. Vor der Zugbrücke, welche ins Schloß führte, stieß er auf seine hohe Gemahlin, welche ihn da mit ihren Hofdamen erwartete.

„Hier, Bärbel, hast du einen Sohn,“ sagte er, als er sie erblickte, und gab ihr den Buben in die Hand. Es war ein schlicht und einfach Wort, das er sprach, aber es lag gar Vieles darin, das die Bürger von Stuttgart mit Jubel aufnahmen. Es lag darin die Liebe eines schlichten Landmanns, der zu seinem Weibe spricht, wie zu seiner Genossin in Leid und Freud' durch's ganze Leben. Es lag darin der Stolz eines Vaters, der einen Erben und Nachfolger zu seinem Anwesen erhalten hat. Es lag darin der Triumph eines Hausherrn, der sein Gehöfte vor dem Untergange bewahrte und so eben den Grundstein zu einem noch stolzeren Gebäude legte. „Hier, Bärbel, hast du einen Sohn!“ Diese einfachen Worte pflanzten sich fort von Munde zu Munde, und ein fast endloser Jubel war die Antwort der Einwohnerschaft Stuttgarts darauf.

Solcherartig war der Einzug des jungen Eytel-Heinrich von Mömpelgard, des nachmaligen Herzogs Ulrich, in die Stadt Stuttgart. Und wer hätte in jener Stunde daran gedacht, daß dieser kaum einen Monat alte süß lächelnde Bube der tapferste und berühmteste, wie auch der vielgeprüfteste und schwer heimgesuchteste aller württembergischen Regenten werden würde?

Die Gräfin Barbara, die stolze Tochter des Herzogs von Mantua, nahm den Knaben in ihren Arm und trug ihn ins Schloß hinauf in ihre Gemächer, und alsobald ward dem Buben ein eigen Zimmer eingeräumt, und die Gräfin hielt ihn von nun an, als wäre er von ihr selbst in Geburtswehen empfangen worden.

Den zweiten März des Jahres 1487 vergaßen die Stuttgarter lange nicht. Es war ein Tag, ganz in Freude getaucht und leuchtend wie ein von tausend Lichtern erglänzender Christbaum. Eigentliche Festlichkeiten wurden keine veranstaltet, weder Tänze, noch Spiele, noch Zweckessen, aber aus jedem Gesichte strahlte die Wonne und jedes Herz tanzte vor Lust und Vergnügen. Am Abende war jedes Haus festlich erleuchtet und auch in der kleinsten Hütte und in der engsten Straße brannten die Lichtlein gar fröhlich und hell hinter den Gardinen und wetteiferten mit den großen Pechpfannen, so auf dem Marktplatze und vor der gräflichen Burg aufloderten. Arm in Arm und ohne irgend ein Gefolge hatten die beiden Grafen Eberhard und Heinrich die ganze Stadt durchwandelt, und wo sie einer Gruppe begegneten, da standen sie still und plauderten mit den Leuten und schüttelten ihnen die Hände, als wären es Brüder oder Schwestern. Es war nicht, als ob Fürsten zu ihrem Volke sprächen, es war als ob ein Vater unter seine Familie träte. Also war Graf Eberhard von seinen Unterthanen geliebt und verehrt!

Erst spät in der Nacht kehrten die beiden Grafen ins Schloß zurück, und hielten nun noch eine lange und einsame Unterredung mit einander. Kein Zeuge hörte, was sie da mit einander sprachen, und viel Freudiges und viel Trauriges mögen sie mit einander ausgetauscht haben, denn als die Unterredung zu Ende ging, schwammen ihrer Beiden Augen in Thränen, Thränen halb der Wehmuth, halb der Lust.

„Was du mir gesagt hast, mein theurer Bruder und Vetter," sprach zum Schlusse Graf Eberhard im Bart, dem Grafen Heinrich die Hand reichend, „das soll Alles genau und wörtlich befolgt werden, so weit die Erfüllung in menschlichen Kräften liegt, und gleich morgen sollst du erfahren, daß dein treuer Ritter Willibald bei mir von nun an als mein eigener Marschall in Amt und Dienst treten wird. Auch seine Hochzeit mit Marien will ich ausbieten, und zwar so herrlich, als je eine im Schwabenlande gefeiert ward, denn die Marie von Hagenbach ist ja die eigentliche Retterin unseres beiderseitigen Sohnes und Erben. Aber bis jetzt hast du nur immer von Andern gesprochen und von dir selbst war nun und nimmer die Rede. Hast du denn gar keinen Wunsch, gar keine Bitte, so dich selbst und dein eigen Haus betrifft? Du weißt, daß der Eberhard im Bart dir mit Leib und Seele verpflichtet ist, und du hast gar kein Begehr, das dich selbst und deine eigene Person anginge?"

„Wohl hab' ich auch dieß, mein theurer Bruder," er-

wiederte Graf Heinrich mit tiefer Wehmuth in der Stimme. „Du weißt, welch' herbe Schicksale mich schon betroffen haben. Du kennst die Grausamkeit des tollen Karl, den sie den Kühnen nennen, und wie er den Scharfrichter mit dem bloßen Schwerte hinter mich stellte. Aber du kennst nicht die Liebe, die ich zu meinem Weibe hegte, du kennst nicht das Herzwehe, das mich zermarterte, als die Niederträchtigkeit meiner Feinde sie mir gewaltsam entriß. Seit jenem Tage ist es, als ob von Zeit zu Zeit ein Schleier über meine Augen gezogen würde, der mir die Sehkraft raubt, und wenn solche Augenblicke kommen, so wird mein Geist umdüstert, als ob mich Wahnsinn erfaßte. Dann bin ich meiner selbst nicht mehr mächtig; es wird mir, als ob alle Qualen der Hölle auf mich losstürzten und ich hab' an Nichts mehr Lust, als an Blut und Blutvergießen. Sie haben mir es nicht gesagt, damals, als der erste Anfall über mich kam, was Schreckliches ich in meinem Fieberwahnsinn begonnen habe; aber in meinem Geiste blieb es doch gegenwärtig und ich weiß Alles bis auf die geringste Kleinigkeit. Ich war wahnsinnig und handelte als ein Wahnsinniger. Jener furchtbare Zustand wird wiederkehren und ich ahne es, von nun an wird kein Jahr vorübergehen, in welchem mich nicht die Nacht des Tollsinns mit ihren Krallen auf eine Zeit lang wenigstens gefangen hielte. Du weißt, wie all' dieß gekommen, du weißt, wie hart das Schicksal an meinem

Lebensnerv gezehrt, darum gönne mir ein Asyl, wo ich mein Leben in Ruhe beschließen kann, weis' mir eine Burg an, wo ich in Einsamkeit hausen mag, bis Gott diese müden Augen schließt, die des Schrecklichen mehr erschaut haben, als gewöhnliche Menschen zu ertragen im Stande sind."

Kein Wort erwiederte Graf Eberhard, sondern er drückte seinem Bruder und Vetter nur stumm die Hand. Jeder wußte, wessen er sich von dem Andern zu gewärtigen habe. Den andern Morgen beschied Graf Eberhard den Ritter Willibald von Sperberseck in sein Gemach, in welchem sich bereits Graf Heinrich von Mömpelgard eingefunden hatte. Alle drei verließen darauf zu Fuß die Burg. Sie schritten über den Marktplatz und durch das Eßlinger Thor hinaus, welches damals da stand, wo jetzt in der Marktstraße die Eberhardsstraße und die Carlsstraße sich vereinigen. Nur wenige Schritte vor dem Thore auf der linken Seite stand ein stattlich Haus. Es steht noch, obwohl vielfach verändert und umgestaltet, wie auch durch vorgebaute Häuser fast versteckt und in den Hintergrund gestellt. Man hat nehmlich nachmals die Hofmange daraus gemacht und es später in die Schönfarbe verwandelt, die es viele Jahre lang blieb, bis es in Privathände überging. Dieses Haus nun war damals eines der größten und schönsten in der Stadt Stuttgart und zu einer ritterlichen Residenz mehr als eines geeignet. Zu solchem Zwecke hatte es auch Graf Eberhard im

Bart vor Kurzem erkauft, und jetzt gedachte er ihm seine Bestimmung anzuweisen.

„Willibald von Sperbersed," sagte der Graf, als sie in das Haus traten, „du liebst Marien von Hagenbach, und sie liebt dich. Ihr seid einander ebenbürtig an Gestalt, Adel und Sinn, aber sie ist eine reiche Erbin, und es ist nicht gut, wenn der Mann sich sagen muß, daß alles Geld und Gut von der Frau herstammt. Darum ist von nun an dieß Haus hier, und was daranhängt, dein Eigenthum und bereits als solches im Lagerbuch der Stadt eingetragen. Von heute an heißt es die Herberge des Willibald von Sperbersed. So wirst du also deiner zukünftigen Frau im Besitz und Reichthum wohl etwas nachstehen, aber doch nicht allzu sehr untergeordnet sein. Auch ernenne ich dich mit dem heutigen Tage zu meinem Marschall und Hausvogt, da Graf Heinrich entschlossen ist, seinen eigenen Hausstand aufzugeben und nach Hohenurach zu ziehen, wo er sein Leben beschließen will. Sag' mir keinen Dank, denn du bist nicht mir, sondern ich bin dir verpflichtet. Du und Marie haben den Erben von Württemberg gerettet. Sei ihm treu auch in späteren Zeiten, und gestatte mir, Eure Hochzeit so auszurüsten, wie sich's für einen so ritterlichen Herrn und treuen Diener, als du bist, geziemt."

Also ward es auch ein paar Monate später gehalten, und die Hochzeit war eine der solennesten, die je in Stuttgart

im Schlosse gehalten wurde. Der Graf Heinrich von Mömpelgard zeigte sich an diesem Tage so fröhlich, wie man ihn noch selten gesehen hatte. Bald darauf aber erfaßte ihn wieder die Nacht seines Trübsinns und er mußte oft wochenlang in der Burg Hohenurach bewacht werden, wie man Tobsüchtige und Wahnsinnige zu bewachen pflegt. Er ging hernachmals ein zweites Band der Ehe ein, aber es war kein Band der Liebe, sondern ein Band der Versorgung und Verpflegung, wie es sein Zustand erheischte. Diese zweite Gemahlin hieß Fräulein Eva, und war eine Tochter des Grafen Hans von Salm, eines armen, aber wackeren Edelmannes. Besaß sie aber auch keine irdischen Güter, so war sie doch reich an Treue und Aufopferung, und verpflegte ihren Gatten bis an sein Ende, das im Jahr 1519, am 15. April erfolgte. Aus dieser Ehe stammte Georg von Württemberg, der nachmalige Stammhalter des Hauses, nachdem die Nachkommen des Herzogs Ulrich alle mit Tod abgegangen waren. Traurig und öde verfloß aber von nun an das Leben des von der Natur so reich begabten Grafen Heinrich dahin, denn die Wahnsinnsanfälle wiederholten sich von Jahr zu Jahr immer öfter, und er mußte nicht selten in festen Banden vor Wuthausbrüchen gewahrt werden, die sonst nicht bloß für ihn selbst, sondern für seine ganze Umgebung todbringend ausgefallen wären.

Auch über das Schicksal der übrigen in diese Geschichte

verflochtenen Personen wollen wir mit kurzen Worten hinweggehen, uns vorbehaltend, über das Leben und die Schicksale des jungen Eytel-Heinz Näheres in späteren, mit dieser ersten Erzählung zusammenhängenden Geschichten zu berichten.

Der Graf Eberhard im Bart starb reich an Ehren und Würden schon wenige Jahre später, nehmlich im Jahre 1496. Der Kaiser hatte ihn seiner vielfachen Verdienste wegen, und weil er der einzige Graf im deutschen Lande war, welcher in Beziehung auf Ansehen sowohl, als auf Besitzthum weniger als ein Graf, denn als ein Reichsfürst erschien, im Jahre zuvor zum Herzoge erhoben und dadurch dem Hause Württemberg einen Glanz verliehen, welchen nur wenige Fürsten des Reichs mit ihm theilten. Der neue Herzog war für Alle ein Vorbild der Weisheit, Tapferkeit und Tugend, und ihm rühmte man es nach, daß jeder Unterthan in ihm einen Vater und Wohlthäter erblickt habe. Darum lüpft noch jetzt jeder Württemberger den Hut, wenn man den Namen „Graf Eberhard im Bart“ nennt.

Sieben Jahre nach ihm starb die edle Frau Barbara, seine Gemahlin, nehmlich im Jahre 1503. Auch ihr Leben war reich an Tugenden und Beweisen hohen weiblichen Sinnes. Ganz anders gestältete sich aber der Lebenslauf des Grafen Eberhard des Jüngeren, des Geschwisterkindes Graf Eberhards im Barte. Von dem Turniere zu Stuttgart an kam er lange nicht mehr in's Land seiner Väter, sondern trieb sich unstät

und flüchtig bald in dieser, bald in jener Reichsstadt, bald bei dem einen, bald bei dem andern Herrn oder Fürsten herum. Seine Lebensweise blieb immer dieselbe: Schlemmerei und Verschwendung! Darum stack er stets in tiefen Schulden, und die ihm von Graf Eberhard im Bart gereichte Pension wollte nun und nimmermehr ausreichen. Und wie seine Lebensweise, so war auch sein Umgang! Immer die nehmlichen Gesellschafter: heruntergekommene Wichte aus dem adeligen oder Bürgerstande, liederliche Mönche und verlaufene Dirnen! Darum sank sein Ansehen von Jahr zu Jahr immer tiefer und kein Mensch schenkte seinen ewigen Klagen mehr Gehör. Nach dem Tode Graf Eberhards im Bart fiel ihm die Regierung Württembergs zu und er wurde den alten Verträgen gemäß der zweite Herzog von Württemberg; aber die Freude dauerte nur kurze Zeit. Nachdem er nehmlich in den ersten paar Wochen nach seinem Regierungsantritt einen Anlauf genommen hatte, als wollte er in sich gehen und sich bessern, verfiel er gleich darauf wieder in das alte Treiben, das er wo möglich noch schlimmer machte, denn zuvor, weil er nun die Macht und das Geld hatte, seinen Gelüsten zu fröhnen. Deß wurden die Württemberger bald satt und die gesammte Landschaft sagte ihm den Gehorsam auf. Adel, Geistlichkeit, Bürgerschaft und Bauernstand waren einig, daß solchem Herrn nicht zu gehorchen sei, und — so zog er schon nach zwei Jahren wieder von Stuttgart ab, ein flüchtiger, abge-

letzter Herzog! — Der Kaiser bestätigte nehmlich das Verfahren der Landschaft trotz der bittern Klagen des vertriebenen Herzogs, an dessen Statt die Landschaft den jungen Eytel-Heinz oder Ulrich berufen hatte. Wenige Jahre darauf starb Eberhard der Jüngere im Exil auf einer Burg im Odenwalde, im Jahre 1504: ein von Jedermann Verlassener, tief herabgekommener Mann. Seine Frau, die er so unwürdig behandelt hatte, lebte dagegen noch lange Jahre und war den Armen und Nothleidenden ein Trost, absonderlich denen von Nürtingen, wo sie fast beständig Residenz hielt, und woselbst sie auch im Jahre 1520 verstarb. Ihr Name wird dort stets in gutem Andenken bleiben.

